Toronto University Library

Presented by

Messrs Dulau & Co

through the Committee formed in
The Old Country
to aid in replacing the loss caused by
The disastrous Fire of February the 14th 1890

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/geschichtevonven00phil

THE UNIVERSITY OF TEXAS

Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Neunzehnter Theil.

Geschichte von Venedig.

Drittes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilscherſche Buchhandlung.
1828.

HI
P5526

Geschichte

von

Venedig,

von

Dr. Ferd. Philippi,
Großherzogl. Sächs. Hofrath.

Drittes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilscherſche Buchhandlung.
1828.

13590 A
12/6/91

Siebente Periode.

Von dem Untergange der Oberherrschaft des venetianischen Handels durch die Entdeckungsreisen der Spanier und Portugiesen bis zum Verlust aller italienischen Besitzungen durch die Ligue von Cambrai; von 1493 bis 1510.

Karl VIII. war noch nicht in Italien erschienen, als schon einer seiner Mitverbündeten die Farbe wechselte. Der König von Neapel hatte den Papst für sich gewonnen, theils durch Annäherung, theils durch einen Heirathsvertrag zwischen ihren beiden unehelichen Kindern. Unter den Bemühungen, Alexander VI. gänzlich von Frankreich loszureißen, starb Ferdinand, dessen Sohn Alphons den Papst durch die glänzendsten Versprechungen dahin vermochte, ihm die Investitur zu ertheilen, und sich zum Verbündeten Neapels zu erklären. Als dieses Bündniß eben geschlossen war, kamen die Gesandten Frankreichs in Rom an, um für ihren Herrn die Investitur nachzusuchen. Die Antwort des Papstes war weder eine Weigerung noch ein Versprechen, sondern ein Schleifweg zwischen der einen und dem andern. Wiewohl die Florentiner Ursache

hatten, Frankreich zu schonen, so erklärten sie sich dessen ungeachtet für das Haus Arragonien. Die Venetianer lehnten eben so fein als ehrfurchtsvoll die kriegerische Theilnahme, zu welcher sie Frankreich aufforderte, ab, indem sie dabei als Entschuldigungsgrund die Pflicht der Wachsamkeit gegen die Türken anführten. Umsonst suchte Karl VIII. durch seinen Kanzler Philipp von Commines die venetianische Regierung auf andere Gedanken zu bringen, sie beharrte trotz der hochfliegenden Anerbietungen auf ihrem ersten Entschluß.

So unternahm Karl einen fernen Eroberungszug im Vertrauen auf die sehr verschriene Treue des Herzogs von Mailand, während sich der Papst und die Florentiner bereits für Alphons erklärt hatten und die Neutralität Venedigs sehr verdächtig war. Er hatte die Berge noch nicht überschritten, als er schon den Titel eines Königs von Jerusalem und beider Sicilien annahm. Die Flotte, welche er in Genua ausrüsten ließ, kostete ihm 300,000 Livres, die ganze Summe, welche er für diesen Krieg aufgebracht hatte. Noch vor Eröffnung des Feldzugs mußte man borgen, und zwar unter harten Zinsen. Einige geliehene Kostbarkeiten wurden sogleich zu Gelde gemacht. Man kann nicht laut genug dem öffentlichen Unwillen die unbesonnenen und verdorbenen Minister preisgeben, die den unerfahrenen König in eine eben so tollkühn entworfene als närrisch geleitete Unternehmung hineinzogen. Die Geschichte erhebt darüber ihre Anklage gegen Stephan von Vesc, anfänglich Kammerdiener des Königs, später Seneschall von Beaucaire und gegen Briconnet den Oberfinanzverwalter, später Bischof von St. Malo und Cardinal.

Der König von Neapel wollte in seiner Heftigkeit dem Feinde zuvorkommen und seinen Sohn mit einem Heere nach der Romagna schicken, das die Truppen des Papstes verstärken sollte. Man war damals im Monat Julius 1494. Der Plan war geschickt entworfen. Allein die dringenden Vorstellungen Alexanders VI. bestimmten Alphons, einen Theil seiner Truppen an den Grenzen zurückzubehalten, um zur Vertheidigung des Kirchenstaates bei der Hand zu seyn. Der gleichzeitige Versuch des Papstes, in Genua eine Partei gegen Frankreich und Mailand in die Waffen zu bringen, blieb ohne Erfolg. Der Erbprinz von Neapel kam mit dem halben Heere seines Vaters in der Romagna ein, konnte aber nur bis Imola vordringen, wo er die ersten französischen Posten vor sich fand.

Der Papst richtete ein Breve an den König Karl, in welchem er ihm unter Androhung von Kirchenstrafen verbot, in Italien weiter vorzugehen. Karl antwortete, er habe seit langer Zeit dem heiligen Petrus zu Rom ein Gelübde gethan, das er, so wahr er lebe, erfüllen müsse. Der Papst schweifte in seinem Zorne so weit aus, daß er die Türken gegen die Nähe der Franzosen zu Hülfe rief; allein der Sultan Bajazeth, ein friedliebender Fürst, blieb ein ruhiger Zuschauer.

Die Pocken, welche Karln nach seinem Zuge über die Alpen befielen, hielten ihn in Asti bis zum October auf. Unterdessen hatten seine Truppen die Neapolitaner bei Rapallo an der genuesischen Küste geschlagen, und das neapolitanisch-päpstliche Heer in der Romagna aufgehalten. Der Mangel an Geld und andere Hindernisse brachten den König

und einige seiner Hofleute zur Besinnung über das gefährliche Wagstück. Karl hätte vielleicht sein leichtsinniges Vorhaben aufgegeben, wäre er nicht von einem genuesischen Cardinal, Julius della Rovere, einem Todfeinde des Papstes, und von dem Herzoge von Mailand, auf seine ersten Absichten zurückgebracht worden. Karl brach endlich auf mit 1600 Reitern, 6000 Schweizern und 6000 Mann französischen Fußvolks, dessen Hälfte aus Gascognern bestand. Die Artillerie, 160 Stücke stark, war besodners wegen der Leichtigkeit merkwürdig, mit welcher sie sich von Pferden ziehen ließ, und dadurch die Vorspannung zahlreicher Stiere unnöthig machte.

Als der König durch Pavia ging, besuchte er in der Citadelle den rechtmäßigen Herzog von Mailand, der seit einiger Zeit krank war, und von Ludwig Sforza gefangen gehalten wurde. Karl zeigte ihm dasjenige Interesse, welches seine Verbindung mit dem Usurpator zuließ. Kaum war er von Pavia abgereist, so erfuhr er den Tod dieses Fürsten. Ludwig Sforza konnte dem Verdacht nicht entgehen, die Tage seines Neffen abgekürzt zu haben. Die Gerüchte, welche bei dieser Gelegenheit in Umlauf kamen, waren nicht geeignet, dem Könige Zutrauen gegen Ludwig Sforza einzuflößen. Er nahm sogar in seiner Nähe Sicherheitsmaßregeln, die für denselben beleidigend waren. Es war ein mißliches Ding um die Treue dieses Bundesgenossen; der Papst und der König von Neapel lagen Ludwig Sforza schon seit geraumer Zeit an, vereinigt mit ihnen, die Franzosen über die Alpen zurückzujagen.

Das französische Heer nahm seinen Weg mitten durch Toscana. Die neapolitanischen Truppen,

welche in der Romagna standen, mußten sich zurückziehen, um die Grenze der südwärts liegenden Provinzen zu decken.

Beim Vorrücken brachten die Franzosen die erste Besatzung um, welche ihnen Widerstand leistete, und selbst einige Einwohner. Der erschrockene Peter von Medici begab sich nach dem Hauptquartier, ließ sich vor dem Könige aufs Knie nieder, erschöpfte sich in Bezeigungen der Unterwürfigkeit, übergab die vornehmsten Städte Toscana's und versprach ihm bei den Florentinern eine Anleihe von 200,000 Ducaten auszuwirken. Diese zürnten ihm mit Recht darüber, daß er als Haupt der Republik über ihre Städte und Geldquellen willkürlich hatte verfügen wollen, sie erklärten ihn für einen Empörer, jagten ihn aus der Stadt und zogen seine Güter ein. Medici flüchtete sich nach Venedig.

Die Einwohner von Pisa baten Karln während seiner Anwesenheit knieend, sie von dem Joche ihrer abgesagten Feinde, der Florentiner zu befreien. Karl versprach ihnen die Freiheit und ließ eine französische Besatzung in der Stadt zurück. Von Pisa wandte er sich nach Florenz, wo er die Saiten anfänglich so hoch spannte, daß die Unzufriedenheit in offenem Widerstand auszubrechen drohte. Der König lenkte ein, begnügte sich mit 200,000 Ducaten, schwur die überlieferten Plätze zurückzugeben, und wiewohl die gereizte Stimmung der Florentiner beim weitern Vordringen zur Vorsicht rieth, so beschleunigte er dessen ungeachtet seinen Marsch auf Rom. Die befestigten Zugänge wurden nicht vertheidigt; der Prinz von Neapel hatte sich zwar mit seinen Truppen hineingeworfen, aber der Papst fürchtete weniger den Zorn des von ihm schwer beleidigten Königs,

als den Haß des Cardinals de la Rovere und einiger andern Prälaten. Er begriff, daß wenn die Franzosen als Sieger in Rom erschienen, die Partei seiner Feinde zu viele Vortheile haben würde, und daß die Erbitterung derselben ihm vielleicht die Tiare kosten könnte; wenn er dagegen mit Karln auf Unterhandlungen eingehe, so habe dieser nicht nur keinen Vorwand, sondern selbst kein Interesse auf seine Absetzung zu dringen. Die gemäßigten Forderungen, welche der König an den Papst richtete, ohne alle Gefahr für dessen Person oder Würde, und die hauptsächlich den freien Durchzug durch Rom und Lebensmittel bezweckten, trugen ebenfalls zu einem schnellen und friedlichen Abkommen das Ihrige bei. Am 31. December 1494 rückten die Franzosen durch ein Thor ein, während die Neapolitaner durch ein anderes abzogen. Der Papst hatte sich, trotz seiner Versöhnung mit dem Könige, in die Engelsburg geworfen. Man mußte ihn durch Geschütz daraus vertreiben. Die Cardinäle, Feinde Alexanders VI., unter ihnen besonders Julian de la Rovere, drangen in den König, diesen durch seine Sitten und Tyrannei gleich verhaßten Papst absetzen zu lassen. Karl ließ sich hingegen durch seinen Günstling, den Bischof von St. Malo, bestimmen, der von Alexander VI. den Kardinalshut erwartete und wesentlich zum Abschluß des folgenden Vergleichs beitrug. Es war darin festgesetzt, daß die Plätze Civita-vecchia, Terracina und Spoleto den Franzosen bis nach der Eroberung Neapels überlassen bleiben sollten, und daß der Papst Karln die Investitur über Neapel ertheilen würde. Nachdem der König den Papst so militairisch behandelt hatte, noch dazu in seiner eigenen Hauptstadt, stand er nicht an, ihm als dem

Oberhaupte der Kirche Huldigung und Gehorsam zu leisten.

Während der König in Rom verweilte, trugen sich in Neapel große Veränderungen zu. Die Rückkehr des Heeres hatte jedermann entmuthigt, ausgenommen die Mißvergnügten; es bildeten sich Parteien. Alphons, ein harter Fürst, aber dessen ungeachtet gepriesen von allen Dichtern seiner Zeit, glaubte der Auflösung seiner Macht zuvorzukommen, indem er sie zu Gunsten seines Sohnes niederlegte.

Der neue König Ferdinand II. ließ es weder an Thätigkeit noch Entschlossenheit fehlen, um den Franzosen den Eintritt in seine Staaten streitig zu machen. Er befestigte seine Plätze, und nahm an der Grenze eine glücklich gewählte Stellung ein; allein die ausgebrochenen Unruhen in der Hauptstadt riefen ihn schnell dahin zurück. Nachdem er die Ordnung wieder hergestellt hatte, eilte er in sein Lager zurück; seine Soldaten hatten sich aufgelöst, seine Generale waren von ihm abgefallen. Capua, das bei Annäherung der Franzosen die weiße Fahne aufgepflanzt hatte, verschloß ihm die Thore. Die Festungen ergaben sich durch die Feigheit der Befehlshaber. Die neuerdings aufrührerische Hauptstadt sandte Abgeordnete an den Sieger. Ferdinand ging auf die Insel Ischia zurück und Karl zog den 21. Februar 1495 in Neapel ein. Dieses schöne Königreich hatte ihm nur eine Belagerung von einigen Stunden gekostet, weshalb auch der Papst sagte: der König von Frankreich habe Italien nicht mit dem Degen, sondern mit der Kreide in der Hand durchzogen.

Aber ein kampfloser Einfall ist noch keine Eroberung, und eine Eroberung ist noch kein festge-

gründeter Besitz; die Täuschung des Königs mußte noch wachsen, als er die Aeußerungen der Freude, der Begeisterung, der Liebe vernahm, womit ihn das beweglichste und vielleicht ausdruckreichste Volk der Welt empfing. Die Straßen waren mit Tapeten belegt, die öffentlichen Plätze mit Menschen überfüllt; aus den Fenstern warfen prächtig geschmückte Frauen Zweige und Blumen auf den Weg des Königs. Unter einem so fröhlichen Willkommen hielt er seinen Einzug zu Pferde, die Krone auf dem Haupt, das Scepter in der rechten Hand, den Globus in der andern, indem er an die Kinder, welche ihm die Damen vorzeigten, Ritterorden austheilte, und sich zum Kaiser des Orients ausrufen ließ; eine Würde, die er durch Kauf von einem verjagten Fürsten Morea's, und angeblichen Sprößling der alten griechischen Kaiser erworben zu haben glaubte.

Während er sich die kaiserliche Krone aufs Haupt setzte, zögerte Alexander VI. noch immer, ihn mit dem Königreiche Neapel zu belehnen. Die festen Schlösser Neapels, die sich nicht unterwerfen wollten, wurden belagert, und zur Uebergabe gezwungen; zum Ruhme Karls muß man sagen, daß er die Nähe des Feindes keineswegs mied. Mehrere Städte des Königreichs, unter ihnen Brindisi, Otranto, Gallipoli, Reggio standen noch auf der Seite des Hauses Arragonien. Das kleine französische Heer war eben stark genug gewesen, um Italien zu durchstreifen, allein es reichte nicht hin zur Besetzung aller Punkte eines mäßigen Staates; überdies waren die Soldaten, die Anführer, der König selbst, mit andern Gegenständen beschäftigt. Die Ueberspannung ehrgeiziger Wünsche richtete die Aufmerksamkeit des Königs viel zu ausschließend auf

Privatangelegenheiten. Sein ehemaliger Kammerdiener, Stephan von Vesc, gegenwärtig Minister, ließ sich ein Herzogthum als Geschenk aussetzen; andere Hofleute erhielten Städte. Solche unverhältnißmäßige Begünstigungen mußten die Großen des Landes aufbringen; einige nahmen den geleisteten Eid der Unterwerfung zurück, und traten wieder auf die Seite Arragoniens hinüber. Fast alle Aemter des Königreichs wurden Franzosen übertragen; zu ihren Gunsten veräußerte man eine Menge von Domainen. Als Karl nicht mehr mußte, was er seinen Hofleuten geben sollte, so erlaubte er ihnen, den Proviant in den eroberten Plätzen und selbst in den Schlössern Neapels zu ihrem Vortheile zu verkaufen. Der Stolz und die Habsucht der Eroberer steigerten den Unmuth des Volks immer sichtbarer. Turniere, unüberlegte Freigebigkeit, selbst die Erlassung mehrerer Abgaben, wiegen die übeln Wirkungen eines verschwenderischen Staatshaushaltes keineswegs auf, und es waren seit der Ankunft Karls in Neapel noch nicht zwei Monate verflossen, so gab es daselbst nur Unzufriedene.

In der Ferne zog sich unterdeß ein Gewitter zusammen. Alle italienische Fürsten, ohne den Herzog von Mailand auszunehmen, waren durch die Gegenwart eines französischen Heers im Herzen der Halbinsel aufgeschreckt worden. Die Fehler des Königs beschleunigten das Bündniß seiner Feinde. Venedig lieh den Klagen der andern italienischen Mächte ein günstiges Ohr, und arbeitete an einer Vereinigung mit dem Könige von Spanien und dem Kaiser. Der König von Spanien, Ferdinand von Arragonien, sah nicht nur mit Widerwillen die

unächte Linie seines Hauses aus dem Besitz des Throns von Neapel verdrängt, sondern er fürchtete auch als König von Sicilien die Nachbarschaft eines so mächtigen Fürsten, wie Karl VIII. war. Der Kaiser, schon seit längerer Zeit eifersüchtig auf Frankreich, hatte erst neuerdings von dem Beherrscher desselben eine doppelte Beschimpfung erlitten. Der König hatte nämlich die Tochter des Kaisers verschmäht und zurückgeschickt, und zwar in der Absicht, diesem Anna von Bretagne, seine Verlobte, zu rauben.

Die Gesandten aller dieser Mächte hatten sich unter verschiedenen Vorwänden in Venedig versammelt, und hielten daselbst geheime Zusammenkünfte, deren Gegenstand jedoch dem Scharfblicke des französischen Gesandten, Philipp von Commines nicht lange fremd blieb. Er beklagte sich deshalb bei der Signoria; man suchte ihn zu beruhigen, gestand übrigens die Besorgnisse ein, welche die Erfolge der französischen Waffen der Republik einflößten, und schlug für die Aufrechthaltung der freundschaftlichen Verhältnisse einige Vergleichungspunkte vor, welche Philipp von Commines dem Kaiser mittheilte, der aber auch nicht von fern darauf eingehen wollte. Alle diese Verhandlungen waren der Einnahme Neapels vorhergegangen; nach dem Falle dieser Hauptstadt fing die venetianische Regierung allmählig an, ihr verstecktes Spiel in einigen Zügen deutlicher zu entwickeln. Das schon lange vorbereitete Bündniß wurde den letzten März 1495 zwischen dem Kaiser, dem Könige von Spanien, dem Papste, dem Herzoge von Mailand und den Venetianern abgeschlossen.

Der eingestandene Zweck dieser Vereinigung

war die gegenseitige Gewähr, welche sich diese Mächte über ihre Staaten leisteten; allein die Dazwischenkunft des Kaisers, der in Italien nichts zu schlichten hatte, wies deutlich auf einen andern Gegenstand hin. Die Verbündeten kamen darin überein, 34000 Mann Reiterei, und 20000 Mann Fußvolk zu stellen, so daß von der letzten Waffengattung jede einzelne Macht 4000 Mann auf dem Kriegsfuß zu halten hatte. Was die Reiterei anlangt, so betrug das Contingent des Papstes 4000; das des Kaisers 6000; das des Königs von Spanien, des Herzogs von Mailand nebst dem der Republik 24000 Mann; 8000 waren für jeden einzelnen unter ihnen bestimmt.

Am Tage nach der Unterzeichnung dieses Vertrags wurde der französische Gesandte eingeladen, sich in den Senat zu begeben, wo mehr als 100 Senatoren mit emporgerichtetem Haupte und lachender Miene dasaßen. Hier erklärte ihm der Doge, daß die Republik so eben einen Vertrag zur Vertheidigung der Christenheit gegen die Türken, und für die Sicherheit ihrer eigenen Staaten und des ganzen Italiens abgeschlossen habe; er fügte noch bittweise hinzu, den König davon zu benachrichtigen, daß es die Signoria für angemessen gehalten habe, ihre Gesandten vom französischen Hofe zurückzurufen. Commines wollte ungeachtet der Verwirrung, in welche ihn diese Nachricht versetzte, nicht das Ansehen haben, als komme sie erst jetzt zu seiner Kenntniß; er antwortete daher: er habe selbe schon Tags vorher dem Könige gemeldet.

Es war für diesen kein Augenblick mehr zu verlieren. Er beschloß seine Eroberung aufzugeben. 500 Gensd'armes, einiges französisches Fußvolk

und 25000 Schweizer waren Alles, was er Gilbert, Grafen von Montpensier, Prinzen vom Geblüt zur Vertheidigung und Behauptung des Königreichs zurückließ. Diese schwachen Mittel würden sogar für einen Mann von Kopf nicht ausgereicht haben; was war davon zu erwarten in den Händen eines braven aber unthätigen Prinzen, der erst um Mittag aufstand?

Der König ernannte für alle Plätze Gouverneure, die er mit Wohlthaten überhäufte; aber darum war ihre Treue nicht sicher. Es fehlte außerdem an starken Besatzungen und an Vorräthen von Lebensmitteln. Von zwei Dingen war eins zu wählen: entweder hielt sich der König mit einem auf 12 oder 15000 Mann zusammengeschmolzenen Heere für stark genug, den Krieg in Italien zu bestehen, oder sah die Rückkehr über die Alpen für unvermeidlich an. Im ersten Falle mußte er, anstatt in Neapel die Zeit mit eitelm Gepränge zu verlieren, alle seine Kräfte zusammenraffen, mit ihnen über das Bündniß herfallen, noch ehe die Mitglieder desselben in den Waffen waren, und den Papst und Herzog von Mailand, durch die Macht des Schreckens davon trennen; ihre Niederlage verbürgte ihm hinlänglich die Treue Neapels. Im zweiten Falle mußte er plötzlich und gänzlich das Königreich verlassen, und in großen Tagemärschen gegen die Alpen vordringen. Karl wollte beides zugleich thun; dies beweist weniger die Größe seiner Ansichten und seines Muths als die Unentschlossenheit eines Geistes, der nicht weiß, welchen Entwurf er festhalten soll. Es waren ihm ungefähr noch 9000 Mann übrig, mit welchen es galt, Italien zu durchziehen.

Dieses kleine Heer war noch nicht von Neapel aufgebrochen, als Ferdinand schon an der Spitze einiger spanischer Truppen seine Landung in Calabrien ausgeführt hatte. Karl setzte sich den 20. Mai in Bewegung, wenig Tage nach seiner Krönung. Er kam ohne Hinderniß im Kirchenstaate an, ging durch Rom, von wo sich der Papst geflüchtet hatte, und verstärkte sich mit den Truppen aus den umliegenden Plätzen. In Siena hielt er sich unnöthigerweise sieben Tage, und eben so lange in Pisa auf, gleichfalls ohne Noth. Philipp von Commines, der hier mit dem Könige zusammengetroffen war, lag ihm, in Erwägung der dringenden Umstände, höchlich an, seinen Marsch zu beschleunigen. Der Leichtsinn des Königs versäumte selbst die vortheilhaften Anerbietungen, welche ihm die Florentiner machten.

Es kam jetzt darauf an, über die Apenninen zu gehen, und dem Herzoge von Orleans die Hand zu reichen, der Asti besetzt hielt, und mit 300 Lanzen und 6000 Fußvolk bis Novara vorgerückt war; allein das vereinigte Heer der Venetianer und des Herzogs von Mailand, über 30000 Mann stark, hatte sich am Fuße des Berges aufgestellt. Dessenungeachtet schwächte der König sein Heer noch durch einen fruchtlosen Versuch zur Ueberrumpelung Genuas.

Das Heer, welches dem König den Rückweg streitig machen wollte, bestand größtentheils aus venetianischen Truppen, da die Hülfsmacht des Herzogs von Mailand dem Herzoge von Orleans die Stirne bot. Franz Gonzaga, Markgraf von Mantua, führte die Venetianer, und der Graf Gajazzo die Mailänder an. Als der König von den Apenninen herabkam, erwartete ihn der Feind drei Meilen hinter

Foronovo im Thale des Taro. Die Franzosen zählten mit Einschluß der Schweizer nicht viel über 17000 Mann. Es waren auf ihrer Seite große und mannichfaltige Fehler vorgefallen, und dennoch setzte die Ankunft eines so schwachen Haufens die Verbündeten, die bisher von einem leichten Siege geträumt hatten, in unruhiges Erstaunen. Der Anführer des französischen Vortrabs war drei Tage früher als Karl auf der andern Seite des Berges angekommen, um den Eingang des Engpasses zu bewachen. Die Feinde griffen ihn nur schwach an, so daß er sich in seiner Stellung behauptete, und für die nachrückenden Streitkräfte Zeit zur Vereinigung erübrigen konnte. Das Fortschaffen der Artillerie über steile Wege kostete Anstrengung und hemmte den Marsch. Seit zwei Tagen unterhandelten die Franzosen mit den feindlichen Befehlshabern, um einen freien Abzug zu erhalten. Das venetianische Heer, aus dreifachen Bestandtheilen zusammengesetzt, war nicht zu verachten. Der erste faßte die Gensd'armerie mit ihren Ordonanzcompagnien in sich; der starke Sold, der ihnen gereicht wurde, lockte tüchtige Leute herbei. Der zweite enthielt die Infanterie, die meistens Eingeborne des Landes zählte, das heißt, Italiener und Dalmatier, denen noch eine Verstärkung aus Milizen beigegeben war. Der dritte war eine leichte Reiterei, deren Gebrauch den übrigen Völkern damals noch nicht bekannt war, gebildet aus Albanesern; diese hatten in den Kriegen der Venetianer mit den Türken eine treffliche Vorschule genossen. Als Nachahmer der Türken gaben sie kein Quartier, schnitten den Ueberwundenen die Köpfe ab, und erhielten für jeden einzelnen von den Proveditoren einen Du-

caten; das war der Tarif. Das venetianische Fußvolk, fast insgesamt aus der Fremde und aufs Gerathewohl zusammengerafft, konnte sich mit der französischen Mannschaft nicht messen; auch die venetianische Artillerie stand der französischen nach; das Materielle des republikanischen Heeres war hingegen wieder in einem vorzüglichen Zustande. Die Proveditoren versorgten das Lager mit Ueberfluß.

Die Verbündeten fühlten, daß es schimpflich sey, eine Handvoll Franzosen entrinnen zu lassen, die Italien als Eroberer durchzogen hatten, so wie diese hingegen einsahen, daß der Feind durch Zögern an Stärke gewinne. Im Heere des Königs war der Mangel aufs Aeußerste gestiegen, und forderte mit gebieterischer Nothwendigkeit die Entscheidung einer Schlacht. Sie fand den 6. Julius 1495 statt. Den König hinderte seine Unerfahrenheit, selbst den Oberbefehl zu führen; er übertrug ihn dem Marschall Gié, zeigte aber während des Kampfes einen lobenswürdigen, persönlichen Muth. Die beiden Heere lagerten eine halbe Meile von einander entfernt, unweit des Dorfes Foronovo, in dem Thale des Taro, auf dem rechten Ufer dieses Flusses, der damals selbst für Fußgänger wegsam war. Es kam den Franzosen darauf an, unter den Augen des Feindes auf das linke Ufer herüber zu gehen, und sich längs desselben bis an den Ort zu bewegen, wo das Po-Thal anfängt und dann dieses Thal aufwärts zwischen dem Po rechts und den Bergen von Genua links zu verfolgen, so daß sie folglich über alle Flüsse setzen mußten, die von dieser Seite aus den Apenninen in den Po laufen, das heißt den Strono, die Ongina, die Larda, die Chiavena, die Nura, die Trebia, die Staffora, die

Vormida und endlich den Tanaro, um in dieser Richtung nach Asti zu gelangen, wo der erste französische Posten im Piemontesischen stand. Der König hatte in der Erwartung, daß der Hauptangriff auf den Vortrab fallen werde, denselben unter den Befehl des Marschalls Gié gestellt. Die Mitte der Schlachtordnung und der Nachtrab waren so schwach, daß sie sich zu ihrer gegenseitigen Unterstützung dicht aneinander halten mußten; es fehlte an Truppen, um das Lager und das Gepäck zu schützen. Es kam ganz anders als man dachte; denn die Feinde ließen das französische Heer ruhig über den Fluß setzen, folgten demselben unmittelbar nach, und warfen sich auf den Nachtrab, anstatt dem Vortrabe Widerstand zu leisten. Karl, der sich in der Mitte des Heerzuges befand, konnte nicht weiter vorgehen, und mußte dem Nachtrabe zu Hülfe eilen. Hier erhob sich ein hitziger Kampf, während die leichte albanesische Reiterei das Lager plünderte und sich der Zelte des Königs bemächtigte. Anfänglich war die französische Gensd'armerie nahe daran, zermalmt zu werden; als sich aber die Mitte und der Nachtrab des Heers vereinigt hatten, stellte sich eine feste Haltung her. Der König gab in der Nähe der Gefahr ein wirksames Beispiel, und ein zur rechten Zeit angebrachtes Feuer warf die Italiener über den Haufen, die weder vom Fußvolk unterstützt wurden, noch von der leichten Reiterei, die sich einzig und allein mit dem Theilen der Beute beschäftigte. An der Spitze des Heers war der Kampf weniger lebhaft; die Truppen des Marschalls Gié entwickelten eine solche Entschlossenheit, daß die Feinde von selbst das Feuern einstellten und sich mit Verlust zurückzogen. Die

Heftigkeit des Gefechts läßt sich aus der Zahl der Todten abmessen. In weniger als einer halben Stunde waren unter den Venetianern 3000 Mann unfähig zum weitern Kampfe. Die Franzosen hatten weniger eingebüßt, durften aber nicht wagen, die Venetianer zu verfolgen, die sich auf der andern Seite des Flusses wieder in einer gewaltigen Schlachtlinie vereinigt hatten. Die königliche Armee behauptete für den übrigen Theil des Tages ihre Stellung, und zwar ohne Zelte und Lebensmittel; eine eitele Parade, welche zu nichts diente, als den nothwendigen Aufbruch zu verzögern. Das war noch nicht genug, man ließ sich auch noch in unnütze Unterhandlungen ein. Endlich setzte man sich wieder in Bewegung. Der Feind drang nur schwach nach; acht Tage nach der Schlacht von Foronovo stieß der König zu dem Herzoge von Orleans in Asti; der Sieg ähnelte darin einer Niederlage, daß er bloß die Flucht begünstigte und den Verlust Neapels außer Zweifel setzte.

Die Spanier, welche in diesem Königreiche landeten, konnten sich nicht gegen die zurückgebliebenen Franzosen behaupten; die Lage der Letztern besserte sich aber deshalb nicht; sie mußten sich vielmehr, als eine Empörung in der Hauptstadt ausbrach, auf die Besetzung der festen Plätze beschränken, und der Einzug des Königs Ferdinand in Neapel, am Tage nach der Schlacht von Foronovo gab seinen Angelegenheiten einen neuen glücklichen Aufschwung. Auch die Venetianer eilten zu seiner Hülfe herbei, so daß den Franzosen kein andrer Ausweg offen stand, als sich zu ergeben und für die Verstattung der Rückkehr ihr ganzes Geschütz aufzuopfern. Diejenigen Truppen,

welche noch einige Plätze in Piemont inne hatten, waren von dem verbündeten Heere der Mailänder und Venetianer eingeschlossen. Der Papst befahl dem Könige, Italien zu räumen, und untersagte den Venetianern jeden Versuch einer Ausgleichung mit ihm. Der in Novara belagerte Herzog von Orleans hatte die Hälfte der Besatzung eingebüßt, und wurde von Hungersnoth bedrängt. Er hatte weder ein Mittel sich zu vertheidigen, noch eine Aussicht auf Rettung. Die Stadt wurde vertragsweise übergeben; Novara kam in den Besitz des Herzogs von Mailand, der mit dem Könige von Frankreich Frieden schloß, ohne sich dabei um das Wohl der Venetianer zu kümmern und ohne alle Rücksicht auf diejenige Schonung, die er ihnen als Bundesgenosse und Nachbar schuldig war. Venedig empfand die Untreue und Vernachlässigung des Herzogs mit gerechtem Unwillen; es dachte deshalb auf andere Anlehnungspunkte, und glaubte einen solchen zu finden in der Unterstützung der Pisaner gegen die Florentiner. Die Republik hielt sich dabei in den Schranken einer klugen Mäßigung; es lehnte die freiwillige Unterwerfung der Pisaner ab, begnügte sich dieselben unter ihren Schutz zu nehmen, und sah ruhig zu, als die Gewalt der Umstände diese wieder unter die Herrschaft der Florentiner zurückführte.

Karl bestand, trotz der erlittenen Unfälle, auf der Wiedereroberung Neapels; die ehrgeizige Kriegslust des Königs und der heillose Leichtsinn seiner Umgebungen ließen an der Erneuerung des Kampfes nicht zweifeln. Die Venetianer und der Herzog von Mailand wandten sich in ihrer Besorgniß an den Kaiser Maximilian; sie boten ihm, was

dieser liebenswürdige deutschgesinnte Monarch selten hatte, Geld, zur Stellung und Besoldung von Hülfstruppen. Maximilian ging den Antrag mit der ihm eignen Hast ein, und erhielt einen Abschlag auf die zugesagten Subsidien. Der Tod Karls VIII. setzte diesen politischen Bewegungen plötzlich ein Ziel, aber nur für kurze Zeit; denn der neue König Ludwig XII. hing den Entwürfen seines Vorgängers mit der lebhaftesten Ungeduld nach.

Die Florentiner, der Herzog von Mailand und insbesondere der Papst Alexander VI. verwickelten durch ihre Umtriebe die Venetianer in einen Krieg mit den Türken. Die nähere Veranlassung zu demselben gaben die streitigen Handelsverhältnisse. Die vorhergegangene Spannung brach in unmittelbare Feindseligkeiten aus, als ein türkisches Kauffahrteischiff einem Geschwader des Freistaates den Gruß verweigerte, und sogar, wie man sagt, auf eine Galeere desselben feuerte. Die Türken waren den Venetianern im Anfange des Kampfes 1499 durch die Zahl ihrer Schiffe weit überlegen, und zwangen ihre Feinde, auf mehreren Punkten bloß vertheidigungsweise zu verfahren. Die Republik hatte bei so mislichen Umständen den Befehl über die Flotte dem untüchtigen Admiral Grimani anvertraut; unter ihm diente als Schiffscapitain der berühmte Andreas Loredano, dem unstreitig der erste Platz gebührte. Grimani bewies bei dem Gefechte, das sich wegen eines vereinzelten türkischen Schiffes entsponnen hatte, eine so sträfliche Unthätigkeit, und setzte dieselbe bald darauf bei dem Verluste von Lepanto neuerdings in ein so grelles Licht, daß er auf Befehl der Regierung in Ketten

geworfen, seiner Würde entsetzt und auf die Insel Cherso verwiesen wurde; später erhielt er jedoch die Erlaubniß, seinen Aufenthalt in Rom bei einem seiner Söhne nehmen zu dürfen. Nach der Eroberung von Lepanto nahmen die Türken Modon mit Sturm. Das Schrecken, welches sie hier verbreiteten, öffnete ihnen den Eingang nach Coron und Zanchio. Trevisani, der Nachfolger Grimani's, vermochte nicht, diese Schläge des Unglücks zu überleben; an seine Stelle trat Benedict Pesaro. Dieser folgte der türkischen Flotte in die Gewässer der Dardanellen, entriß ihr zwanzig Galeeren, plünderte die Inseln Mytilene und Tenedos, eroberte Samos und Cephalonia und nahm in dem Meerbusen von Patras 11 türkische Galeeren weg. Die glücklichen Fortschritte der Venetianer zogen von mehreren Seiten Hülfe herbei. Die Rhodiser Ritter hatten die venetianische Flotte mit 3 Galeeren verstärkt. Ferdinand, König von Spanien, sandte denselben unter dem berühmten Gonsalvo von Cordova ein Geschwader zu; auch Frankreich stellte unter der Regierung Ludwig des Zwölften von 1499 bis 1500 zwei und zwanzig Schiffe, die den schwachen Anfang der französischen Marine bildeten. Die Könige von Polen und Ungarn wollten durch Diversionen die gemeinschaftliche Sache fördern. Der König von Persien fiel gleichzeitig in die östlichen Gränzen des ottomanischen Reichs ein. Der türkische Kaiser Bajazeth bot seinen vereinigten Feinden unerschrocken die Spitze. Seine Truppen bemächtigten sich Durazzo's in Albanien. Die Empörung der Stadt Alesio, die sich der Republik unterwarf, hob diesen Vortheil jedoch wieder auf. Pesaro eroberte die Insel Santa-Maura

unter dem entsetzlichsten Blutvergießen und versetzte dem türkischen Handel im Archipel die schmerzlichsten Wunden. Die Angelegenheiten auf dem italienischen Festlande nahmen jedoch die Aufmerksamkeit und den Einfluß der venetianischen Regierung stärker in Anspruch, als der Krieg mit den Türken; sie benutzten ihr Glück zu Vorschlägen des Friedens, und schlossen denselben durch Andreas Gritti ab, der sich damals in Handelsgeschäften zu Constantinopel befand, wo man ihn beim Ausbruche der Feindseligkeiten mit allen seinen Gefährten in Ketten geworfen hatte. Der Friede wurde 1501 unterzeichnet. Bajazeth trat den Venetianern die Insel Cephalonia ab, bekam Santa-Maura zurück, und behielt alle seine übrigen Eroberungen.

Die Niederlassungen des Handels, der Ländergewinn jenseit des Meeres, machten jetzt nur noch den zweiten Gegenstand des venetianischen Ehrgeizes aus. Seitdem die Republik eine italienische Landmacht geworden war, richtete sie alle ihre Gedanken, ihre ganze Politik auf die Mittel der Vergrößerung. Der Untergang ihrer Nachbarn war unausgesetzt ihr Augenmerk gewesen; ihre Ränke und Waffen hatten die in Verona regierende Familie della Scala, später die Carrara, die Herrn von Padua aus der Reihe der Fürsten weggetilgt. Den Herrschern von Ravenna und Ferrara hatte sie einen Theil ihrer Staaten geraubt. Der Patriarch von Aquileja hatte mit Friaul seine ganze weltliche Macht verloren und das Haus Visconti war aus dem Herzogthum Mailand vertrieben worden, nachdem es die Hälfte seiner Besitzungen an Venedig abgetreten hatte. Die Sforza, Nachfol-

ger der Visconti, waren gegenwärtig für die Republik der nächste Stein des Anstoßes; man schmähte sie in den Rathsversammlungen, und legte ihnen bei den fremden Regierungen Schlingen der Arglist.

Auf Ludwig Sforza, dem jetzigen Herzoge von Mailand, lastete allerdings der Vorwurf, daß er die Geißel eines französischen Heeres nach Italien gezogen hatte, und mochte er nun auch später zur Vertreibung derselben mitgewirkt haben, so konnte man ihm deshalb doch nicht verzeihen, daß er den mächtigsten König Europa's daran gewöhnt hatte, sich in die Angelegenheiten der Halbinsel zu mischen. Aber das Uebel war nun einmal geschehen, die Franzosen hatten den Weg nach Italien gefunden und dabei einen hohen Begriff von ihrer Ueberlegenheit gefaßt. Ihre Unfälle, die sie mit Recht der Unvorsichtigkeit ihrer Regierung beimaßen, waren für sie ein Beweggrund wieder zu kommen, und es ließ sich leicht voraussehen, daß sie dem Lande, wo man sie nicht als Feinde ertragen wollte, mit der Zeit als Schiedsrichter auftreten könnten.

Die Venetianer hatten dem Herzoge von Mailand geflissentlich so viele gegründete Besorgnisse eingeflößt, daß sie nicht daran zweifeln durften, er werde gegen sie auf das angelegentlichste Frankreich als seine Stütze aufrufen. Daraus entsprang die Nothwendigkeit, ihm dieses Bündniß vorwegzunehmen; so wahr ist es, daß die Lehren der Erfahrung fast immer verloren gehen, weil die Menschen mehr ihre Leidenschaften als ihre Interessen zu Rathe ziehen.

Ludwig der Zwölfte, der kürzlich den französischen Thron bestiegen hatte, war unter den bei-

den vorhergehenden Regierungen weder ein gehorsamer Unterthan noch ein uneigennütziger Fürst gewesen. Er hatte Theil an einer Verschwörung genommen, deren Entdeckung ihn als Flüchtling an den Hof des Herzogs von Bretagne trieb. Während er hier an Entwürfen gegen den König Karl VIII. arbeitete, ergriff ihn eine heftige Leidenschaft für die Prinzessin Anna, Erbin des Herzogthums, die bald nachher durch einen Bevollmächtigten, unter Beobachtung des lächerlichsten Ceremoniels, an den deutschen König Maximilian vermählt wurde. Sie trug zu dem damaligen Herzog von Orleans eine um so lebhaftere Neigung, da dieselbe hoffnungslos war, denn ihr Geliebter hatte seine Hand, und zwar gezwungen, schon an Johanna, die Tochter Ludwigs XI. vergeben, der man nichts als ihre Häßlichkeit vorwerfen konnte. Der junge König Karl VIII. war seinerseits mit einer Enkelin desselben Maximilians verbunden, die schon seit längerer Zeit in Frankreich lebte, aber die Jahre der Mannbarkeit noch nicht erreicht hatte. Die französischen Truppen drangen von allen Seiten in Bretagne ein. Die Herzogin Anna fühlte, daß ihr Land auf dem Spiele stand. Sie willigte aus dieser Rücksicht ein, Karl VIII. zu heirathen, der nun die junge Prinzessin von Oesterreich zurückschickte. Das Parlament hatte den Herzog von Orleans wegen seiner erwähnten Umtriebe für einen Empörer erklärt; in der Schlacht von Saint-Aubin, einer Folge der angestifteten Staatsverwirrung, war er zum Gefangenen gemacht worden; man hatte ihn in den Thurm von Bourges eingeschlossen, wo er die Nächte in einem eisernen Käfig zubringen mußte; so weit trieb man

die Maßregeln der Vorsicht. Die Freiheit des Herzogs von Orleans war eine von den Bedingungen, unter welchen die Vermählung der Herzogin Anna mit Karl VIII. zu Stande kam. Es war dabei ausgemacht worden, daß, wenn Anna dem Könige Kinder gebähren würde, oder wenn sie vor ihm kinderlos stürbe, Bretagne mit Frankreich vereinigt bleiben sollte; daß, wenn der König früher kinderlos stürbe, Anna sich nur mit dem Nachfolger Karls vermählen könnte, und daß sie, wenn dieser Nachfolger schon verehlicht seyn sollte, den nächsten Erben der Krone Frankreichs heirathen würde. Nach dem Tode Karls wurde Anna's Geliebter König; der Vermählung mit ihr stand nun kein anderes Hinderniß mehr im Wege, als Johanna. Die Leidenschaft Ludwigs XI. erwachte mit neuer Stärke, als er die Möglichkeit vor Augen sah, den langgenährten Wunsch seines Herzens befriedigen zu können. Die Erhaltung von Bretagne dünkte ihm ein hinlänglicher Staatsgrund, der wohl im Stande sey, den Bruch mit Johanna vor dem Urtheile der Welt zu entschuldigen. Man konnte indessen die erste Heirath nicht ohne Dazwischenkunft des Papstes aufheben. Man weiß, welch ein Papst Alexander VI. war. Unter seinen vielen Kindern war der zweite Sohn, Cäsar Borgia, bereits Erzbischof von Valence und Kardinal, und noch lasterhafter als sein Vater; man beschuldigte ihn, daß er seinen ältesten Bruder aus Eifersucht habe umbringen lassen. Die Ehren der Kirche wollten seinem vielstrebenden Ehrgeize nicht genügen, der auf fürstliche Unabhängigkeit gerichtet war. Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs war in den Händen Georg's von Am-

boise, der das frühere Misgeschick Ludwigs getheilt hatte, und nun sein ganzes Vertrauen genoß. Dieser vielvermögende Prälat benutzte die Habsucht Cäsar Borgia's, um vom Papst die Auflösung der königlichen Ehe zu erhalten. Man gab Borgia einen Jahrgehalt von 20,000 Franken, eine Compagnie von 100 Lanzen, das Herzogthum Valentinois in der Dauphiné, und sagte ihm obendrein für die Eroberung der Romagna Unterstützung zu. Es kostete keine Mühe, den König für die Ansprüche zu befeuern, die er auf Italien geltend machen konnte. Er war in die Erbschaftsrechte eingetreten, um welche Karl VIII. mit dem Könige von Neapel gekämpft hatte. Durch seine Großmutter Valentine Visconti hatte er Ansprüche auf das Herzogthum Mailand überkommen, an die in Ermangelung männlicher Nachfolger dieser Staat zurückfallen sollte. Die männliche Linie der Visconti war erloschen, und folglich ein gesetzlicher Grund vorhanden, den besagten Rückfall nachzusuchen. Die Ansprüche des Königs von Frankreich wurden von drei Mitbewerbern angefochten. Der Kaiser behauptete, daß das Herzogthum ein männliches Reichslehn sey. Der König von Neapel forderte es für sich, weil Philipp Maria Visconti ihn zum Erben eingesetzt hatte; das Haus Sforza war im thatsächlichen Besitz desselben. Jemehr Ludwig in Italien zu thun bekam, desto nothwendiger wurde ihm die Verbindung mit dem Papst, und desto sicherer konnte dieser unter dem Schutze eines so mächtigen Monarchen auf die Erhebung seines Sohnes rechnen. Ludwig glaubte, die treuen Dienste Georgs von Amboise seyen durch das Erzbisthum Rouen und den Vorsitz im königlichen

Rathe noch nicht hinlänglich belohnt; er forderte für seinen Lieblingsminister von Alexander VI. den Kardinalshut, welchen der Papst so rasch bewilligte, als ob er der Preis für die Begünstigung Cäsar Borgia's gewesen wäre.

Die Ehe zwischen Johanna und Ludwig wurde sofort zum Aergerniß aller wohldenkenden Franzosen durch eine Commission von drei Bischöfen, die der Papst ernannt hatte, gewaltthätig aufgelöst. Die Vermählung des Königs mit Anna von Bretagne wurde so unbesonnen übereilt, daß man darüber selbst die augenscheinlichen Vortheile versäumte, welche diese Verbindung der Krone Frankreichs darbot.

Amboise, sonst ein gehaltener Charakter und tüchtiger Minister, vergaß sich so weit, seine Blicke bis zur Tiare zu erheben. Die Borgia machten ihm mit Feinheit bemerkbar, wie ersprießlich die Gegenwart eines französischen Heeres für seine Absichten seyn würde, im Falle einer Erledigung des päpstlichen Stuhles; und nun vereinigte sich auch sogleich der Staatsrath zu der Meinung, daß den Interessen Frankreichs nichts besser zusage, als der Versuch, Neapel und Mailand zu erobern.

Als die Italiener die Fäden dieses politischen Gewebes entdeckten, überließen sie sich der Bestürzung, am meisten der Herzog von Mailand. Er beeilte sich mit dem Könige zu unterhandeln, um von ihm, wie von Ludwig XI. und Karl VIII. anerkannt zu werden. Zu gleicher Zeit nährte er in dem Kaiser Maximilian und in seinem Sohne dem Erzherzoge von Oesterreich, das Feuer der Rache durch die Erinnerung an frühere Beleidigungen von Seiten Frankreichs. Der Kaiser verlangte von

dem Könige die Zurückgabe der Städte Aire, Bethune und Hesdin, die ihm Ludwig, um für seine weitaussehenden Pläne freie Hand zu haben, auch wirklich abtrat.

Die Venetianer beunruhigte vielleicht die mögliche Aussöhnung zwischen Ludwig XII. und dem Herzoge von Mailand stärker als die Besorgniß vor der Rückkehr der Franzosen nach Italien. Sie schickten schleunig Gesandte an den König, um ihm zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen; er war bereit sich mit ihnen zu verbinden, wenn sie ihn bei seinen Entwürfen auf Mailand und Neapel unterstützen wollten. Es kam darüber zu weitern Unterhandlungen. Venedig sollte für seine Mitwirkung zur Eroberung Mailands das den Sforza zu entreißende Herzogthum mit dem Könige theilen, und außer dem, was es schon besaß, auch noch die Provinz Cremona und das zwischen der Adda, dem Oglio und dem Po gelegene Land erhalten. Die Venetianer waren nicht stark genug, um sich allein und offen den Entschließungen Ludwigs zu widersetzen, der schon mit dem Herzoge von Savoien wegen des freien Durchzugs auf seinem Gebiete einen Vertrag und außerdem mit den Schweitzern ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen hatte. Die Republik mußte sich folglich darüber entscheiden, ob sie Ludwig XII. als Feind oder Freund ansehen, oder ob sie eine nothwendigerweise verdächtige Neutralität behaupten wolle. Dem Könige von Frankreich zur Eroberung Mailands beistehen, das hieß die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche eingestehen, einen mächtigen Fürsten gegen die Gränzen heranziehen und Italien einen Herrn geben. Blieben die Venetianer Zuschauer

der Eroberung, so versäumten sie eine erwünschte Gelegenheit, sich zu vergrößern, und überließen dem furchtbaren Nachbar Länder, die ihn noch verstärkten. In der Rathsversammlung der Republik sprach man über diesen Gegenstand in einem sehr verschiedenen Sinne; die wohlbegründete Meinung, daß ein Bündniß mit Frankreich unfehlbar den deutschen Kaiser und die italienischen Fürsten zu feindseligen Gesinnungen und Schritten reizen werde, vielleicht in einem Augenblick, wo die Republik lediglich auf ihre eigene Kraft beschränkt sein dürfte, konnte nicht durchdringen gegen das glühende Verlangen, sich an Sforza zu rächen, gegen das ehrgeizige Streben nach Vergrößerung, und gegen die lockende Hoffnung, den türkischen Kaiser, mit dem damals die Republik Krieg führte, durch die Vereinigung mit Ludwig XII. einzuschüchtern. Machiavelli sagt über diesen Fehler: man muß nie, es geschehe denn aus Zwang, Partei nehmen für einen mächtigern Nachbar, als man selbst ist, bei Strafe unter seine Bothmäßigkeit zu gerathen, wenn er siegt. Die Venetianer arbeiteten an ihrem Verderben, weil sie sich ohne Noth mit Frankreich gegen den Herzog von Mailand verbunden hatten. Der Vertrag mit Frankreich wurde zu Blois den 15. April 1499 unterzeichnet.

Der Herzog von Mailand hatte nur den König von Neapel zum Bundesgenossen, der alle seine Kräfte für die Vertheidigung der eigenen Staaten aufsparen mußte.

Das französische Heer, welches aus 1600 Lanzenreitern, acht tausend Mann französischen Fußvolks und fünf tausend Schweizern bestand, begann die Feindseligkeiten im Monat August. Ludwig Sforza

gebot ungefähr über eine gleiche Macht, über 1500 leichte Reiter, zehntausend Mann italienisches Fußvolk und fünfhundert Deutsche. Ungeachtet die Streitkräfte der Gegner fast dieselben waren, fiel das Mailändische dennoch binnen einigen Tagen in die Gewalt des Feindes. Man hat den reißenden Lauf dieser Eroberung zu sehr erhoben. Es ist wahr, daß die Franzosen Schlag auf Schlag Arazzo, Anon, Valence, Bassignano, Voghera, Castel-Nuovo, Ponte-Corona, Tortona nahmen; aber wenn die beiden ersten Plätze erstürmt wurden, so fiel Valence durch Verrätherei, Tortona durch Feigheit, und auch auf den andern Punkten fehlte ein nachdrücklicher Widerstand. Alexandrien erlag durch das Mißverständniß der mailändischen Generale, und Pavia ergab sich durch Vergleich bald nach seiner Einschließung.

Unterdessen hatten die Venetianer die östliche Gränze des Herzogthums angegriffen, und ohne Schwierigkeit alle Plätze zwischen dem Oglio und der Adda weggenommen, das heißt: Soncino, Caravaggio, Castiglione, nur Cremona und Mailand waren noch zu erobern übrig. Sobald als der Herzog jede seiner Hoffnungen vernichtet sah, suchte er, uneingedenk der Opfer, die er gefordert, und der Versprechungen, die er abgelegt hatte, sein Heil in der Flucht, begleitet von den schwachen Ueberbleibseln seiner Truppen. Bei seiner Entfernung aus der Hauptstadt sagte er den venetianischen Gesandten die prophetischen Worte: Ihr habt den König von Frankreich zum Mittagsessen eingeladen; ich sage vorher, daß er bei Euch zur Abendzeit speisen wird. Nach seiner Abreise unterwarf sich die Hauptstadt Ludwig XII., eben so

auch Genua und zwar mit scheinbarer Freude; es gerieth jetzt zum vierten oder fünften Male unter die Herrschaft Frankreichs. Cremona sträubte sich umsonst gegen die Besitznahme der Venetianer; der französische König, treu seinem eingegangenen Versprechen, bestand unerschütterlich auf derselben.

Er war bis Lyon vorgegangen, während sein Heer die Lombardei eroberte oder vielmehr wegraffte. Jetzt Herr des Mailändischen, rüstete er sich für das folgende Jahr zur Eröffnung eines neuen Feldzuges. Um den Papst in günstiger Stimmung zu erhalten, lieh er ihm 4000 Schweitzer, mit welchen Cäsar Borgia sich anschickte, Faenza, Forli, Imola, Rimini und einige andere Städte der Romagna wegzunehmen, die für ihn den Grund eines von der Kirche abgesonderten Fürstenthums bilden sollten. Die Venetianer besaßen in der Romagna Ravenna und Crevia, nicht eben auf die rechtmäßigste Weise. Die Nachbarschaft des Cäsar Borgia, der freilich für den Augenblick Ursache hatte, sie zu schonen, schien ihnen mit Recht gefährlich; sie waren aber auf andern Punkten zu beschäftigt und dabei in ihrer Politik zu gebunden, als daß sie den Fortschritten des päpstlichen Bastards hätten Einhalt thun können.

Ludwig XII. ließ das Herzogthum Mailand durch Trivulzio, einen ausgezeichneten Kriegsmann, regieren, der aber als geborner Mailänder, seiner leidenschaftlichen Persönlichkeit ein so weites Feld öffnete, daß unter dem Volke eine allgemeine Unzufriedenheit entstand, welche Ludwig Sforza, nach dem man sich jetzt laut sehnte, schnell an der Spitze von 8000 Schweitzern und einigen andern Truppen, unter dem Uebertritte mehrerer Städte,

zur Rückkehr in das Herzogthum benutzte. Drei Wochen hatten die Franzosen gebraucht, um die Lombardei zu erobern, und eben so viele reichten auch hin, um sie wieder zu verlieren.

Die Venetianer behaupteten sich nach allen Seiten, wo sie Fuß gefaßt hatten, und warfen bei der Annäherung des Herzogs Besatzungen in die Städte Piacenza und Lodi. Ludwig Sforza bat sie, ihm Friedensbedingungen vorzuschreiben; sie hielten sich aber fest an den Vertrag mit Frankreich, und wiesen jede Unterhandlung ab, nicht sowohl aus Treue als aus Klugheit.

Auf die Nachricht von diesen Ereignissen verstärkte Ludwig sein italienisches Heer mit 1500 Mann Gensdarmerie und 16000 Mann Fußvolk, worunter 10000 Schweitzer waren. Sforza wurde in Novara belägert; seine Truppen, größtentheils Miethlinge, verweigerten unter verschiedenen Vorwänden den Kampf, und machten Anstalt die Stadt zu verlassen; dem Herzog blieb nichts weiter übrig, als sich in der Verkleidung eines gemeinen Soldaten oder eines Mönches, wie andere wollen, zu Fuß unter sie zu mischen, und auf diese Weise den Händen des Feindes zu entgehen. Er wurde erkannt, verhaftet, und nach Frankreich geschickt, wo er 10 Jahre in einem engen Gefängniß verlebte, um an dem Tage, wo man ihm seine Freiheit zurückgab, vor Freude zu sterben.

Der Kardinal d' Amboise behandelte die abtrünnigen Mailänder in den ersten Augenblicken seiner Ankunft mit schreckendem Ernst, verwaltete aber hierauf das zum zweiten Male eroberte Land mit Weisheit und Mäßigung. Die Republik behauptete ihre neuen Eroberungen im Mailändi-

schen. Sie endigte um dieselbe Zeit zwar mit Aufopferungen, aber nicht ohne Ruhm, den schon früher erzählten Krieg mit den Türken; allein die Franzosen waren Herren von Genua und Mailand; dieß forderte zur ernstlichsten Wachsamkeit auf.

Unter diesen Begebenheiten starb der Doge Augustin Barbarigo. Die Festigkeit seines Charakters hatte ihm ein größeres Ansehen verschafft, als die Eifersucht der Regierung seinen Vorgängern übrig gelassen. Sein Nachfolger war Leonhard Loredano.

Die französischen Truppen besetzten Genua und das Mailändische; sie verbreiteten sich zur Unterstützung Cäsar Borgia's auch in der Romagna. Es lag in den Absichten des Cardinals d' Amboise, sie noch näher gegen Rom hinzuziehen. Er sandte deshalb den Florentinern bewaffnete Hülfe, um ihnen die Unterwerfung der Stadt Pisa zu erleichtern; ein Unternehmen, das jedoch fehl schlug.

Noch war das Königreich Neapel zu erobern. Um diesen Zweck mit Sicherheit zu erreichen, mußte man sich mit dem Kaiser und dem Könige von Sicilien in Einverständniß setzen, der zugleich König von Arragonien und Gemahl Isabellens, der Königin von Castilien, war. Maximilian ließ sich durch eine Geldsumme von dem Bündnisse abziehen, das er früher ebenfalls für Geld mit dem Könige von Neapel geschlossen hatte. Mit Ferdinand von Arragonien ging die französische Regierung einen Theilungsvertrag ein, der diesen bestimmte, in die Beraubung des Königs von Neapel, seines Verwandten, einzuwilligen. Es wurde festgesetzt, daß Ferdinand das Erbe des rechtmä-

ßigen Zweiges von Arragonien, und Ludwig XII. als Erbe der Rechte des Hauses von Anjou sich zur Eroberung von Neapel vereinigen sollten. Dieses Königreich bestand aus vier Provinzen, aus Apulien und Calabrien, die der Verfügung Ferdinands zugedacht wurden, wegen ihrer Nachbarschaft mit Sicilien und aus Abruzzo und Terra di Lavoro, dem ausgesetzten Antheile des Königs Ludwig. Die Treulosigkeit des mächtigen Ferdinand war eine schlechte Bürgschaft für den abgeschlossenen Vertrag, der die Interessen und die Unabhängigkeit Italiens augenscheinlich bedrohte, und deshalb in tiefes Geheimniß gehüllt wurde. Der König von Arragonien hatte dem König Friedrich von Neapel ein Hülfsheer zur Vertheidigung seiner Staaten entgegen geschickt; allein bei der Annäherung der Franzosen vereinigten sich die spanischen Truppen mit dem letztern, und dem Könige von Neapel blieb nur die Wahl, sich der Willkür eines verrätherischen Verwandten oder der Gewalt Ludwigs zu ergeben; er entschied sich für Frankreich, wo er Aufnahme und eine mäßige Geldunterstüzzung fand.

Ludwig legte ein großes Gewicht darauf, von dem Kaiser Maximilian mit Mailand belehnt zu werden. Er war unzufrieden mit den Venetianern, die es sich hatten merken lassen, wie ungern sie die Franzosen in Italien verbreitet sahen. Es reuete ihn, daß er sie hatte von Cremona Besitz nehmen lassen; er ging damit um, ihnen nicht nur dieses wieder zu entreißen, sondern auch das linke Ufer der Adda, das ihnen vermöge des vorerwähnten Theilungsvertrages zugefallen war; auch auf Cre-

ma, Bergamo und Brescia, die ihnen schon seit längerer Zeit gehörten, sollten sie verzichten.

Das einzige Kind des Königs, eine Tochter, war noch im zartesten Alter, sie hieß Claudia; der Kaiser hatte einen Enkel, kaum 15 Monat alt. Dieser sollte die Staaten des Hauses Oesterreich erben, welche seinem Vater und seinem Großvater gehörten; dazu die Staaten des Hauses Burgund von Seiten seiner Großmutter Maria von Burgund, Gemahlin Maximilians; und Spanien, Sicilien und die Hälfte des Königreichs Neapel noch überdies von seiner Mutter Johanna, Tochter Ferdinands von Arragonien und Isabellens von Castilien. Dieser reiche Erbe war der später so berühmt gewordene Karl V., den der Cardinal mit der Tochter Ludwigs vermählt zu sehn wünschte, die das Herzogthum Mailand als Mitgift erhalten sollte, ein Heirathsplan, der die Vergrößerung eines ohnehin mächtigen Fürsten vorbereitete und dem Interesse Frankreichs offenbar widersprach. Maximilian erhob so viele Schwierigkeiten gegen denselben, daß er für jetzt beseitigt wurde.

Die Franzosen und Spanier waren kaum im Besitz der unter sie vertheilten Provinzen des mittäglichen Italiens, als auch schon unter ihnen Gränzstreitigkeiten entstanden, die in Feindseligkeiten auszubrechen drohten.

Der ehrsüchtige Cäsar Borgia ließ sich nicht daran genügen, den Titel eines Herzogs von Romagna dem eines Herzogs von Valentinois hinzugefügt zu haben; denn durch Muth, Geschicklichkeit und Verruchtheit hatte er sich binnen kurzer Zeit einen bedeutenden Staat erworben; er war mit den Waffen vor Bologna, Siena, Florenz er-

schienen, und durch Treulosigkeit auch Herr des Herzogthums Urbino geworden. Er griff nach Allem, was ihm anstand; seine Unersättlichkeit wuchs mit der Erweiterung seiner Gewalt. Ludwig XII., gelenkt von seinem ersten Minister, dem Cardinal d'Amboise, der mittlerweile auch Legat a latere geworden war und nach der Tiara strebte, begünstigte Cäsar Borgia auf jede ersinnliche Weise; zuletzt empörten die frevelhaften Gewaltthaten dieses moralischen Scheusals das Ehr- und Rechtsgefühl des Königs aber doch in einem solchen Grade, daß zur Freude Italiens ein Bruch zwischen beiden unvermeidlich schien. Nichtsdestoweniger kam es durch Verwendung des Cardinals d'Amboise, der aus unverzeihlicher Schwachheit sein priesterliches Privatinteresse mit dem Wohle Frankreichs verwechselte, zwischen Ludwig und Cäsar Borgia zu einer Erklärung, die ihre freundschaftlichen Verhältnisse wieder herstellte. Der König ging im Vergessen seiner Würde so weit, daß er Cäsar Borgias Wegnahme Bologna's öffentlich billigte, unbekümmert um die Gegenvorstellungen der Venetianer, denen er eine drohende Antwort ertheilte, indem er zugleich die Sache seines ehrlosen Bundesgenossen zu rechtfertigen suchte. Die Spannung zwischen Ludwig und der Republik stieg noch höher, als dieselbe den Spaniern, die mit dem Könige von Frankreich Neapels wegen Krieg führten, Lebensmittel zukommen ließ. Die Waffen Ludwigs waren nach mehrern Seiten so dringend beschäftigt, daß er nicht umhin konnte, die Entschuldigung der Venetianer gelten zu lassen, welche zu ihrer Vertheidigung anführten, daß der den Spaniern dargereichte Mund-

vorrath eine Privatangelegenheit einzelner Kaufleute sey, in die sich der Staat nach den bestehenden Gesetzen nicht wohl mischen könne.

Das Heer des Königs hatte anfänglich über die Spanier große Vortheile erhalten, so daß selbst Gonsalvo von Cordova, der wegen seines kriegerischen Talents den Beinamen des großen Feldherrn trug, nicht im Stande war, das Feld zu behaupten. Ferdinand von Arragonien verschwendete umsonst die lockendsten Verheißungen, um die Venetianer als Theilnehmer in den Kampf zu ziehen; wiewohl sie in der Stille für ihn Partei nahmen, so wollten sie dessen ungeachtet sich nicht öffentlich für ihn erklären. Wären die französischen Truppen von Ludwig hinlänglich unterstützt worden, so hätten die Spanier ohne Zweifel das Neapolitanische räumen müssen. Ferdinand von Arragonien durchschaute seine mißliche Lage vollkommen; er fand für den Augenblick Hülfe in den Eingebungen seiner erfinderischen Treulosigkeit. Durch Vermittelung des Erzherzogs von Oesterreich, seines Eidams, kam zwischen ihm und Ludwig ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen die streitigen Provinzen, theils an Karl, den Sohn des Erzherzogs und den Enkel Ferdinands, theils an Claudia, die Tochter des französischen Königs fallen sollten; und zwar in Betracht der künftig zu vollziehenden Heirath zwischen Karl und Claudia, die jetzt wieder zur Sprache kam. Diese Verfügung wurde den 5. April 1503 getroffen; sie schlichtete vor der Hand die obwaltenden Misverständnisse. Als aber die französischen Abgeordneten Gonsalvo von Cordova den abgeschlossenen Vergleich vorzeigten, so antwortete dieser, daß er bei aller Achtung

für den Erzherzog von Oesterreich, den Unterhändler des Vertrags nur dem unmittelbaren Befehle seines Königs Folge leisten könne, von dem er bis jetzt noch keinen erhalten habe, und daß er aus diesem Grunde das neapolitanische Gebiet nicht räumen werde. Zu gleicher Zeit erschienen frische Landungstruppen aus Spanien und auf einem andern Punkte 2000 Mann Deutsche zur Verstärkung der spanischen Kriegsmacht, die jetzt ein solches Uebergewicht behauptete, daß die Franzosen, die keine Unterstützung aus ihrem Vaterlande zu erwarten hatten, plötzlich von der Höhe ihres frühern Kriegsglückes herabsanken. Sie verloren zwei Schlachten und bald darauf auch die Hauptstadt. Einige feste Plätze, die sie noch inne hatten, fielen gleichfalls hauptsächlich durch die Fortschritte der Belagerungskunst, die Peter Navarro aus Biscaya mit entscheidendem Erfolge gegen die überraschten und entmuthigten Franzosen anwandte. Das Königreich Neapel war unter diesen Umständen für Frankreich verloren. Ein neues Heer, größtentheils aus Gascognern bestehend, setzte sich unter Anführung Ludwigs von la Tremouille in Bewegung, um die Trümmer des französischen Heeres zu sammeln; unterwegs zog dasselbe noch einige Streitkräfte an sich, so daß die gesammte Macht auf 18,000 Mann stieg, die gegen Rom vordrang, weil die Unzuverlässigkeit des Borgia gerechte Besorgnisse erregte. La Tremouille war noch in Parma und unterhandelte auf seinem Marsche mit dem Papste, als der schnelle Tod Alexanders VI. die Gestalt der Dinge völlig änderte. Die Gegner, welche Cäsar Borgia unterdrückt hatte, standen augenblicklich gegen

ihn auf; an der Spitze derselben befanden sich die mächtigen Parteien der Colonna und Ursini; man sah in Rom der Ankunft der Spanier unter Gonsalvo von Cordova mit gespannter Erwartung entgegen. Der Cardinal d'Amboise eilte in die Hauptstadt der christlichen Welt, um den erwünschten Einfluß auf das Conclave zu gewinnen. Die Truppen Borgia's nahmen Besitz vom Vatican, und alles schien die Erhebung des französischen Ministers auf den päpstlichen Stuhl anzukündigen. Die römische Arglist wußte indessen wiederum alle Hindernisse zu besiegen, und nachdem der Cardinal de la Rovere den Cardinal d'Amboise zur Entfernung des französischen Heeres vermocht hatte, unter dem klug ersonnenen Vorwande, dem versammelten Wahlcollegium der Cardinäle den Schein einer ungebundenen Freiheit zu geben, wurde ein Italiener, der Cardinal Piccolomini, unter der kräftigen Einwirkung des venetianischen Gesandten zum Papste erwählt, der alt und schwach den Antritt seiner Würde nur einige Tage überlebte; er heißt in der Reihe der Päpste Pius III. Nun arbeitete der Cardinal de la Rovere für sich selbst und brachte es durch seine politischen Kunstgriffe dahin, daß er unter dem Namen Julius II. zum Papst gewählt und d'Amboise zum zweitenmale beseitigt wurde, der dadurch alle Früchte seiner eigensüchtigen und verkehrten Politik verlor, der er das Interesse Frankreichs unausgesetzt aufgeopfert hatte. Das französische Heer war zwei Monate in den Umgegenden Roms stehen geblieben; es rückte jetzt gegen die neapolitanischen Gränzen vor, unternahm gegen die Spanier einen unglücklichen Winterfeldzug, erlitt am Garigliano

eine entscheidende Niederlage, und warf sich hierauf nach Gaeta, wo die schwachen Ueberbleibsel zweier französischen Kriegsrüstungen sich ergaben, indem sie diesen Platz und das Königreich verließen, gegen die Erlaubniß in das Mailändische zurückgehen zu dürfen.

Der ganze Zorn des Königs von Frankreich und seines Ministers fiel jetzt auf Venedig; der Papst Alexander VI. war todt, Cäsar Borgia gestürzt, es blieb mithin kein andrer Bundsgenosse als die Republik übrig, an dem Ludwig und d'Amboise ihre Erbitterung über die fehlgeschlagenen Entwürfe auslassen konnten; denn daß sie beide selbst ihre Unfälle verschuldet hatten, wollte sich weder der eine noch der andere gestehen. Ihre Lust nach Rache fand Nahrung in den Unterhandlungen mit den Florentinern, die aus Furcht vor dem Ehrgeize Venedigs mit Ludwig XII. in Verbindung zu treten suchten. Der berühmte Florentiner Nicolaus Machiavelli, einer der größten Politiker aller Zeiten, erhielt den Auftrag, deshalb die nöthigen Schritte zu thun. Um dieselbe Zeit drangen die Herzoge von Mantua und Ferrara in den französischen Monarchen, Venedig anzugreifen; mit ihnen machten die Gesandten des Kaisers gemeinschaftliche Sache. Venedig, von außen durch mächtige Feinde bedroht, wurde jetzt auch von den Verwüstungen der Natur geängstigt. Eine Feuersbrunst entzündete das Pulvermagazin und ein Erdbeben, das mehrere Stunden anhielt, verbreitete ein solches Schrecken, daß die Einwohner in Barken ihre Rettung auf dem Meere suchten. Die Venetianer hatten die günstige Gelegenheit wahrgenommen, einen Theil von den Usurpationen Cäsar Borgia's in der Romagna an sich zu

reißen, auf welche sie nicht das mindeste Recht hatten; sie zerfielen darüber mit dem Papste Julius II., der diese Erwerbungen als Eigenthum des apostolischen Stuhles zurückforderte, dem sie der schlaue Cäsar Borgia in der Absicht abgetreten hatte, Venedig mit dem kriegerischen Oberhaupte der Kirche zu entzweien. Es stand übrigens Cäsar Borgia auf keine Weise frei, über seine zusammengeraubten Besitzungen, jetzt wo er sie nicht mehr behaupten konnte, als gesetzmäßiger Herr zu verfügen. Julius II. sah dieß gewiß ein, aber seinem unternehmenden Ehrgeize war auch der schlechteste Vorwand willkommen.

Zum dritten Male wurden Unterhandlungen gepflogen wegen der Heirath zwischen Karl von Oesterreich und Claudia von Frankreich. Diese Verbindung war eine Versöhnungsformel, an die kein Theil im Ernste glaubte. Das erste Mal hatte der König von Frankreich seiner Tochter Mailand als Mitgift ausgesetzt mit Inbegriff der Eroberungen, die er auf Kosten der Venetianer zu machen hoffte. Später versprach er, auch noch das Königreich Neapel als Heirathsgut hinzuzufügen. Gegenwärtig, wo er die Eroberung Neapels hatte aufgeben müssen, zeigte er sich bereit seiner Tochter als künftiger Gemahlin Karls Bourgogne, Bretagne und die Grafschaft Blois, Asti, Genua nebst dem Herzogthume Mailand zu überlassen.

Die Vollziehung dieser Vermählung würde Frankreich zerstückelt haben und zwar zu Gunsten seines gefährlichsten Feindes. Um den Preis aller dieser Opfer machte sich der Kaiser anheischig, für 200,000 Thaler Ludwigen mit Mailand zu be-

lehnen, das nächstens einen Theil der österreichischen Macht bilden sollte.

An diesen Vertrag schloß sich ein andrer an, dessen Bedingungen einige Zeit geheim blieben, und der den befremdenden Artikeln des erstern zur Erklärung diente. Ludwig XII. fürchtete nach dem Verlust der neapolitanischen Provinzen und seines Heeres die Ausbreitung der spanischen Macht in Italien, die ihm selbst Besorgnisse für den Besitz des Mailändischen erweckte, besonders wenn Maximilian, wie es den Anschein hatte, die Absichten der spanischen Regierung unterstützte, um mit ihr den errungenen Gewinn zu theilen; daß er drohende Entwürfe hege, wollte die französische Politik aus der warmen Theilnahme folgern, die er dem Papste Julius II. unter Zusage eines bewaffneten Beistandes in den Streitigkeiten desselben mit Venedig wegen der Städte in der Romagna bewies. Ludwig suchte deshalb das Ungewitter auf die Republik abzuleiten, um zugleich seine Erwerbungen und seine Rache zu sichern.

Für diesen Zweck schlug er dem Kaiser und dem Papste ein Angriffsbündniß gegen Venedig vor, das den 22. September 1504 zu Blois unterzeichnet wurde. Man theilte sich hier im Voraus die Provinzen zu, welche die Republik in Italien besaß. Brescia, Bergamo, Cremona, Crema und das zwischen dem Oglio und der Adda gelegene Land sollten dem Könige verbleiben, um mit dem Herzogthume Mailand vereinigt zu werden. Der Papst behielt sich die ganze Romagna vor: Friaul, Treviso, Vicenza, Verona und Padua sollten dem Kaiser zufallen. Um den gegen Venedig beschlossenen Raub zu vervollständigen,

wollte man alle Nachbarn der Republik gegen dieselbe zum Kampfe aufreizen: die Florentiner, den Markgrafen von Mantua, den Herzog von Ferrara, der das Polesin von Rovigo zurückzufordern hatte, und endlich der König von Ungarn, der, wie man glaubte, nicht säumen würde, mit seinen Ansprüchen auf Dalmatien hervorzutreten. Das Ziel war kein geringeres, als die Republik in ihre alten Gränzen einzuschließen, und auf die Lagunen zu beschränken. Dieser Vertrag enthielt so viele misverstandene, unvereinbare Interessen, daß er nothwendig daran scheitern mußte. Der Herzog von Oesterreich, der demselben ebenfalls beigetreten war, bezweckte dabei nur auf entfernte und mittelbare Weise die Vergrößerung Mailands, das man seinem Sohne zugesprochen hatte.

Maximilian zögerte, den König von Frankreich mit Mailand zu belehnen, trotz seines geleisteten Versprechens und der dafür empfangenen Geldsumme. Nach Verlauf der festgesetzten Frist nahm er die Huldigung Ludwigs an, der sich durch den Cardinal d'Amboise rücksichtlich Mailands und Genua's zum Vasallen des Kaisers erklärte. Dieser Minister war noch am Hofe Maximilians, als der König gefährlich krank wurde. Der Kaiser schob die Ausführung der verabredeten Entwürfe nun noch weiter hinaus.

Diese Säumnisse ließen den Venetianern die erwünschte Zeit übrig, in das Geheimniß des Vertrags von Blois einzudringen. Im Schrecken über die entdeckte Gefahr hielten sie nur den einen Gedanken fest, die Verbündeten durch Verlockung oder Unterwerfung zu trennen. Der Papst bestand mit fortwährender Hartnäckigkeit auf der Zurück-

gabe ihrer Eroberungen in der Romagna; er forderte sogar Ravenna und Cervia zurück, die nie im Besitz Cäsar Borgia's gewesen waren; jenes gehörte der Republik seit mehr als sechzig, dieses seit 200 Jahren. Es gelüstete ihn besonders nach Bologna, über welches gegenwärtig Johann Bentivoglio herrschte. Die Venetianer boten ihm an, diesen Fürsten zu vertreiben, und Bologna für den apostolischen Stuhl zu erobern, in der Hoffnung für diesen Preis Faenza und Rimini behalten zu dürfen; allein der Papst verwarf diese Bedingungen, und nur erst als die Langsamkeit Maximilians ihn zu beruhigen anfing, verbunden mit der Ueberlegung, daß sich die Republik von ihrer ersten Bestürzung erholen könne, spannte er die Seiten etwas niedriger und willigte ein, der Signoria die Gebiete von Faenza und Rimini zu lassen. Die übrigen streitigen Plätze kamen dagegen unter seine Gewalt. Ludwig XII., gepeinigt von einer heftigen Krankheit, von Vorwürfen des Gewissens über die bevorstehende Zerstückelung Frankreichs, gedrängt von den Großen des Reichs, deren Gegenvorstellungen der Cardinal d'Amboise durch das Gewicht seiner Meinung verstärkte, hob die zwischen seiner Tochter und Karl von Oesterreich zu vollziehende Heirath wieder auf, und löste den Vertrag von Blois durch die Verlobungsfeier, die den 20. Mai 1506 zwischen seiner Tochter Claudia und dem Grafen von Angoulême, dem nachherigen Könige Franz, statt fand. So sank dieses Bündniß zusammen, das der Kaiser, der Erzherzog von Oesterreich, der Papst und der König von Frankreich gegen Venedig geschlossen hatten.

Eine Empörung Genua's, bei welcher der

Papst im Spiele war, hatte die Ankunft Ludwigs an der Spitze von 50,000 Mann zur Folge. Als er diese Stadt wieder zum Gehorsam gebracht hatte, ließen ihn die Venetianer, so sehr sie auch seine Gegenwart mit Besorgnissen erfüllte, deshalb durch eine Gesandtschaft beglückwünschen. Noch größre Furcht hegte der Papst, voller Verdruß über den schlechten Erfolg seiner Umtriebe in Genua; er reizte den Kaiser gegen die Franzosen auf, damit diese nicht noch einmal die Herren Italiens würden. Seine Politik zerarbeitete sich in zwei Hauptbemühungen, die ihrer Natur nach einander widerstrebten; er wollte von der einen Seite den Einfluß der Fremden auf Italien vernichten, und von der andern die päpstliche Macht erhöhen. Dieses letztere Ziel konnte er aus eigner Kraft nicht erreichen; er brauchte dazu den Beistand des Auslandes, und untergrub dadurch die Selbständigkeit Italiens, die er in anderer Absicht hergestellt wissen wollte. Aus dieser doppelt unverträglichen Stellung entsprangen die Schwankungen, Wechsel und Widersprüche seiner Regierung. So veränderlich waren die damaligen Grundsätze der Staaten, daß Ludwig XII. seinen gerechten Unwillen gegen Ferdinand von Arragonien unterdrückte und mit demselben als Bundesgenosse in Unterhandlungen trat. Die Republik Venedig war durch ihre Macht allen Höfen ein Anstoß, die über Italien zu herrschen wünschten. So kam es, daß, während Maximilian und Julius gegen Ludwig zusammentraten, und in ihren Plan die Eroberung der venetianischen Besitzungen aufnahmen, die Könige von Frankreich und Arragonien sich ebenfalls zum Kriege gegen die Republik anschickten.

Von allen Seiten war sie mit Feinden umgeben. Um nicht von der Uebermacht derselben fortgerissen und verschlungen zu werden, blieb ihr keine andre Vereinigung als mit dem Schwächsten übrig, und auch diesem Vorhaben drohte Gefahr, denn im Falle einer Versöhnung hatte sie die Last der Entschädigungskosten zu fürchten.

Maximilian erklärte, daß er Italien durchziehen würde, um in Rom die kaiserliche Krone zu empfangen. Er forderte deshalb von der Republik freien Durchgang auf ihrem Gebiete, erschien aber mit einer Begleitung, die weniger das Ansehn eines Gefolges als eines Heeres hatte. Die Venetianer, die sein Gesuch abschlugen, wollten sich daraus ein Verdienst in den Augen des Königs von Frankreich machen. Dieser ermunterte sie, auf ihrer Weigerung zu beharren, und versprach ihnen seine Hülfe, während er sich zu derselben Zeit mit dem Könige Ferdinand gegen Venedig verband. Die zugesagte Unterstützung konnte kein Vertrauen gewähren, da Ludwig aus unerklärbaren Gründen gerade bei der Annäherung des Kaisers gegen Italien sein Heer entließ und über die Alpen zurückzog. Diese Unklugheit diente übrigens dazu, alle die Beschuldigungen, welche Maximilian unausgesetzt über die Herrschsucht des französischen Königs erhob, wenigstens bei dieser Gelegenheit niederzuschlagen. Diese Herrschsucht — so sprach der Kaiser — zieht frische Nahrung aus dem Ehrgeize des französischen Ministers, der die Halbinsel mit Blut befleckt hat, um sich den Weg zum päpstlichen Stuhle zu bahnen. Wenn es dem einen gelingt, sich auf den Sitz des heiligen Petrus niederzulassen, und wenn der andre

seine Anmaßungen bis auf die Rechte des Reichs ausdehnt, dann giebt es für die andern Staaten keine Freiheit und Sicherheit mehr. Indessen fing Maximilian sein vermeintes Schutzherrnwerk mit einem Ueberfalle an, zur großen Unzufriedenheit Italiens. Das deutsche Reich, das ihm Hülfe versprochen hatte, zeigte Schlaffheit, sobald ihm jene unnöthig schien. Das Reichsheer betrug jedoch an 30,000 Mann, und diese Truppen, verbunden mit den Oesterreichern, waren furchtbar genug. Die in Venedig anwesenden Gesandten Maximilians und Ludwigs XII. warben wetteifernd um den Beitritt der Republik. Den Kaiser oder den König von Frankreich zum Feinde zu wählen, war eine schwere Aufgabe. Es kam darüber zu wiederholten Berathungen. Nicolaus Foscarini sprach in den öffentlichen Versammlungen für das Bündniß mit dem Kaiser; Andreas Gritti mit triftigen Gründen für die Vereinigung mit dem Könige von Frankreich. Seine Meinung trug die Mehrheit der Stimmen davon.

Es blieb bei dem Bündnisse mit dem König; man antwortete Maximilian, daß die Verbindlichkeiten, welche die Republik mit andern Staaten eingegangen, ihr nicht erlaubten, ein fremdes Heer in das vollkommen beruhigte Italien eindringen zu lassen; daß wenn er bloß wegen seiner Krönung zum Kaiser erschiene, mit einer Begleitung, wie sie einem so mächtigen Monarchen angemessen sey, alle Durchgänge auf dem Gebiete des Staats ihm offen stehen würden, unter Bezeigung der ihm schuldigen Ergebenheit und Ehrfurcht. Man fügte hinzu, die Republik glaube sich nicht von den Pflichten gegen ihn zu entfernen, indem sie

pünktlich auf Vollziehung der mit Frankreich getroffenen Verfügungen halte, und indem sie dem Könige die festgesetzte Hülfe leiste, wenn das Mailändische angegriffen werden sollte; daß sie aber alles aufbieten würde, um jeden Schein eines Angriffs von ihrer Seite streng zu vermeiden.

Diese Erklärung weckte Maximilians Zorn. Er schickte den venetianischen Gesandten zurück, ließ seine Truppen gegen die Gränzen Friaul's aufbrechen, wo sie die Venetianer in den Waffen fanden, die Frankreich mit 500 Gensd'armes und 5000 Mann Fußvolk unterstützte. Eine Abtheilung von 1000 Oesterreichern drang anfänglich durch die Engpässe der Gebirge bis nach Cremona. Der Gouverneur von Mailand nöthigte sie zu einem schnellen Rückzuge. Bald darauf wollten 4000 Mann Reiterei sich nach Verona werfen; sie wurden mit Entschlossenheit zurückgewiesen. Im Februar 1508 kam Maximilian selbst auf den Höhen an, welche Vicenza beherrschen, während eine andere Truppenabtheilung durch Friaul ging, und Cadore, einen kleinen Platz, wegnahm. Er wandte sich hierauf mit seinem gesammten Kriegsvolke nach Treviso, aber schon litt er Geldmangel. Die in seinem Solde stehenden Schweizer verließen ihn und nahmen Dienste bei den Franzosen. Er begab sich für seine Person nach Tyrol zurück, und mußte aus Noth in Inspruck seine Juwelen verkaufen. Während seiner Abwesenheit umzingelten die Venetianer die nach Friaul vorgerückten Deutschen, nahmen sie gefangen oder hieben sie nieder. Sie machten in diesem Gefechte 3000 Gefangene, eroberten Cadore wieder, belagerten Görz, setzten sich binnen vier Tagen in Be-

sitz desselben, erkauften die Zurückgabe der Citadelle mit 4000 Ducaten, erschienen vor Triest, und zugleich kam eine Flotte aus Venedig an, um diesen Platz von der Meerseite anzugreifen. Ludwig XII. lag den Venetianern an, ihre Vortheile nicht zu weit zu treiben; seine Vorstellungen blieben unbeachtet. Triest capitulirte, die Flotte plünderte einige kleine kaiserliche Städte an der adriatischen Küste. Dieser Vertheidigungskrieg war, wie man sieht, lebhaft genug. Nicht so glänzende Erfolge begleiteten die Venetianer im Etschthale. Die beiden Heere zogen zwischen Trient und Roveredo wechselsweise vor und zurück. Fast alle Deutsche liefen auseinander, und die Venetianer hätten ihr Glück viel nachdrücklicher verfolgen können, wäre nicht wieder der König von Frankreich hemmend dazwischen getreten. Während dieser Unfälle durchzog der Kaiser Deutschland, um seinen Geldverlegenheiten abzuhelfen. Er schlug den Venetianern einen Waffenstillstand vor, worauf sie antworteten, daß sie ohne ihren Bundsgenossen nicht unterhandeln könnten. Die Bevollmächtigten der drei Staaten versammelten sich. Die des Kaisers willigten ein, daß jeder in seinem dermaligen Besitze verbleiben solle; die Franzosen wollten in diesen Waffenstillstand alle ihre Bundesgenossen einschließen, namentlich den Herzog von Geldern, der an Maximilian einen Theil seines Landes verloren hatte. Die Deutschen widerstanden hartnäckig dieser Forderung, und die Venetianer, die umsonst eine völlige Ausgleichung der Betheiligten versucht hatten, urtheilten ganz richtig, daß ihre Verbindlichkeit gegen den König von Frankreich unmöglich so weit gehen könne, auch auf dessen

entfernte Bundesgenossen besondre und schonende Rücksichten nehmen zu müssen; sie schlossen demnach für sich allein mit dem Kaiser einen Waffenstillstand auf drei Jahre, den 20. April 1508. Ludwig zürnte darüber mit Unrecht, und zwar um so mehr, da er sich bemüht hatte, die Venetianer im Laufe ihrer Eroberungen aufzuhalten: es gebührte sich, ihnen für den Krieg oder den Frieden Freiheit zu lassen.

Das Glück hatte die Venetianer über ihre Erwartung begünstigt. Beim ersten Zusammentreffen war die Macht eines Feindes dahin gesunken, dem der Druck des Mangels die Erneuerung der Feindseligkeiten verbot. Sie konnten sich Sieger des Kaisers und des Reichs nennen. Der Waffenstillstand entzweite sie indessen mit Ludwig XII. ohne sie mit Maximilian auszusöhnen. Das Betragen des Königs gegen Venedig läßt sich auf keine Weise rechtfertigen und bleibt ein politisches Räthsel, denn ungeachtet seiner vielen Streitigkeiten mit dem Kaiser hatte er verlangt, daß die Republik den besiegten Gegner schonen solle; jetzt legte er ihnen den Abschluß des Waffenstillstandes als ein Verbrechen zur Last, eine Eigenmächtigkeit, die stark gegen die Lässigkeit abstach, mit welcher er Venedig im Kriege unterstützt hatte. Außerdem verdankte er der Republik die gegenwärtige Sicherheit des Mailändischen. Maximilian weder stark noch reich genug, um mit Ludwig auf eigne Gefahr den Krieg fortzuführen, forderte die Venetianer auf, den dreijährigen Waffenstillstand, den sie nur zu ihrem Nachtheil brechen konnten, in ein Angriffsbündniß gegen Frankreich zu verwandeln, in der laut ausgesprochenen

Absicht die italienischen Besitzungen Ludwigs unter sich zu theilen. Die Republik ging über die Gränzen ihrer sonstigen Behutsamkeit hinaus, als sie Ludwigen von dem Antrage des Kaisers Nachricht gab. Maximilians Stolz fühlte sich beleidigt durch die kecke Freude, mit welcher die Venetianer ihren Sieg gefeiert, und wobei sie auch den Spott nicht gespart hatten. Eben so wenig konnte er ihnen verzeihen, daß sie den Vorschlag zu einem Bündnisse gegen Frankreich dem König mitgetheilt hatten. Sie konnten also darauf gefaßt seyn, daß er ihnen Feinde erwecken würde, wenn auch der gegenwärtige Zustand Europa's ein solches Vorhaben nicht sonderlich begünstigte. Castilien war in den Händen eines Kindes. Der König von Arragonien hatte nach dem Tode seiner Gemahlin Isabelle von Castilien mit den Oesterreichern um die Verwaltung des letztgenannten Königreichs gestritten. Er fand in ihnen eher Nebenbuhler als Verwandte. Der König von Frankreich war durch ihn um die Hälfte des Neapolitanischen schon gebracht und verschiedne Male betrogen worden; ein aufrichtiges Bündniß zwischen beiden konnte daher unmöglich zu Stande kommen. Der Papst war den Venetianern großentheils seine Ernennung schuldig. Er hatte sich mit ihnen wegen der Städte in der Romagna verglichen und einige derselben zurückerhalten. Er konnte Ferdinand von Arragonien nicht begünstigen, seitdem dieser über Neapel herrschte. Die Ausbreitung der kaiserlichen Macht in Italien war ihm unerträglich, wegen der dunkeln hinfälligen unbegränzten Ansprüche, welche die deutsche Canzlei fast auf alle im Mittage der Alpen gelegene Länder

und hauptsächlich auf das Gebiet der Kirche geltend machte. Er lebte damals mit dem Könige von Frankreich in Spannung, wegen einiger ohne seinen Willen verliehenen Bisthümer. Er haßte den Cardinal d'Amboise, und wußte, daß er diesem im Conclave gedemüthigten Mitbewerber eben so verhaßt war. Er hing fortwährend dem Entwurfe nach, Italien von jeder fremden Herrschaft zu befreien. Dieser Papst war ein herrschsüchtiger, leidenschaftlicher, unerschrockener Greis, der sich zu allen Schritten gewaltthätiger Willkür hinreißen ließ. Die Venetianer hofften seinem Misfallen zu trotzen durch die Aufnahme der Bentivoglio, die von Julius ihrer Herrschaft über Bologna beraubt worden waren; ein noch lebhafteres Misverständniß entwickelte sich aus der Erledigung des Bisthums von Vicenza, welches der Papst einem seiner Neffen übertragen wollte. Dieser Eingriff verletzte die Republik auf doppelte Weise, da sie nach ihren feststehenden Grundsätzen keinem Fremden eine geistliche Würde innerhalb ihres Gebiets anzuvertrauen pflegte und selbst den Einheimischen nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß. Die Regierung, unerschütterlich in dem Vorsatze, jede Anmaßung des römischen Hofes abzuwehren, ernannte zum Bischofe von Vicenza einen Venetianer. Mehr bedurfte es nicht, um den Unwillen des Papstes bis zur Wuth zu erhöhen.

In seinem Zorne schlug Julius II. dem Könige von Frankreich ein Bündniß vor, um die Besitzungen der Republik zu erobern und zu vertheilen. Die Venetianer waren besonders thätig gewesen, den Cardinal d'Amboise an der Erlangung der päpstlichen Würde zu hindern. Der erbitterte Julius fand

durch eine seltsame Vereinigung der Umstände in dem Hasse seines überflügelten Nebenbuhlers gegen Venedig die mächtigste Stütze. Der Cardinal überließ sich dem Genusse einer Rache, welche die Politik mißbilligte, und die für Frankreich und Venedig eine Quelle des Unglücks wurde. Der französische Hof theilte den Antrag des Papstes dem Kaiser mit, der ihn freudig aufnahm, eben so dem Könige von Arragonien, der mit seiner gewohnten Umsicht antwortete, aber doch auf seinen Beitritt hindeutete, wenn ihm derselbe vortheilhafte Aussichten eröffnen würde. Der Cardinal d'Amboise suchte aus allen seinen Kräften die Erscheinung von Bevollmächtigten zu beschleunigen. Der Kaiser sandte als Unterhändlerin seine Tochter Margaretha von Oestreich, die verwittwete Herzogin von Savoyen; der Papst und der König von Arragonien zögerten hingegen, jener, weil ihn seine folgenschwere Uebereilung reute; dieser, weil er überhaupt bei dergleichen Verbindungen gern der Letzte war, um desto leichter einen Ausweg übrig zu behalten. Als der Kaiser und d'Amboise die Unschlüssigkeit des Papstes und Ferdinands merkten, betrieben sie die obschwebende Angelegenheit nur desto eifriger. Der Cardinal begab sich nach Cambrai, wo ihn Margaretha von Oestreich erwartete. Die Schlichtung der Streitigkeiten wegen des Herzogthums Geldern lieh den Vorwand zu dieser Zusammenkunft, an welcher auch der Nuntius des Papstes und der Gesandte Ferdinands Theil nahmen. Die Ungeduld des Cardinals und der Prinzessin erhob sich über alle ausweichende Bedenklichkeiten des Nuntius und des arragonischen Gesandten, und verzichtete selbst auf die ge-

wöhnlichen Unterhandlungsformen. Der venetianische Gesandte ließ sich von dem Cardinal durch Beweise der Zuneigung, des Vertrauens und durch Betheuerungen über den eigentlichen Zweck des Bündnisses täuschen.

Indessen war der Vertrag unterzeichnet, vermöge dessen der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, der König von Neapel und Arragonien sich dahin vereinigten, der Republik wie es hieß, alle ihre unrechtmäßigen Erwerbungen wieder zu entreißen. Die festgesetzte Theilung bestand in folgenden Punkten: der Papst sollte Faenza, Rimini, Cervia und Ravenna erhalten, nebst einigen Stücken von dem Gebiete Cesena's und Imola's, welche die Venetianer noch inne hatten. Für Maximilians Ansprüche wurde zwiefach gesorgt. Als Haupt des Hauses Oestreich sollte er von der trevisanischen Mark, Istrien, Friaul, und allen dem Besitz nehmen, was ehemals dem Patriarchen von Aquileja gehört hatte. Als Kaiser überließ man ihm das Paduanische, Veronesische, Vicentinische und Roveredo, einen wichtigen Verbindungspunkt. Der König von Frankreich behielt zufolge des Theilungsentwurfes die Provinzen Bergamo, Brescia und Crema, Cremona und das zwischen der Adda, dem Oglio und dem Po gelegene Land, welches er selbst der Republik 1499 abgetreten hatte. Endlich sollte der König von Arragonien für den Preis seines Beitrittes die fünf Häfen zurück erhalten, welche die Venetianer noch immer an seinen Küsten behaupteten, nämlich Trani, Brindisi, Otranto, Polignano und Gallipoli, ohne Erstattung der 200000 Goldthaler, für welche diese Plätze waren verpfändet worden.

Diesem Raubvertrage ging eine Erklärung voran, in welcher die Verbündeten die Absicht aussprachen, ihre Streitkräfte gegen die Ungläubigen zu richten, indem sie den Venetianern vorwarfen, daß sie sich dieser frommen Unternehmung durch die verweigerte Zurückgabe der päpstlichen Domainen widersetzten; man wolle sie also für den Ruhm und die Befreiung der Christenheit zwingen, von ihren widerrechtlichen Besitzungen abzustehen. Das war der einzige Vorwand, der sich auffinden ließ, um die beschlossene Vernichtung der Republik zu beschönigen.

In dem Augenblicke, wo dieser Vertrag unterzeichnet wurde, war der König von Frankreich der Verbündete der Venetianer, und der König von Neapel ihr Schuldner. Der König hatte mit ihnen einen Waffenstillstand geschlossen und der Papst über die Angelegenheit der Romagna unterhandelt. Der Meineid Maximilians war unter so vielen Verletzungen des Völkerrechts die einzige, über welche man Vorwürfe des Gewissens empfand. Der Papst wußte Hülfe dafür; die Könige von Frankreich und Arragonien sollten in Verbindung mit dem Kirchenstaate die Feindseligkeiten eröffnen. Der Papst wollte dann eine Bulle gegen die Venetianer schleudern, die unter Androhung des Interdicts binnen vierzig Tagen von ihnen die Herausgabe ihrer angeblichen Usurpationen verlangte; nach dem Verlaufe dieser Frist konnte man im Falle der Weigerung mit scheinbaren Gründen Maximilian von der Beobachtung des Waffenstillstandes losbinden, und ihn durch den Papst zum Kampfe gegen ein Volk auffordern, das der Kirche verfallen war.

Zu diesen Hauptbedingungen kamen noch einige andere Verhaltungspunkte, diese nämlich: für die Dauer des Bündnisses und sechs Monate nachher sollte Oestreich allen Ansprüchen auf die Verwaltung des Königreichs Castilien entsagen, zum großen Vortheile Ferdinands von Arragonien; der Kaiser gegen eine Summe von 100000 Goldthalern, Ludwig XII. für sich und für den muthmaßlichen Thronerben den Grafen von Angoulême und für ihre männlichen Nachkommen neuerdings mit Mailand belehnen; keine der verbündeten Mächte durfte ohne Einwilligung der übrigen mit den Venetianern Frieden oder einen Waffenstillstand abschließen; endlich wollte man den König von England und alle Fürsten zum Beitritt einladen, die Forderungen an die Republik zu machen hatten, wie den König von Ungarn wegen seiner alten Ansprüche auf Dalmatien, den Herzog von Savoyen wegen seiner vermeinten Rechte auf Cypern, den Herzog von Ferrara, den die Venetianer zur Abtretung des Polesin von Rovigo gezwungen und den Markgrafen von Mantua, dem sie Peschiera, Lenato und Asola entrissen hatten. Nach und nach schlossen sich alle diese Fürsten mit Ausnahme der Könige von England und Ungarn dem Bündnisse an. Um die Florentiner, deren Geld man brauchte, für die gemeinschaftliche Sache zu gewinnen, überließ man ihrer Willkür das Loos der Pisaner, zur Schmach der Fürsten, die als Beschützer derselben aufgetreten waren. Der Papst bestätigte das Bündniß zuletzt, wiewohl er die unruhigste Triebfeder desselben war.

So entstand gegen die Republik diese Verschwörung von Königen, die in der Geschichte nicht

ihres Gleichen hat. Machiavelli tadelt Ludwig XII. nachdrücklich, daß er zum Verderben der Venetianer mitwirkte. Er wies ihm dabei fünf Fehler nach. Wie er meint, so mußte Ludwig bei seiner Ankunft in Italien und als Herr des Mailändischen, um sich dasselbe zu sichern, alle die kleinern Fürsten beschützen, welchen der Ehrgeiz des Papstes oder der Republik Gefahr brachte. Statt dessen fing der König mit Hülfsleistungen gegen Alexander VI. an, um demselben den Einfall in die Romagna und den Sturz der Herren zu erleichtern, welche dieses Land besaßen: das hieß sich selbst schwächen, um einen Nebenbuhler zu vergrößern. Er wollte ferner thörichter Weise das Neapolitanische mit dem Könige von Neapel theilen; von zwei Maßregeln mußte er eine ergreifen, entweder konnte er jenes Königreich mit seinen eigenen Kräften erobern, oder er konnte es nicht; im ersten Falle mußte er die Eroberung desselben für sich allein unternehmen, im zweiten mit der Unterwerfung des Königs von Neapel zufrieden seyn; in keinem Falle durfte er aber einen so furchtbaren Fremden nach Italien ziehen, wie Ferdinand. So untergrub er diejenigen, die nichts weiter als seine Schützlinge seyn wollten, vergrößerte den schon an sich mächtigen Papst, rief die Spanier nach Italien, that nichts für die Befestigung seiner mailändischen Besitzungen, verband sich mit dem Kaiser, dem Könige von Spanien und dem Papste zur Beraubung der Venetianer, da diese doch unfehlbar nicht so gefährliche Nachbarn als jene waren.

Die erste dunkle Kunde von der abgeschlossenen Ligue, welche eine Mischung der unverträglichsten

Bestandtheile enthielt, verdankten die Venetianer dem Zufall. Ein Piemonteser ließ sich eines Tages vor dem Residenten der Republik die Worte entschlüpfen: ich werde also das Vergnügen haben, diejenigen Verbrecher bestraft zu sehen, durch deren Schuld der berühmteste meiner Mitbürger hingerichtet worden ist. Dieser Piemonteser war aus Carmagnola, er deutete also auf die Ermordung des Generals hin, dem einst seine glänzenden Thaten diesen Beinamen verdient hatten; die Hoffnung, den gewaltsamen Tod desselben künftig gerächt zu sehen, war ein deutlicher Fingerzeig, daß Venedigs Verderben im Rathe der Politik auf irgend eine Weise beschlossen sey. Jener Piemonteser genoß ferner das besondere Vertrauen des Gouverneurs von Mailand; es ließ sich daraus vermuthen, daß Frankreich eine Rolle in dem Trauerspiele übernommen habe, das dem venetianischen Staate zugedacht war, und diese Muthmaßung gewann an Wahrscheinlichkeit, wenn man damit den geheimen Vertrag zwischen dem Kaiser und Ludwig XII. in Verbindung brachte. Auch der Papst Julius II. hatte sich gegen den Gesandten der Republik mündlich auf eine Weise geäußert, die einem geübten und durchdringenden Blick leicht die gefahrvolle Lage Venedigs verrathen konnte. Da der unachtsame Gesandte den Wink nicht verstand, so ging Julius II., der den nahen Einbruch der Fremden in Italien von Tag zu Tag mehr fürchtete, bei Gelegenheit einer Spazierfahrt auf dem Meere offen mit dem Geheimniß heraus, dessen verschlungene Fäden die Republik an den Rand des Verderbens hinzuziehen drohten. Der Papst fügte hinzu, daß er dem Bündnisse nicht nur seine Be-

stätigung versagen würde, wenn man ihm Faenza und Rimini abtreten wolle, sondern er versprach auch, in diesem Falle demselben entgegen zu arbeiten. Als die Depesche des Gesandten, welche die bevorstehende Gefahr enthüllte, im Senat vorgelesen wurde, war die peinliche Verlegenheit über den Mangel an politischer Sehergabe nicht viel geringer als das offenbare Schrecken vor dem Unstern, der plötzlich am Horizont des Staates aufleuchtete. Der Haß so vieler Fürsten gegen das einzige Venedig schmeichelte indessen dem aristokratischen Stolze. Daß die Republik durch ihre hervorragende Stellung eine so allgemeine Eifersucht erregte, hob alle Herzen höher, die für den Ruhm schlugen. Die Bürger jedes Standes sahen ein, daß ein so heftig beneidetes Vaterland die männlichste Vertheidigung verdiene und die Regierung entwickelte einen Aufwand von Kraft, der mit der Menge und Stärke der Feinde, so wie mit der heiligen Sache des gemeinsamen Wohls in einem würdigen Verhältniß stand. Sie ging in ihrer Sicherheit vielleicht zu weit, wie es mitunter zu geschehen pflegt, wenn man gegen große Uebel seinen ganzen Muth zusammenrafft. Bei der Berathschlagung, ob man die Vorschläge des Papstes annehmen solle, kämpfte der Prokurator Dominikus Trevisani die fügsame Meinung Ludwig Molino's durch eine Rede voll Kraft und Feuer vollständig nieder. Man gab dem Papste eine lakonische verneinende Antwort, betrieb hierauf die Kriegsrüstungen mit gewohnter Schnelligkeit, und benutzte die kurze Zwischenzeit zu dem Versuche, das Bündniß aufzulösen oder Bundesgenossen zu gewinnen. Der Kaiser beharrte unerschütterlich; selbst die Lockung des Geldes ver-

fehlte diesmal ihre Kraft; er lehnte den venetianischen Gesandten ab, und sprach über den Dogen wegen seiner ungerechten Vorenthaltung mehrerer Provinzen die Acht aus. Der König von Arragonien stellte sich, als wisse er nichts von dem Daseyn des Bündnisses, er bot unter freundschaftlichen Versicherungen seine Vermittelung an. Der König von England hatte zwar den vereinigten Monarchen seinen Beitritt verweigert, wollte aber eben so wenig den Venetianern beistehen. Bedroht oder zurückgewiesen von allen Fürsten Europa's wandten sie sich an die Türken, fanden aber auch bei diesen kein Gehör, und mußten also gänzlich auf die eigene Kraft vertrauen. Mehrere zufällige Ereignisse, die aufeinander folgten, galten dem Volksglauben als üble Vorbedeutungen; man suchte in der Erschütterung, welche die Gemüther ergriff, die Unterhandlungen mit dem Papste wieder anzuknüpfen; man wollte den Forderungen desselben jetzt nachgeben; allein es war zu spät, er hatte das Bündniß bereits unterzeichnet.

Den geldarmen Kaiser hielten vor der Hand die Angelegenheiten der Niederlande zurück. Die Truppen des Papstes waren unbedeutend; der König von Arragonien säumte sichtbar; so hatte man also für den Augenblick nur von Seiten Frankreichs einen ernsthaften Angriff zu gewärtigen. Man wußte, daß er gegen die Alpen vorrückte, und ungefähr über 13000 Pferde und 10000 Mann Fußvolk gebot, unter welchen 6000 Schweizer waren. Die Republik hatte alle ihre Kräfte aufgeboten. Sie bestanden in 3000 Gensd'armen, 4000 Mann leichter Reiterei, 18000 Mann italienischen Fußvolks, 2000 Bogenschützen aus Candia und Morea

und in zahlreichen Milizen. Das Heer belief sich sonach auf 30000 Mann Fußvolk und 15 — 18000 Pferde mit allen Nothwendigkeiten bestens versehen. Eine große Menge Fahrzeuge sollte theils die Küsten bewachen, theils die Ufergegenden des Feindes angreifen, theils die Unternehmungen längs der Flüsse unterstützen. Eine Flotille ging in den Gardasee ab. Ein Theil der Heeres ging ab, um die Häfen Apuliens, die Plätze in der Romagna und die Pässe Friauls zu schützen. Die übrigen Truppen schickten sich zur Vertheidigung der Gränzen an, in der Richtung nach dem Mailändischen. Der Graf Petigliano aus dem Hause Ursini war Oberbefehlshaber; unter ihm stand Alviano, der sich schon früher durch seine Siege über die Deutschen ausgezeichnet hatte. Die Patrizier, die dem Heere als Proveditoren folgten, waren Georg Cornaro und Andreas Gritti; derselbe, der ein Jahr früher die Republik dazu bestimmt hatte, das Bündniß mit Frankreich der Vereinigung mit dem Kaiser vorzuziehen. Man war im Monat April 1509 von beiden Seiten schlagfertig. An demselben Tage, wo die Feindseligkeiten beginnen sollten, kam ein Waffenherold in Venedig an; er kündigte den Krieg in den herkömmlichen Formen an, und stellte in dem überbrachten französischen Schreiben als Beweggründe des Bruches den mit dem Kaiser besonders abgeschlossenen Waffenstillstand und die Besetzung der Romagna auf. An demselben Tage schleuderte der Papst seine Bulle gegen die Venetianer. Er befahl ihnen binnen 24 Tagen alle die Domainen, die sie an sich gerissen hätten, nebst dem Ertrage ihrer Erzeugnisse herauszugeben, widrigenfalls drohte er ihnen mit

der Strafe des Interdicts, mit der Auslieferung ihrer Güter an den nächsten Besitznehmer und für ihre Personen als Verletzer der göttlichen und menschlichen Majestät mit dem Verfall in die Sklaverei. Man wußte in Venedig den Werth dieser leeren Redensarten nach Gebühr zu schätzen; selbst die Geistlichkeit legte ihnen kein Gewicht bei.

Alviano hatte zum Angriff und zum Einfall in das Mailändische gerathen, ehe die französischen Truppen ankämen. Dieser kühne Plan bot zwei Vortheile dar; er verstattete nicht nur die Zeit zu benützen, während welcher die Feinde noch unvereinigt waren, sondern er spielte auch den Schauplatz des Krieges auf fremdes Gebiet hinüber. Dringt man aber flugs und in Feindes Land, so fehlt es an befestigten Stellungen, man nimmt die Plätze nicht ein, muß das Feld halten, und kann nicht nach Willkür über die Annahme einer Schlacht verfügen. Diese Nachtheile setzte der Oberbefehlshaber Petigliano der Ansicht Alviano's entgegen. Er stellte vor, daß die Franzosen einige Tage nach der Besetzung des Mailändischen unfehlbar in Masse erscheinen würden, um ein Treffen zu liefern; daß ein Rückzug ohne Kampf vielleicht nicht möglich seyn dürfte, und daß derselbe im Anfange des Feldzugs das Ansehen eines Verlustes habe, und eine Niederlage die Besitzungen der Republik von Vertheidigungsmitteln entblöße. Wie er meinte, so kam es nicht darauf an, Eroberungen zu machen, sondern den venetianischen Staat zu decken, das Heer zu schonen, und den Krieg in die Länge zu ziehen, um die verbündeten Mächte in ihren Hoffnungen zu täuschen. Er schlug demnach vor, am Oglio eine unangreif-

bare Stellung zu nehmen. Es ließ sich dagegen einwenden, daß die Stellung am Oglio zu weit entfernt war, und nur die zweite Vertheidigungslinie bildete; es schien natürlicher, sich gegen die Adda zu ziehen, und den Uebergang derselben den Franzosen streitig zu machen, ohne dabei das Schicksal der Republik dem Zufalle einer Schlacht preiszugeben. Das venetianische Heer war noch nicht in die vorgezeichnete Stellung eingerückt, als die Feinde schon die Grenzen auf sechs Punkten zugleich angriffen. Im Norden gingen die Bewegungen der Truppen bis zu den Thoren Bergamo's vor. Eine Masse von 10—12000 Mann überschritt die Adda, nahm den Posten von Trevi und machte hundert Gefangene. Die aus Piazenza und Lodi hervorgebrochenen Truppen streiften innerhalb des Cremonesischen umher. Der Markgraf von Mantua warf sich auf Casal Maggiore, während das kleine Heer des Papstes in die Romagna vorrückte, die zur Bewachung dieser Provinz aufgestellte Macht in einen Hinterhalt lockte und schlug, und die kleinen Plätze Bregesilla, Rullio und sogar Faenza durch Capitulation einnahm.

Der Feldzug begann von der einen Seite eben so lebhaft als von der andern unglücklich. Petigliano suchte schnell diese ersten Unfälle durch die Eroberung von Trevi auszulöschen. Die Capitulation dieser Stadt hinderte die Sieger keineswegs in derselben Gewaltthätigkeiten zu verüben, die zu vielen andern den Vorwand hergaben. Man setzte den Einwohnern hart zu, weil sie sich den Franzosen feigherzig ergeben hatten. Der Senat bestrafte sie noch besonders durch das Niederreißen der Wälle, die in der damaligen Zeit gegen räu-

berische Ueberfälle eine wohlthätige Schutzwehr abgaben. Ludwig setzte bei Cassano über die Adda ohne Widerstand zu finden; man darf den venetianischen Oberbefehlshaber deshalb tadeln. Alle seine Bemühungen waren darauf gerichtet, sich nicht zu einem entscheidenden Schlage zwingen zu lassen. Vier Tage hintereinander boten ihm die Franzosen fruchtlos eine Schlacht an; selbst als sie einen kleinen Platz in der Gesichtslinie seines Lagers angriffen, blieb er unbeweglich stehen. Müde seiner Unthätigkeit drangen sie gegen Pandino vor, um ihm die Verbindungen mit Crema und Cremona abzuschneiden. Von einer Seite wollte Petigliano nicht zugeben, daß der Feind sich zwischen dem Lager der Venetianer und den Plätzen festsetze, aus denen sie ihre Lebensbedürfnisse zogen; von der andern Seite forderte der ungeduldige Alviano laut eine Schlacht. Dieser General, den sein glänzender Muth aus den untersten Reihen der Krieger erhoben hatte, setzte auch im Felde den geliebten Umgang mit den Musen und deren Freunden fort. Das Heer der Republik brach auf, um eher als die Feinde, welchen es zur Seite ging, nach Pandino zu gelangen; es war von ihnen bloß durch einen Sumpf getrennt, und wechselte mit denselben unterwegs Kanonenschüsse. Petigliano beschleunigte seinen Marsch, unbekümmert um das Feuer der Artillerie, um zuerst anzukommen, und schon war die Heersäule unter ihm so weit vorgegangen, daß die Nachhut, welche Alviano befehligte, mit der französischen Vorhut in gleicher Richtung zusammentraf. Als die Letztere merkte, daß der Feind auf dem Punkt stand, ihr zu entwischen, so richtete sie Bewegung und

Angriff gegen den Moraſt. Alviano ſuchte ihr den Durchgang zu wehren, ſetzte Petigliano davon in Kenntniß, und erhielt den Befehl zur Antwort, ſeine Zeit nicht mit einem Scharmützel zu verlieren, ſondern ſchnell in die angewieſene Stellung vorzudringen, wo man in Sicherheit ſeyn würde. War nun durch dieſes Hin- und Herſenden die koſtbare Zeit entflohn, oder Alviano unvorſichtigerweiſe von ſeiner Kriegsliſt hingeriſſen worden, genug, das Treffen hatte begonnen. Anfänglich warfen die Venetianer alles nieder, was durch den Moraſt herannahete. Ludwig XII. kam mit der Hauptmacht der Vorhut zu Hülfe. Die weiter vorgerückten Schlachtmaſſen der Venetianer mußten zurückkehren, um Alviano frei zu machen. Man ſchlug ſich auf allen Punkten. Die Schweitzer und ſelbſt die Gensdarmen, die den Damm nehmen wollten, welcher ſie von den Venetianern trennte, wurden von der Artillerie der Letztern hart mitgenommen. Die Gascogner, die den Angriff erneuerten, ließen es an jener Lebhaftigkeit fehlen, die ein Zeuge des Selbſtvertrauens und ein Vorbote des Siegs iſt. Ludwig XII. eilte in Perſon herbei und la Tremouille rief den Gascognern zu: Kinder, der König ſieht euch! Der Damm wurde erobert, und der franzöſiſchen Reiterei die Bahn gebrochen. Die venetianiſche leiſtete geringen Widerſtand, die Niederlage war entſchieden und Petigliano erlebte den Schmerz, daß er ein Misgeſchick, welches ſeine Klugheit vorhergeſehn hatte, nicht wieder ausgleichen konnte. Nur mit Anſtrengung konnte er ſeine aufgelöſten Truppen unter dem Schutz der Vorhut, die ihm jetzt als Reſerve diente, wieder vereinigen. 20 Kanonen,

das ganze Gepäck und 6000 Todte blieben auf dem Kampfplatze zurück. Diese Schlacht, die den 14. Mai 1509 geliefert wurde, führt ihren Namen von dem Dorfe Agnadello, in dessen Nähe sie vorfiel. Dieser Tag entschied über das Loos des Krieges. Petigliano zog sich mit seinem zertrümmerten Heere, das durch Ausreißer jeden Tag zusammenschmolz, nach und nach auf Caravaggio, Brescia, Peschiera zurück, unablässig vom Feind verfolgt. Caravaggio und Bergamo ergaben sich den ersten und zweiten Tag nach der Schlacht; die Bürger von Brescia öffneten den Franzosen mit Gewalt die Thore ihrer Stadt. Pizzighitone und Cremona capitulirten. Andreas de Riva, Gouverneur der Citadelle von Peschiera, war der einzige, der sich erinnerte, daß die Pflichten eines Befehlshabers mit dem Unglück des Vaterlandes an Heiligkeit wachsen. Sein Widerstand vermochte nichts gegen den Angriff der Stürmenden, und Ludwig XII. ließ mit einer Grausamkeit, die sonst außer seinem Charakter lag, die Besatzung über die Klinge springen, und den braven Vertheidiger des Platzes nebst seinem Sohne an den Schießscharten der Citadelle aufhängen. Der Eifer, mit dem die Städte sich zu ergeben eilten, war so groß, daß sie selbst die Truppen des unglücklichen Petigliano nicht aufnehmen wollten. Verona verschloß ihm die Thore, und einige Tage nach der Schlacht von Agnadello lagerte das Heer der Republik bei Mestre, d. h. am Rande der Lagunen. Je lauter die Gleichgültigkeit und die Feigheit der Provinzen sich offenbarten, desto höher mußte in Venedig das Schrecken steigen, als man daselbst in dem Augenblick, wo man das Heer in einer

unüberwindlichen Stellung wähnte, plötzlich den Verlust der Schlacht, ihre Folgen, den allgemeinen Abfall, die Besetzung Friauls von den Kaiserlichen und die Bewegungen aller der kleinen benachbarten Fürsten erfuhr, die sich auf ihre Beute warfen. Die Verwirrung in der Hauptstadt war unermeßlich. Man versammelte sich auf den öffentlichen Plätzen, man drängte sich in die Kirchen, man fragte sich, ohne einander zu kennen. Jeden Augenblick bestätigte ein neues Unglück die vorhergegangenen Unfälle. Das Heer des Papstes war in Ravenna. Der Markgraf von Mantua hatte Asola und Lunato genommen. Der Herzog von Ferrara überzog das Polesin; Triest, unterstützt von den umwohnenden Bauern, hatte die venetianische Besatzung vertrieben. Die Deutschen drangen durch Triest und Görz, durch Cadore und Trient vor. Endlich kam das französische Heer bei Fusina an, von wo Ludwig die Hauptstadt sehen konnte, die vor ihm zitterte. Man will wissen, daß er unnützerweise eine Batterie von sechs Feldschlangen gegen sie feuern ließ. Alle Kaufläden waren geschlossen, die Gerechtigkeitspflege ruhte; von dem Ort seiner Sitzungen erblickte der Senat auf dem St. Markusplatze das aufgeregte Volk, dem es wohl in den Sinn kommen konnte, sein Unglück seinen Herrschern beizumessen. Die Verwirrungen im Innern waren nicht minder zu fürchten, als die Schläge von außen und wahrscheinlich ließ man die Trümmer des Heeres bis in die Nähe der Lagunen kommen, um das Volk der Hauptstadt in Schranken zu halten. Die Regierung zeigte zwar nicht jenes Maß von Unerschrockenheit, Würde und Weisheit, das ihr besoldete Schrift-

steller und dreiste Schmeichler haben nachrühmen wollen, bewährte aber doch Wachsamkeit, und jene Gegenwart des Geistes, die leicht verloren geht, wenn man zu sehr von der gegenwärtigen Gefahr überwältigt ist. Ein Patrizier, der Procurator Paul Barbo, ein schwacher Greis, der schon lange nicht mehr in den Sitzungen erschien, ließ sich in den Senat tragen und schien wieder neues Leben zu empfangen, um es andern mitzutheilen. Man fing an Patrizier abzusenden, um die Truppen zu sammeln und neue auszuheben; man bewaffnete 50 Galeeren. Der öffentliche Schatz erhielt Zuflüsse aus dem Vermögen der Privatpersonen, und der Senat, der für jetzt nur auf die Vertheidigung der Hauptstadt zu denken hatte, ergriff zu dem Ende alle nothwendigen Vorsichtsmaßregeln. Man entfernte die Fremden, doch blos die Müßiggänger. Diejenigen, die durch ein bestimmtes Geschäft ihren Unterhalt sicherten, wurden zur Fortsetzung ihrer Arbeiten aufgefordert. Man ließ Mühlen bauen, Cisternen graben, Getraide aufschütten, den Zustand der Kanäle untersuchen, die Merkzeichen in denselben wegnehmen und die Bürger bewaffnen. Das Gesetz, welches fremden Proviantschiffen das Landen verbot, wurde zurückgenommen. Man bestimmte den Officieren Belohnungen, die ihre Pflicht gethan hatten. Der Senat welcher es den Römern nach der Niederlage bei Cannä gleich thun wollte, belobte öffentlich die Standhaftigkeit Petiglianos mitten unter so schweren Unfällen; da man aber nicht durchgängig mit ihm zufrieden war, und viele die Meinung hegten, er habe Alviano aus Eifersucht nicht gehörig unterstützt, so dachte man daran, ihm einen Nachfolger im Oberbefehl

zu geben. Damals erschien auch die berühmte Verordnung, durch welche die Republik diejenigen ihrer Unterthanen, die sie nicht vertheidigen konnte, vom Eide der Treue losband, die Provinzen des Festlandes ermächtigte, mit dem Feinde nach ihrem besondern Interesse zu unterhandeln, und den Befehlshabern auftrug, die Plätze zu räumen, welche sie noch inne hatten. Man hat über diesen Entschluß sehr verschieden geurtheilt. Guiccardini sagt, er sey mit der Uebereilung der Verzweiflung gefaßt worden. Andere haben bemerkt, daß die Regierung durch mehrere Gründe dazu bestimmt werden konnte, erstlich um nicht aus Noth die geringen Kräfte, die ihr noch übrig blieben, theilen zu müssen; zweitens um Rechte auf die Zuneigung der Einwohner in den Provinzen zu bewahren, indem sie ihnen keine Opfer zur Rettung der Republik ansann, und keine Rachlust wegen verübter Treulosigkeit kund gab; drittens, und dieser Punkt wird von den Erklärern der venetianischen Politik am meisten hervorgehoben, um durch Erleichterung der Eroberungen Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich zu erregen. Ludwig betrug sich übrigens mit strenger Rechtlichkeit gegen Maximilian, wiewohl derselbe noch nicht unmittelbar an dem Kriege Theil genommen hatte. Die fünf Häfen des Königreichs Neapel wurden den Truppen Ferdinands ohne Widerstand überliefert. Ganz Friaul unterwarf sich dem Kaiser mit Ausnahme der Festungen Murano, Osopo und Gradisca. Die letztere fiel jedoch bald. Treviso mochte ebenfalls gesonnen seyn, nach dem Beispiele der übrigen Städte dem Drange der Umstände nachzugeben. Als die reichsten Einwohner, die sich immer

am ersten unter die fremde Gewalt fügen, Gesinnungen der Unterwürfigkeit erklärten, sandte die österreichische Regierung, die sich diesmal höchst ungeschickt in dem gewählten Werkzeuge vergriff, einen gewissen Leonhard Trissino als Commissar dahin ab. Er hatte früher zu den Einwohnern Vizenza's gehört, und war nachmals zur Partei des Kaisers übergetreten. Die österreichischen Minister trauten ihm fälschlich einen großen Einfluß zu; sie wurden ihren Irrthum gewahr, als sein vermeintes Ansehn, dem keine mitgebrachten Truppen zu Gebote standen, vor dem Patriotismus eines Schuhmachers Caligaro in Nichts hinschwand, der die Straße mit dem Rufe durcheilte: Es lebe der heilige Markus! Das Volk rottete sich zusammen, plünderte die Häuser, deren Besitzer den Fremdling durch ihre Vorschnelligkeit herbeigerufen hatten, verjagte den Kaiserlichen Commissar, und erklärte, daß es sein Schicksal nicht von dem Loose der Venetianer trennen wolle. Man eilte sogleich zu Petigliano ins Lager mit der Bitte, so schnell als möglich eine kleine Besatzung nach Treviso zu werfen; 7 oder 800 Mann, die er hinschickte, retteten die treue Stadt. So bestand denn die venetianische Macht auf dem Festlande nur noch in drei Städten, Treviso, Murano und Osopo.

Die venetianische Regierung bot im Gedränge der höchsten Gefahren alle Künste der Unterhandlung und jedes Mittel der Begütigung auf, um den Papst von dem Bündnisse abzuziehen. Julius gab den beiden venetianischen Cardinälen, die für ihr tiefgesunkenes Vaterland im Tone der tiefsten Unterwürfigkeit sprachen, eine harte Antwort, ließ aber doch durch Winke über die Fortschritte der frem-

den Mächte in Italien so viel merken, daß er nicht abgeneigt sey, den weitern Umgriffen derselben Einhalt zu thun. Die Republik erschöpfte sich neuerdings in Bitten und Demüthigungen. Der Doge bat schriftlich im Namen des Staates um Verzeihung und um die Erlaubniß, sechs Senatoren an den Papst schicken zu dürfen, die zu seinen Füßen die Lossprechung von den aufgelegten Kirchenstrafen nachsuchen sollten. Dieser Brief gab Julius II. Gelegenheit, seine wahren Gesinnungen an den Tag zu legen. Er versammelte das Consistorium, erklärte sich vor demselben bereit, den Venetianern die Hand der Versöhnung zu reichen, und wurde trotz der Gegenbemühungen des österreichischen und französischen Gesandten von den Cardinälen in seinem geäußerten Entschlusse bestärkt. Um dieselbe Zeit ging eine venetianische Gesandtschaft an den Kaiser Maximilian ab. Anton Giustiniani soll sich mit einer Rede an denselben gewendet haben, über deren Aechtheit die Acten der Kritik noch immer nicht bis zur vollen Befriedigung geschlossen sind. Der Kaiser wies jeden Vergleich ab, betrieb aber darum den Krieg nicht ernstlicher. Die Geldsummen, welche er von seinen Unterthanen erhoben hatte, waren schon vor der Eröffnung des Feldzugs wieder zerflossen. Die Zerrüttung seiner Finanzen verleitete ihn zu zwei Fehlern. Der erste bestand darin, daß er sich nicht durch starke Besatzungen die Plätze versicherte, die er so wohlfeil erworben hatte; den zweiten beging er dadurch, daß er Gouverneure einsetzte, die sich bei ihrer kärglichen Besoldung durch Erpressungen entschädigten, und denen die hinlänglichen Kräfte mangelten, sich Ansehen zu verschaffen.

Die Unterthanen der Republik verglichen gar bald ihr früheres Loos mit ihrem gegenwärtigen Zustande. Ausgeplündert von den fremden Gewalthabern wünschten sie eine Regierung zurück, die von ihnen nur Gehorsam und mäßige Abgabe forderte, besonders als sie merkten, daß ihre neue Herren eben so unvorsichtig als unersättlich waren. Derselbe Leonhard Trissino, welcher aus Treviso vertrieben worden war, stand in Padua an der Spitze der bewaffneten Macht. Er hatte nur 8—900 Mann zur Deckung des Platzes; um Anhänger zu gewinnen, verkaufte oder vertheilte er die Güter, welche venetianischen Patriziern gehörten. Kaum war ein Monat verflossen, so hatte der Uebermuth der Vaterlandsverräther, bereichert durch die Gunst der Fremden, alle gute Bürger empört. Die venetianische Regierung, welche diese Stimmung der Gemüther kannte, eilte davon Vortheil zu ziehen. Der Patrizier Ludwig Molino schlug die Ueberrumpelung Padua's vor. Vergeblich widersetzte sich der Doge mit seinem ganzen Einfluß dem gefährlichen Wagstück, er wurde nicht gehört. Andreas Gritti kam mit einer Truppenabtheilung, welcher Petigliano mit einigen tausend Mann in geringer Entfernung nachrückte, bis unter die Mauern des nachlässig bewachten Platzes. Die Besatzung war schwach; nur zwei Thore standen offen, jedes blos von dreißig Mann besetzt. Es war die Zeit der Heuerndte. Sobald als sich am Morgen des 17. Julius das Thor öffnete, erschien am Eingange desselben eine Reihe großer Karren; dem letzten schlossen sich unbemerkt sechs venetianische Gensd'armen an, auf dem Pferde eines jeden saß hinten ein Infanterist auf, bewaffnet mit einer

Büchse. Angekommen unter dem Thore gaben die Büchsenschützen Feuer auf die Wache; jeder tödtete seinen Mann, die Gensd'armen schossen auf die übrigen Deutschen. Gritti stürzte mit seiner Abtheilung herbei, nahm das Thor und griff die Besatzung an. Sie leistete einen tapfern Widerstand, und streckte Soldaten oder Bürger nieder; als sie aber die gesammten venetianischen Trupen anrücken sah, zog sie sich in das Schloß zurück, und ergab sich einige Stunden nachher. Das Volk von Padua rächte sich an den Beschützern der Fremdherrschaft durch Plünderung ihrer Häuser, und sah den verhaßten Ueberläufer, dem der Charakter eines kaiserlichen Commissärs der verdienten Todesstrafe entzog, als Kriegsgefangenen fortführen. Der Streich gegen Padua verursachte in Venedig eine unbeschreibliche Freude. Nach so vielen Unfällen sah man endlich einen Strahl der Hoffnung aufglänzen. Es ließ sich erwarten, daß die Deutschen auf der Stelle Anstalten treffen würden, das wichtige Padua wieder zu erobern; allein Maximilian war für jetzt zu einem solchen Versuche zu ohnmächtig. Zwischen ihm und Ludwig XII. war eine bedenkliche Kälte entstanden, weil der Kaiser, wahrscheinlich aus Schaam über seine Geldverlegenheit, die sich auch in der Aermlichkeit seiner Umgebung ausdrückte, eine Zusammenkunft mit dem Könige, welche dieser wünschte, unter dem Vorwande dringender Angelegenheiten in Friaul ausgeschlagen hatte. Ludwig, der schon unterwegs war, empfand die Weigerung übel. Die Ungeduld seine Staaten wiederzusehen und die Sicherung seiner gemachten Eroberungen, die ihm vermöge des geschlossenen Vertrags zufielen, führten ihn über die Berge zurück. Er entließ

sogar einen Theil seines Heers; bloß 4000 Reiter blieben zur Unterstützung seiner Bundesgenossen zurück. So große Fehler gingen weit über die Hoffnung der Republik hinaus. Sie nährte den Glauben, daß der Papst jetzt fügsamer seyn würde und trat deshalb wieder in Unterhandlungen mit ihm. Julius zeigte mildere Gesinnungen, er verstattete den venetianischen Gesandten den Zutritt, verlangte aber, daß sie zur Nachtzeit und ohne Gepränge in Rom anlangen sollten, um den Ministern der verbündeten Mächte keinen Anlaß zu Beschwerden zu geben. Seine Absicht war, die Sache in die Länge zu ziehen, um seinen Entschluß nach Bequemlichkeit den Umständen anpassen zu können. Die venetianischen Gesandten arbeiteten unermüdlich an dem Werke der Versöhnung, und knüpften mit allen, die Einfluß auf die Schritte des Papstes zu haben schienen, gesellige Verbindungen an. Da Maximilian die Belagerung von Padua nicht mit eigenen Kräften unternehmen konnte, so begehrte er vom Papste Galeeren, um dieselben gegen Venedig zu brauchen. Der Erzbischof von York, damals englischer Gesandter in Rom, den die Venetianer für sich gewonnen hatten, vereitelte aus Feindschaft gegen den König von Frankreich das Verlangen des Kaisers. Als Ludwig XII. Italien verließ, war er mit dem Papste in einen Streit verwickelt über die Pfründen, welche der Letztere, wenn die Inhaber derselben an seinem Hofe starben, eigenmächtig nach dem Beispiele seiner Vorfahren vergeben wollte. Der alte Haß zwischen Julius II. und Amboise goß Oel in die Flamme der Zwietracht. Der Cardinalshut, welchen der Neffe des ersten Ministers erhielt, stellte

das Einverständniß zwischen Frankreich und Rom für einige Zeit wieder her. Der Papst und der König leisteten sich, zufolge des abgeschlossenen Vertrags, gegenseitig Sicherheit über ihre Besitzungen, behielten sich aber die Freiheit vor, mit den übrigen Mächten auf ihre eigene Hand unterhandeln zu können, wenn daraus weder für den einen noch für den andern ein Nachtheil entstände. Diese Bedingung verrieth hinlänglich die Absicht des Papstes, nach Erforderniß der Umstände von dem Bündnisse abzutreten. Während dieser Streitigkeiten war Julius den Bemühungen der Venetianer, die ihn von Frankreich zu entfernen suchten, immer zugänglicher geworden. Der Geist der venetianischen Regierung zeichnete sich durch geschickte Benutzung aller der Gelegenheiten aus, die dazu dienten, ihre Feinde zu trennen, ohne daß sie darüber in ihren kriegerischen Unternehmungen nachließen, welche sie vielmehr mit aller Anstrengung betrieben, als ihnen die Hoffnung wieder Stärke verlieh.

Sie sicherten sich den Besitz Padua's durch angelegte Festungswerke und versorgten es schnell und umsichtig mit Lebensmitteln. Die Weisheit ihrer Politik und die Kraft ihrer Verwaltung leuchtete besonders in den schönsten Zügen aus der Verordnung hervor, die allen Unterthanen, welche unter ihre Herrschaft zurückkehrten, vollkommene Entschädigung für alle im Kriege erlittene Verluste ankündigte. Und so groß war der Glaube an die Hülfsmittel und die Treue der Regierung, daß alle Unterthanen des Festlandes den versprochenen Ersatz bei einer günstigen Wendung der Dinge als unfehlbar ansahen, und deshalb alle ihre Kräfte anstrengten, der neuen Herrschaft ein

Ende zu machen. Um die Kräfte der Kaisers zu beschäftigen und zu theilen, sandten die Venetianer eine Escadre an die Küste Friauls und Istriens. Sie bemächtigten sich Fiume's, unternahmen zwei Stürme auf die Besatzungen von Triest und einen gegen Udine. Zu gleicher Zeit machten sie den vorgerückten Deutschen die Bezirke von Feltre, Belluno und Cadore streitig, überfielen Legnago, einen wichtigen Platz, welcher sie zu Herren der Stellung und der Brücken an der Etsch machte. Ihre Absicht, auf Vizenza und Verona einzudringen, welcher sie sich nicht ohne Hoffnung gerühmt hatten, schlug fehl durch die Ankunft der Franzosen in beiden Städten; das Schicksal schien sie für diese doppelte Einbuße durch eine unerwartete Gunst entschädigen zu wollen. Der venetianische Gouverneur von Legnago erfuhr, daß der Markgraf von Mantua, der bei Verona zu den Franzosen stoßen wollte, in der Entfernung einiger Meilen vorüberzog, und daß er ziemlich nachlässig bei Isola della Scala am Tartain lagerte. Der Gouverneur stürzte zur Nachtzeit auf die Truppen desselben, brachte sie in Unordnung, drang ins Lager und machte viele Gefangene. Der in ein Kornfeld versteckte Fürst entging jedoch allen Nachsuchungen; allein er brauchte einen Führer, um nach Verona zu kommen, und der Bauer, dem er sich anvertraute, verrieth ihn. So sah Venedig in seinen Mauern einen der gegenverbündeten Fürsten als Kriegsgefangenen ankommen. Die Unordnung, welche im österreichischen Heere herrschte, eine unvermeidliche Folge der zerrütteten Finanzen, kam den Venetianern trefflich zu statten. Das Plündern und grausame Wüthen der Deutschen zog ihnen den Abscheu der Bewohner

zu, und wurde von den Uebertreibungen der geschreckten Phantasie noch gräßlicher ausgemalt. Die Bergbewohner der Provinzen Treviso und Vicenza vertheidigten mehr als einmal schwierige Pässe und erschlugen eine Menge von Nachzüglern, so daß die Oesterreicher schon bedeutend geschwächt waren, als sie im Vicentinischen ankamen. Maximilian führte sie in Person an. Seine Macht bestand ungefähr aus 20000 Mann und erhielt in Italien eine Verstärkung von 6000 Spaniern; dazu kamen noch 700 französische Gensd'armen. Der Papst und der Herzog von Ferrara gaben jeder noch 100 Lanzen zur Unterstützung her. Seit langen Zeiten war kein so ansehnliches Heer in Italien erschienen und Maximilian stand im Rufe eines geschickten Anführers.

Sobald als Padua angegriffen werden sollte, warfen die Venetianer ihre ganze Mannschaft hinein, die etwa 20—25000 Streiter zählte. Petigliano und der Proveditor Andreas Gritti schlossen sich mit denselben zugleich ein, und nach dem Vorgange des Dogen, der seine beiden Kinder hinsandte mit 100 Infanteristen, die er auf eigene Kosten unterhielt, bildeten die patrizischen Familien schnell einen Verein von 300 Edelleuten, die das letzte Bollwerk der Republik bis zum letzten Hauche des Lebens vertheidigen wollten. Niemals war eine Belagerung für Italien so wichtig gewesen. Alle Geister waren in Spannung und der Ausgang schien ungewiß. Nachdem die alten Wälle, die den Platz umgaben, ausgebessert, unterminirt und mit Kanonen besetzt waren, führte man im Innern neue Werke auf, um die ein zweiter Graben hinlief. Das gesammte Landvolk strömte zu den Arbeiten

herbei. Gritti ließ auf einem Altare inmitten des öffentlichen Platzes den Gottesdienst verrichten, hielt an die Vertheidiger Padua's eine Rede und empfing ihren Eid, für die Rettung der Freiheit und des Vaterlandes zu sterben. Der Feind erschien den 15. Septbr. Das Heer der Belagerer war nicht viel unter 100000 Mann stark, gemischt aus Deutschen, Franzosen, Burgundern, Spaniern und Italienern, versehen mit einer sehr bedeutenden Artillerie. Dennoch ließ der Kaiser den Platz nicht völlig einschließen, sondern zog den Angriff eines Hauptpunktes vor, in dessen Wahl er sich täuschte, und weshalb er, irregeleitet durch die unrichtigen Angaben der Ingenieure seine Stellung bald änderte. Der neue Angriff war gegen ein Bollwerk in der Nähe des Thores Cadalunga gerichtet, aus dem man von Padua nach Venedig geht. Die Belagerten unternahmen häufige Ausfälle; man kämpfte am Fuße des Walles, denn der Kaiser hatte sein Hauptquartier bis auf einen halben Kanonenschuß weit vorgelegt: er gab ein erhebendes Beispiel von Muth und Thätigkeit. Neun Tage hindurch hatten die Batterien mehr als 20000 Kugeln versendet, drei geöffnete Breschen bildeten bald darauf nur eine einzige, durch welche 1000 Mann nebeneinander eindringen konnten. Zwei Stürme wurden tapfer abgeschlagen, der dritte der noch mörderischer war, fand denselben entschlossenen Widerstand. Die kaiserliche Fahne hatte einen Augenblick auf der Bresche geweht allein die Spanier, welchen man diese Heldenthat zuschreibt, schleuderte eine gesprengte Mine in die Luft. Die Belagerten eilten sogleich zu den Trümmern hin und warfen die noch übrigen Angreifenden zurück. In allen Stürmen hatte man nach

der herkömmlichen Sitte blos das Fußvolk gebraucht. Maximilian wollte auch die französischen Gensd'armen dazu verwenden und entbot sie schriftlich. Diese bestanden aus der Blüthe des Adels und lehnten das Ansinnen ab, denn ihre Ehre schien ihnen darunter zu leiden, wenn sie mit dem gemeinen deutschen Mann in Gesellschaft kämpfen sollten. Selbst Bayard, der Spiegel furcht- und tadelloser Ritterschaft, theilte dieses Vorurtheil und sprach es öffentlich aus. Der Kaiser, der auf seinen Entwürfen selten mit Nachdruck bestand, woran ihn freilich meistens die mißlichen Umstände hinderten, hob die Belagerung am 16. Tage auf, und reiste in der folgenden Nacht nach Deutschland ab. Padua war befreit, aber die Provinzen zu Grunde gerichtet. Bei seiner Entfernung trug Maximilian den Venetianern einen Waffenstillstand an; sie schlugen denselben trunken vor Freude aus, benutzten den Rückzug der Oesterreicher und warfen sich auf verschiedene kleine Plätze, die sie ohne Mühe nahmen. Basciano, Feltre, Civita wurden wieder erobert, das Schloß della Scala nahm man mit Sturm ein. Die Schlösser Este, Montagnana, Colonia, Citadella, Bassano öffneten ihren Befreiern die Thore. Auch Vicenza rief sie herbei; sie waren binnen einer Stunde Meister der Stadt, und der Kaiser hatte noch nicht Trient erreicht, als Petigliano schon unter den Mauern von Verona erschien, in das er aber nicht eindringen konnte. Fast ganz Italien sah mit Wohlgefallen bei aller Verschiedenheit der Gesinnungen auf die Erfolge der Venetianer, die ihr Unglück von dem Neide losgesprochen hatte, den sie in besseren Tagen erregten. Sie wollten die Entfernung des österreichischen Heeres

zur Bestrafung des Herzogs von Ferrara und zur Wiedereroberung des Polesins von Rovigo benutzen. Während eine Abtheilung ihres Heeres diese Provinz unterwarf oder verwüstete, erhielt der Befehlshaber der Flotte, Trevisani, den Befehl, auf dem Po bis nach Ferrara hinabzugehen, das Heer auf das rechte Ufer hinüberzubringen, und die Belagerung dieser Stadt zu unterstützen. Umsonst stellte der Admiral die Gefahr des Unternehmens vor, besonders während des Winters; man achtete nur auf die Eingebungen der Rache, und Trevisani segelte mit 17 Galeeren und vielen andern Fahrzeugen ab. Bei seiner Ankunft in Lago oscuro, ungefähr drei Meilen von Ferrara, beschäftigte er sich mit Errichtung eines Brückenkopfes. Das venetianische Heer, welches bereits auf dem entgegengesetzten Ufer angekommen war, wartete nur noch auf die Vollendung des Brückenkopfes, um den Uebergang zu bewerkstelligen. Die Mannschaft des Herzogs von Ferrara griff die Redouten an, wurde aber zurückgetrieben, und die Seeleute arbeiteten mit der größten Thätigkeit an der Verbindung der Transportschiffe, um ihren Truppen den Weg zu öffnen. In Ferrara war die Verwirrung auf dem Gipfel. Das herbeigelaufene Landvolk erzählte, daß die feindliche Flotte in ihrem Laufe alles zerstöre; die Dörfer, die schönen, auf beiden Ufern befindlichen Lustschlösser lagen in Asche. Ferrara hatte bei einer Bevölkerung von 80000 Einwohnern nur eine schwache Besatzung; die Franzosen sandten auf den Hülferuf des Herzogs 150 Gensd'armen dahin ab; sie waren eine unzulängliche Unterstützung, hätte man dem venetianischen Heere Zeit gelassen, über das rechte Ufer des Po zu gehen, und wäre es

nicht durch die Bewegungen des Feindes von Verona her nach jener Seite hingezogen worden. In der Nacht vom 20. bis 21. December errichtete man Batterien auf den Dämmen, welche den Strom beherrschten. Mit Tagesanbruch richtete die gesammte Artillerie ein furchtbares Feuer auf die Brücke und Flotte. Die Truppen, die am Lande standen, konnten nicht bis zu den Batterien vordringen; es war unmöglich, das Feuer anders, als mit den Kanonen der Galeeren zu erwiedern, und bei einer so kleinen Entfernung das Morden des Geschützes auszuhalten. Zwei Galeeren und mehrere andere Fahrzeuge versanken bei den ersten Salven. Zwei oder drei kappten ihre Ankertaue, und warfen sich den Fluß hinunter mitten unter dem Feuer der Batterien, welche die Küste bedeckten. Da die übrigen von Schüssen durchlöchert waren, so rettete sich die Mannschaft derselben in Schaluppen oder durch Schwimmen. Mehr als 2000 Venetianer kamen um. Trevisani flüchtete in einem Boote, nachdem er das Admiralschiff verlassen hatte, das drei Meilen vom Kampfplatze zu Grunde ging; die ganze Flotte blieb der Gewalt des Feindes überlassen. Er mußte für das Unglück seiner Unternehmung mit einer dreijährigen Verbannung büßen, und die Republik rüstete schleunig eine neue Flotte aus. Das war des Ausgang des Feldzugs, welcher das Jahr 1509 zum merkwürdigsten in der Geschichte Venedigs macht. Um diese Zeit starb Petigliano, dessen Andenken die dankbare Republik durch eine Reiterstatüe verherrlichte, mit der Inschrift: dem Fürsten Nicolaus Petigliano aus dem Hause Ursini, der, nachdem er lange Zeit mit Erfolg die Heere von Siena und Florenz, der Päpste und

des Königs von Neapel befehligt hatte, große Dinge für die Republik ausführte, und ihr Padua erhielt.

Als Julius II. vernahm, daß Maximilian, wie sehr ihn auch die fehlgeschlagene Unternehmung gegen Parma und der Verlust Vicenza's schmerzte, dennoch kein Bedenken trug, die Festungswerke Verona's, des einzigen Platzes, den er noch behauptete, Ludwig XII. gegen ein Darlehn von 50 oder 60000 Ducaten zu übergeben, und daß dieser dem Antrage bereitwillig entgegen kam, so wuchs die Besorgniß des Papstes über die Fortschritte der Franzosen in Italien dergestalt, daß er sich entschloß, mit den Venetianern wieder in ein freundschaftliches Vernehmen zu treten. Oeffentliche Buße, die Verpflichtung in sieben Kirchen Reue zu bezeugen, die Demüthigung, kniend die Lossprechung von der verhängten Kirchenstrafe zu empfangen, waren Dinge, die den weltklugen Venetianern nicht sonderlich viel kosteten. Der Lossprechung ging ein Vertrag vorher, dessen Hauptartikel besagten, daß die Republik ihre Apellation gegen die Bulle des Papstes zurücknehme, daß die Regierung künftighin über keine Pfründen verfügen solle, die nicht das Patronat über Laien beträfen; daß die Würdenträger derselben ohne Hinderniß zu ihrem Besitzthum gelangen sollten, und zwar blos auf die angewiesene Bestallung der römischen Canzlei; daß alle Angelegenheiten rücksichtlich der Pfründen oder die zur geistlichen Gerichtsbarkeit gehörten, bei dem römischen Hofe verhandelt werden konnten, und daß die Republik die geistlichen Güter keiner Contribution unterwerfen dürfe. Man sieht daraus, wie weit die Venetianer in Absicht der weltlichen Herrschaft über die Geistlichkeit von ihren bisheri-

gen Grundsätzen abwichen. Sie entsagten allen Ansprüchen auf die Ländereien der Kirche; sie gestanden zu, daß sie kein Recht hätten, sich in die Angelegenheiten zu mischen, die zwischen dem Papste und seinen Vasallen obschweben möchten, indem sie zugleich versprachen, diesen weder Hülfe noch Zuflucht zu gewähren. Sie verpflichteten sich, daß die Gnadenerweise, womit die Vorfahren Julius II. die Republik etwa begünstigt hätten, mit vollem Rechte für null und nichtig erklärt und als ungeschehen betrachtet werden sollten, wenn sie das Interesse der apostolischen Kammer beeinträchtigten. Endlich entsagte die Republik dem Rechte, in Ferrara einen Vicedom zu unterhalten, und räumte den Unterthanen der Kirche die Befugniß ein, in dem adriatischen Golfe zu schiffen, frei von jedem Zoll, jeder Untersuchung und Erklärung, sowohl in Ansehung der Schiffe als der Waaren, von welcher Beschaffenheit und Herkunft sie seyn mochten, und wenn sie selbst Fremden zugehörten.

Nachdem sich Julius II. mit den Venetianern versöhnt hatte, arbeitete er mit neuer Kraft an seinem Lieblingsentwurfe, an der Vertreibung aller Fremden aus Italien. Unterdessen eröffneten der Fürst von Anhalt, Generallieutenant des Kaisers, und Chaumont d'Amboise, Neffe des ersten Ministers, französischer Gouverneur des Mailändischen, den Feldzug. Die Venetianer hatten den Oberbefehl mehreren Generalen angetragen, namentlich Andreas Gritti, der ihn aber aus Bescheidenheit nicht annahm und sich blos den Wirkungskreis eines Proveditoren vorbehielt. So geschah es, daß zuletzt Paul Baglione, der das Heer des Papstes befehligt hatte, an die Spitze der venetianischen

Kriegsmacht gestellt wurde; es standen ihm nicht mehr als 600 Gensd'armen, 4000 leichte Reiter und 8000 Mann Fußvolk zu Gebot. Es begreift sich, daß er mit diesen geringen Kräften den Krieg nur vertheidigungsweise führen konnte.

Der Herzog von Ferrara hatte Gelegenheit, ohne Hinderniß das Polesin von Rovigo wieder zu erobern, ingleichen die Schlösser Este und Montagnana, während das verbündete Heer des Kaisers und Königs, das Verona verließ, die Venetianer vor sich hertrieb, sie nach Padua drängte, und folglich zum Abzuge aus Vicenza zwang. Die Abgeordneten dieser Stadt fleheten zu den Füßen des Fürsten von Anhalt um Gnade, erhielten aber eine donnernde Antwort, die in der barbarischen Behandlung der Venetianer ihre buchstäbliche Erfüllung fand. Die Stadt wurde geplündert, einige unglückliche Einwohner hatten sich in eine benachbarte Grotte versteckt, und versuchten, sich in derselben zu vertheidigen; um ihnen in diesem Schlupfwinkel aufs ärgste mitzuspielen, zündete man an der Oeffnung, durch welche sie Luft empfingen, ein großes Feuer an; mehr als 1000 Menschen sollen dabei umgekommen seyn.

Die Franzosen nahmen in einem hitzigen Treffen Legnago ein, den einzigen Platz, welchen die Venetianer an der Etsch wieder erobert hatten. Legnago sollte vermöge des Theilungsvertrags dem Kaiser zufallen; allein das kaiserliche Heer war so schwach und in solcher Unordnung, daß die Franzosen die Besatzungen für die eroberten Plätze hergeben mußten. Ludwig XII. wurde eines Bundesgenossen satt, der die ganze Last des Kriegs auf ihn warf. Er kündigte die Absicht an, seine

Truppen zurückzuziehen. Der darüber bestürzte Maximilian drang hastig in den König, den Feldzug wenigstens bis zum Ende des Julius fortzusetzen, indem er sich erbot, alle Ausgaben außer dem Solde zu bestreiten; da er aber seinen eigenen Truppen nicht Zahlung leisten konnte, so lieh er von Ludwig 50000 Dukaten, und händigte ihm als Pfand Legnago ein. Der König sollte diese Stadt und Verona behalten, wenn ihm nicht binnen Jahresfrist diese Schuld nebst der vom vorigen Winter zurückgezahlt seyn würde. Solche Bundesgenossen konnten den Krieg unmöglich mit kräftigem Einklange führen, auch geschah nichts Bedeutendes. Einige kleine Plätze, wie Citadella, Morastica, Basciano, ergaben sich bei der ersten Aufforderung. Feltre wurde niedergebrannt, und Montselice erstürmt. Die Sieger behandelten diejenigen Einwohner, welche den geringsten Widerstand leisteten, als Empörer; die Grausamkeit diente nur dazu, den Muth der Letztern zu erhöhen. „Sie wüthen, sie rasen, schrieb Macchiavelli, der damals in Geschäften seiner Republik zu Verona war. Gestern führte man jemand herbei, der erst kürzlich war zum Gefangenen gemacht worden. Wie er vor dem Bischof von Trient, dem kaiserlichen Commissär erschien, stimmte er den Ruf an: Es lebe der heilige Markus. Umsonst belud man ihn mit Ketten, drohete ihm, versprach ihm das Leben, er wollte nichts als für den heiligen Markus sterben."

Der Papst hatte den Kaiser zu einem Separatfrieden mit den Venetianern bewegen, und ihn auf diese Weise von dem Bündniß losreißen wollen; der Versuch war mißlungen, weil die Republik unerschütterlich auf dem Besitze Verona's bestand, dessen

Abtretung Maximilian verlangte. Die Unterhandlungen zerschlugen sich demnach. Da Julius II. die Ausbreitung der Franzosen in Italien noch mehr fürchtete, als die der Deutschen, so suchte er Heinrich VIII., den jungen und leidenschaftlichen König Englands, zu einem Kriege gegen Frankreich zu reizen, damit dieses auf die eigene Vertheidigung angewiesen, nicht im Stande sey, den Lauf seiner Eroberungen in Italien fortzusetzen. Noch mehr; Ludwig hatte sich mit den Schweizern wegen Bestimmung des ihnen zu zahlenden Soldes überworfen. Das Bündniß zwischen Frankreich und den schweizerischen Cantonen neigte sich gerade in diesem Jahre, 1510, zu Ende. Der Papst ließ den Schweizern durch den Erzbischof von Sitten einen höhern Sold bieten, und sie folgten dem Klange des Geldes, und traten nun als Vertheidiger des heiligen Stuhls auf. Einem Papste, wie Julius II. war, konnte es nicht an Kunstgriffen fehlen, um einen Bruch mit Frankreich herbeizuführen. Der Herzog von Ferrara, der sich auf den Trümmern der Republik zu erheben suchte, hatte auf seinem Gebiete Salz bereiten lassen, was er früher nicht durfte. Der Papst erklärte, daß er in dieser Hinsicht alle Rechte der Venetianer überkommen habe, und verbot daher dem Herzoge die Benutzung seiner Salzwerke; die Unterthanen desselben sollten gezwungen seyn, ihren Bedarf aus der Romagna zu beziehen. Der Herzog, welcher sich seit einiger Zeit dem Schutze des Königs von Frankreich unterworfen hatte, dem er dafür 30000 Ducaten zahlte, wandte sich Hülfe suchend an Ludwig XII., der auch sogleich in diese Angelegenheit einschritt. Sogleich erhob der Papst ein Geschrei, daß der König, indem er einem aufrührerischen

Vasallen der Kirche beistehe, sich gegen den heiligen Stuhl erkläre. Jeder Vergleichungsversuch wurde von Rom aus abgewiesen, und ein päpstliches Heer betrat das Gebiet von Ferrara. Der Tod des Cardinals d'Amboise gab Julius Gelegenheit, die Flamme der Zwietracht noch mehr zu schüren. Er machte auf die Verlassenschaft des Verstorbenen, die sehr beträchtlich war, aus dem Grunde Ansprüche, weil derselbe als Legat a latere alle Einkünfte aus den Dispensationen bezogen hatte, die im Namen Roms von ihm ertheilt worden waren. Es war unter der Würde des französischen Königs, bis auf diese Anmaßung des römischen Hofes herabzugehen. Sie lieh indessen dem Papste einen Vorwand, seine Klagen über Frankreich zu verdoppeln, und die Hülfe der Schweizer, seiner neuen Bundesgenossen, aufzurufen. Er wußte zu gleicher Zeit dem Könige von Arragonien, dem natürlichen Feinde Frankreichs, seine Entwürfe annehmbar zu machen. Um denselben von dem Bündnisse zu trennen, belehnte er ihn mit dem Königreiche Neapel, und da diese Belehnung den Vasallen verpflichtete, seinem Oberlehnsherrn aus und mit allen Kräften zu dienen, so forderte er von Ferdinand die buchstäbliche Erfüllung dieser Verbindlichkeit. So hatte sich also ein Bündniß gegen Frankreich gebildet, während das Letztere dem Kaiser einige Städte der Venetianer erobern half. Mitglieder des Bündnisses waren der Papst, der König von Arragonien, die Schweizer nebst der Republik Venedig, und auch der Beitritt des Königs von England stand zu erwarten. Das Heer des Papstes verwüstete das Herzogthum Ferrara, 6000 Schweizer erschienen an der nördlichen Grenze des Mailändischen, und eine

Flotte von elf venetianischen Galeeren in Verbindung mit einer päpstlichen Galeere zeigte sich an den Küsten Genua's. Diese drei gleichzeitigen Angriffe nöthigten die Franzosen, schleunig die Ufer der Etsch zu verlassen, um zur Vertheidigung des Mailändischen herbeizueilen. Chaumont hielt auf allen Seiten Stand. Eine kleine Verstärkung, die er dem Herzoge von Ferrara zusandte, machte es diesem möglich, den Marsch der päpstlichen Truppen aufzuhalten. Die an den Küsten Genua's versuchte Landung wurde abgewiesen, und der Haufen der Unzufriedenen in Schranken gehalten. Chaumont selbst ging an der Spitze von 500 Gensd'armen und 4000 Mann Infanterie vor, um den Schweizern den Weg zu verschließen, die durch Bellinzona herankamen. Wiewohl sie ihre Rache gegen Ludwig XII. nicht verbargen, so erklärten sie ihm doch nicht förmlich den Krieg, sondern verlangten blos stolz den Durchgang durch das Mailändische, um, wie sie sagten, der Kirche beizustehen. Sie drangen durch das Thal, welches den Lago maggiore vom Luganersee trennt, bis nach Varese, wo sie von Mailand nur noch einige Meilen entfernt waren. Chaumont beobachtete sie, zwang sie zum Zögern, wagte aber nicht sie anzugreifen. Diese 6000 Schweizer hatten keine Artillerie und nur zur Hälfte Feuergewehre und nicht mehr als 400 Pferde; bei Varese war aber eine Verstärkung von 4000 Mann zu ihnen gestoßen. Sie marschirten sehr gedrängt, in kleinen Schritten und entwickelten, wo die Gegend es erlaubte, eine Fronte von 80 — 100 Mann. Auf ihrer Fahne las man die Worte: Sieger der Könige, Freunde der Gerechtigkeit, Vertheidiger der heiligen römischen Kirche. Bei ihrem Aufbruche

von Varese, wo sie vier Tage geblieben waren, nahmen sie ihre Richtung gegen Mailand. Plötzlich wandten sie sich gegen Como, gingen auseinander und kehrten in ihre Berge zurück, mochte sie nun der quälende Mangel an Lebensmitteln zu diesem Entschluß genöthigt haben, oder die erkannte Unmöglichkeit, ohne Pontons über die Flüsse zu setzen. Obschon diese Diversion mißlungen war, so hatte sie doch die frischen Anstrengungen der Venetianer unterstützt, die den Franzosen alle ihre Eroberungen seit dem Anfange des Feldzuges bis auf Legnago wieder abgenommen hatten. Sie belagerten selbst Verona, stießen daselbst auf tapfern Widerstand, und mußten sich zurückziehen, als sie vernahmen, daß Chaumont der Schweizer entledigt, dem Platze zu Hülfe eile. Die neue Coalition erhielt um diese Zeit einen Bundesgenossen mehr. Man wird sich erinnern, daß der Markgraf von Mantua in venetianische Kriegsgefangenschaft gerathen war, die er mit großer Ungeduld ertrug. Seine Familie, die alle Mittel zur Erhaltung seiner Freiheit vergeblich erschöpft hatte, richtete endlich bittend und hoffend ihr Augenmerk auf den Sultan Bajazeth, mit dem der erwähnte Fürst in einiger Berührung gewesen war. Es schmeichelte der Eitelkeit Bajazeths, vor der Welt mit seinem Einflusse über Venedig zu prunken; er ließ den Bailo der Republik vorbescheiden, der nicht umhin konnte, ihm die Loslassung des Herzogs zu versprechen. Die Signoria wollte das gegebene Wort ihres Geschäftsführers nicht zurücknehmen, verbreitete aber den Glauben, als thue sie aus Aufmerksamkeit für die Verwendung des Papstes, was doch blos aus Fügsamkeit gegen den Sultan geschah. Der Herzog, der die

herrschende Meinung theilte, dankte dem Papste für die Auswirkung seiner Freiheit, und Julius zog ihn nicht nur auf die Seite der Ligue hinüber, sondern bewog ihn auch, an die Spitze des venetianischen Heeres zu treten. Er zeigte übrigens auf diesem Posten blos Lust zu seiner Entlassung. Er war ein sehr unnützer Bundesgenosse, aber Venedig hatte doch einen Feind weniger. Die ersten Unfälle der Coalition nahmen dem Papste nichts von seinem Muth. Dieser Kirchenfürst hatte Kraft und große Ansichten. Zu diesen gehört sein Plan, Italien von der Herrschaft der Fremden zu befreien; er würde der Wohlthäter seines Landes geworden seyn, hätte er sich weniger dem Sturme seiner Leidenschaften hingegeben. Er forderte von den Venetianern, daß sie mit ihrer Flotte, die er durch einige Fahrzeuge verstärkte, den Versuch gegen Genua erneuern sollten. Das zweite Unternehmen scheiterte wie das erste, auf der Rückkehr wurden fünf Galeeren vom Sturme verschlungen. Nach diesem Unfalle schlug Ludwig XII. dem Papste einen Vergleich vor, und erbot sich, die streitige Sache des Herzogs von Ferrara der Entscheidung päpstlicher Commissare anheim zu stellen. Julius forderte dagegen von Ludwig die Freigebung Genua's, verwarf jeden Gedanken eines Vergleichs, ließ den französischen Gesandten verhaften, und ihn in die Engelsburg einsperren, als wollte er in gewaltthätiger Willkür mit dem Sultan wetteifern. Noch weiter und zwar bis zur barbarischen Mißhandlung ging er gegen den Gesandten Savoyens, der es gewagt hatte, die Vermittelung seines Herrn anzutragen. Gegen den Herzog von Ferrara, gegen die französischen Generale schleuderte er Bannflüche; die

Truppen des Königs von Neapel, die Heere und Flotten Venedigs rief er laut gegen das Gebiet von Ferrara auf. Sein Kriegsvolk war schon im Besitze Modena's, bedrohte die Hauptstadt, und hatte den Herzog gezwungen, das Polesin noch einmal aufzugeben. Unablässig drang er auf Beschleunigung der Unternehmungen, unablässig lag er seinen Generalen an, zu schlagen. Der Krieg gegen den Papst wurde von Ludwig XII. und dem Kaiser aus einem sehr verschiedenen Gesichtspunkte beurtheilt; man darf sich also auch nicht wundern, daß die beiden Monarchen den Abfall ihres ehemaligen Bundesgenossen nicht nachdrücklicher rächten. Bei der ersten Nachricht von dem Einfalle der päpstlichen Truppen in das Gebiet von Ferrara hatte der Kaiser durch einen Herold Julius das Verbot andeuten lassen, einen Fürsten anzugreifen, der unter dem Schutze des Rechts stehe. Das hieß als Kaiser denken, hätte Maximilian nur auch eben so kaiserlich gehandelt. Ludwig XII., dem seine Verheirathung mit Anna von Bretagne das Gewissen beschwerte, glaubte umgekehrt, daß ein König von Frankreich als ältester Sohn der Kirche den Papst nicht angreifen dürfe, ohne sich der Empörung schuldig zu machen; er berief ein Concil nach Tours, um zu erfahren, bis auf welchen Punkt die rechtmäßige Vertheidigung gegen einen solchen Feind erlaubt sey. Vielleicht huldigte er damit nur dem Geiste des Jahrhunderts, oder suchte darin ein Mittel der Ermuthigung für sein Volk, oder wollte den Papst mit seinen eigenen Waffen bekämpfen. Julius II. war in Bologna noch nicht völlig von einer schweren Krankheit genesen, die ihm, wie es heißt, der Zorn zugezogen hatte, als die Nachricht

anlangte, daß die Franzosen nur noch drei Meilen entfernt seyen. Chaumont wollte auf den Rath der Bentivoglio, der entsetzten Herren Bologna's, den Papst, welchen nur einige Truppen umgaben, in dieser Stadt überfallen und aufheben. Der Letztere erwartete Truppen von Neapel; er wußte, daß ein Theil des venetianischen Heeres im Anzuge begriffen war; weder von dieser noch von jener Seite nahte Hülfe, und die Franzosen waren vor den Thoren. Unter seiner erschrockenen und rathlosen Umgebung behielt Julius II. allein Muth und Geistesgegenwart, so gefährlich auch die Probe war, die ihm das Schicksal stellte; er wollte schlechterdings von keiner Unterhandlug mit Chaumont wissen, und bot mit einer bewundernswürdigen Erfindsamkeit und Kraft alle denkbare Mittel auf, um sich auf andern Wegen aus der wachsenden Bedrängniß zu retten. Als immer noch keine Nachricht die Ankunft der sehnlichst erwarteten Truppen meldete, und auch die Besatzung keine Lust zur Vertheidigung zeigte, bequemte er sich endlich mit schwerem Herzen zu Unterhandlungen mit Chaumont, der in seinen gewagten Verhältnissen gern die Hand dazu bot. Man setzte zuvörderst einen Waffenstillstand von zwei Tagen fest, und bestimmte mittlerweile die nähern Bedingungen des Vergleichs. Am Abend des Tages, mit dem der Waffenstillstand ablief, erschien der Vortrab des venetianischen Heeres in der Ebene von Bologna, in der folgenden Nacht zog er mit den spanischen Truppen in die Stadt ein. Der Papst nahm wieder seinen vorigen Stolz an, brach die Verhandlungen ab, und Chaumont, der zu viel und doch zu wenig gethan hatte, zog sich beschämt in das Gebiet von Ferrara zurück.

Das damals furchtbare Heer des Papstes drang nach und nahm Sascolo und Formigine weg. Julius trachtete leidenschaftlich nach der Eroberung Ferrara's, allein es war December; sein Hof und seine Generale, die ganz wohl wußten, welche Beschwerden und Gefahren ihnen eine Belagerung unter den Augen eines solchen Gebieters auflegen würde, suchten seiner unermüdlichen Thätigkeit eine andere Richtung zu geben, und schlugen ihm deshalb die Unterwerfung von Concordia und Mirandola vor. Julius hatte zu dieser Feindseligkeit weder Recht noch Ursache. Diese beiden Städte gehörten dem Herzoge von Ferrara nicht, sondern der Graf Picus von Mirandola besaß sie als Reichslehn. Allein die beiden Plätze öffneten die Straße nach dem Mailändischen; das war ein hinreichender Grund, um Julius gegen sie in die Waffen zu jagen. Concordia wurde ohne Widerstand überfallen und eingenommen. Die Franzosen behielten noch Zeit übrig, eine Besatzung nach Mirandola zu werfen. Julius sandte sein Heer zur Belagerung dahin ab. Das Geschütz feuerte schon seit vier Tagen, die Belagerer litten grausam von der Kälte und es mangelte an Lebensmitteln. Die Franzosen vertheidigten sich lebhaft. Julius beschuldigte seine Officiere der Feigheit und Untreue, wollte selbst die Unternehmungen lenken, und kündigte seine Abreise an. Weder die Vorstellungen der gewichtigsten, noch die Thränen der furchtsamsten Personen aus seiner Umgebung, noch die Dringlichkeiten seiner Aerzte, noch die Strenge der Jahreszeit konnten ihn abhalten. Er ging, noch nicht ganz völlig wiederhergestellt, im Januar zur Belagerung ab. Schon am ersten Tage seiner An-

kunft vor Mirandola verlegte er sein Hauptquartier in ein Mauerwerk, das den Kanonen der Stadt ausgesetzt war. Von jetzt an bekleidet mit einem Harnisch, den Helm auf dem Haupte, und immerwährend zu Pferde erschien er vor seinen Truppen, die aus Römern, Neapolitanern, Venetianern, Griechen, Dalmatiern, Türken bestanden; er beschleunigte ihre Arbeiten, richtete die Batterien und theilte alle Anstrengungen und Beschwerden. Diese Stadt, die ein Papst belagerte, wurde von einer Frau, der Gräfin von Mirandola vertheidigt. Der Schnee fiel in starken Flocken. Der Frost erschwerte die Arbeiten der Schanzgräber, und es fehlte dabei obendrein an schwerer Artillerie. Die Belagerung zog sich in die Länge. Man erhielt endlich vom Papste soviel, daß er sich nach Concordia verfügte. Doch schnell kehrte er wieder in sein Lager zurück, und zwar in dasselbe Mauerwerk, das die feindlichen Kugeln zweimal durchbrochen hatten. Zwei seiner Köche waren getödtet worden; er nahm jetzt eine etwas entferntere Stellung, allein sein kriegerischer Geist führte ihn bald wieder in die erste zurück. Sein bisheriges Quartier ließ sich nicht lange behaupten, er wählte ein anderes, das die Kugeln nicht minder heimsuchten. Ein Feldherr hätte in der Absicht, sein Heer abzuhärten, nicht mehr thun können als der Papst. Nachdem er Tag und Nacht nicht aus den Laufgräben gekommen war, gelang es ihm, eine weite Bresche zu öffnen. Der Frost erlaubte über den Graben zu setzen. Der Papst ließ stürmen, als die Belagerten zu kapituliren begehrten. Nur mit schwerer Selbstüberwindung schenkte er ihnen das Leben; er drang durch die Bresche in Mirandola ein, mit

dem Kraftgefühl eines jungen Eroberers. Vor den Franzosen, die jetzt mit Macht anrückten, mußte er zurückweichen. Die Thätigkeit eines solchen Bundesgenossen ließ den Venetianern wenig zu thun übrig, da er die Hälfte ihres Heeres im Gebiete von Ferrara beschäftigte. Der Krieg beschränkte sich größtentheils auf Verwüstungen. Die Fremden aus Italien zu vertreiben, und sich zum Beherrscher des von ihnen befreiten Landes emporzuschwingen: diesen Plan, der von der einen Seite eben so preiswürdig als von der andern schwer auszuführen war, verfolgte Julius mit unermüdeter Anstrengung. Er zog die Venetianer, den Herzog von Mantua, die Völker der Romagna, die Neapolitaner seinem gewaltigen Willen nach, rief Revolutionen in Florenz hervor, und bereitete dergleichen in Genua vor. Die Vereinigung so vieler Streitkräfte war eine Wirkung des gefährlichen Leichtsinnes, mit dem Ludwig XII. laut erklärt hatte, daß er endlich den Vorstellungen des Kaisers nachgeben wolle, und gesonnen sey, mit ihm Italien zu theilen. Ferdinand von Arragonien, der vorhersah, daß er es früher oder später würde mit den Franzosen zu thun bekommen, entweder in Neapel, wenn sie in Italien glücklich waren, oder an den Gränzen Spaniens, strebte mit seinem ganzen Einfluß darauf hin, Maximilian von Ludwig XII. abzuziehen. Er schlug zu dem Ende dem einen wie dem andern Friedensunterhandlungen vor. Der Kaiser sandte in dieser Angelegenheit den Bischof von Gurk als Bevollmächtigten ab, dessen ungemessener Stolz ihn wenig zu einem solchen Geschäfte eignete, und der mit Bedingungen auftrat, an denen dasselbe schnell und unvermeidlich scheiterte. Er

verlangte nämlich, daß Venedig Verona, Vicenza, Treviso und Padua abtreten, und der Papst sich mit dem Könige von Frankreich vereinigen solle. Die Venetianer wollten nicht einmal auf zwei, geschweige auf vier Provinzen verzichten; und Julius erklärte noch stärker, er würde den Franzosen um keinen Preis das Mailändische überlassen, sollte er auch darüber die Tiare und das Leben verlieren. Man brach die Unterhandlungen ab, und rüstete sich für das Jahr 1511 zu einem neuen Feldzuge. Nach dem Tode Chaumont's nahm Trivulzio, sein Nachfolger im Oberbefehl, dem Papste ohne Schwierigkeit alle seine Eroberungen im Gebiete von Ferrara weg, erstürmte Concordia, konnte aber die Verbündeten nicht aus der Stellung vertreiben, die sie zwischen dem Zusammenflusse der Borana und des Po eingenommen hatte. Der Herzog von Ferrara unterstützte die Unternehmungen der Franzosen; den Venetianern kostete ihr Wagniß im Innern der italienischen Gewässer eine neue Flotte. Auf die Nachricht von dem Marsche Trivulzio's wollte der Papst ihm sogleich mit seinen Truppen entgegen gehen; eine Meuterei, die in Folge des ausgebliebenen Soldes bei einer schwachen Abtheilung des Heeres ausgebrochen war, machte diesen Entschluß rückgängig. Zurückgekehrt nach Bologna erfuhr er die Annäherung Trivulzio's; er konnte ihn nicht stehenden Fußes erwarten, und zog sich nach Forli zurück. Das päpstliche Heer suchte durch seine Bewegungen Bologna zu retten; die Bürger der Stadt verschlossen demselben die Thore, zertrümmerten eine Statue des Papstes, ein Werk Michel Angelo's, verjagten den Legaten und riefen die Franzosen herbei, welche über die Truppen der

Kirche herfielen und sie vollkommen in die Flucht schlugen. Der Papst entfernte sich bis nach Ravenna. Trivulzio hätte seine Eroberungen noch beträchtlich erweitern können, denn schon ließ ihm Imola die Schlüssel überreichen, hätte ihm nicht der gemäßigte Ludwig befohlen, an den Grenzen des Kirchenstaates Halt zu machen. Der König bot dem Papste nicht nur den Frieden an, welchen dieser hartnäckig verweigerte, sondern rief auch, was ein unbegreiflicher Fehler war, sein Heer ins Mailändische zurück und entließ fast das gesammte Fußvolk. Anstatt den Papst mit Kanonenschüssen zu bekämpfen, wollte man seine eigenen Waffen gegen ihn wenden. Dieß geschah, als der Kaiser und der König von Frankreich ihn auf das Concilium zu Pisa vorluden, das bald darauf nach Mailand verlegt wurde. Der Papst, den dieser Schritt in einige Unruhe versetzte, stellte dem Concilium zu Pisa ein anderes im Lateran entgegen. Seine Gegner konnten nicht füglich für das Organ der gesammten Christenheit gelten, denn nur aus Frankreich und Italien nahmen einige Cardinäle und Prälaten an der Versammlung Theil, deren Beschluß dahin ging, daß Julius nicht mehr als Papst anzuerkennen, und ihm der Gehorsam zu verweigern sey. Die Venetianer hätten sich glücklich schätzen mögen, wäre Maximilian ihr einziger Feind gewesen, denn der Mangel an Geld und Festigkeit der Entwürfe lähmte und durchschnitt alle Unternehmungen des Kaisers; aber von der einen Seite hatte der Papst die Hälfte ihres Heeres unter seinen Fahnen, und von der andern standen ihnen die französischen Truppen entgegen, die der König der Verfügung Maximilians überlassen hatte. Es war der Repu-

blik möglich gewesen, das Feld zu halten und Vicenza nebst dem Polesin von Rovigo zu behaupten, so lange die Streitkräfte des Königs in der Richtung nach Bologna beschäftigt wurden; sobald aber diese wieder näher zum Vorschein kamen, mußten sich die Venetianer auf Treviso und Padua, die zwei einzigen Plätze beschränken, die ihnen einige Sicherheit darboten. Kaum hatten die Franzosen nach ihrer Ankunft Vicenza und verschiedene Schlösser wieder erobert, so rief sie ein neuer Einfall der Schweizer ins Mailändische ab.

Der Papst schloß durch einen am fünften October 1511 unterzeichneten Vertrag die Bande des Bündnisses fester, das er gegen Frankreich gebildet hatte. Es war ihm nicht genug, daß er über die Truppen des Königs von Neapel, seines Vasallen gebot; er brachte es auch noch dahin, daß ihn dieser Monarch mit den Gesammtkräften Arragoniens und Castiliens unterstützte. Man hatte bei diesem Bündniß eine Stelle für den König von England, Heinrich VIII. offen gelassen, die dieser bald nachher auch wirklich einnahm. Der Papst stellte 400 Gensd'armen, 500 Chevaux legers und 6000 Mann Fußvolk; Venedig 800 Gensd'armen, 1000 albanesische Reiter und 8000 Mann Fußvolk. Der König von Arragonien wollte zufolge seiner Verpflichtung mit 1200 Gensd'armen, 1000 Mann Chevaux legers und 10000 Mann spanischen Fußvolks dazustoßen. Dieses Heer, das nach der heiligen Union genannt wurde, für welche es kämpfte, sollte der Vicekönig von Neapel, Raymond von Cardonne anführen. Während dieses neue Bündniß zu Stande kam, zerfiel der König von Frankreich immer tiefer mit den Schweizern, so daß diese 16000 Mann stark

aus ihren Bergen gegen die schwachen und zerstreuten Franzosen hervordrangen, die von dem neuen Gouverneur Mailands, Gaston de Foix, Herzog von Nemours und Neffen des Königs befehligt wurden. Noch nicht 22 Jahre alt hatte sich derselbe schon durch Tapferkeit und seltene Fähigkeiten ausgezeichnet. Er gieg den Schweizern mit seiner unbedeutenden Macht entgegen, während in Mailand mit aller Hast Verschanzungen aufgeführt und Soldaten geworben wurden. Die Schweizer drangen von Varese gerade auf Mailand los, wo Gaston, der vor ihnen zurückgewichen war, in den Vorstädten zu ihrem Empfange bereit stand. Sie wandten sich, nur noch eine Meile von Mailand entfernt, nicht zum Angriff, sondern auf Monza, rückten gegen die Adda heran, und verbrannten gegen zwanzig Dörfer. Da sie keine Nachricht von den Venetianern erhielten, die von den Grenzen Friauls herbeieilten, so schlugen sie die Richtung gegen Como ein, und kehrten wie das vorige Mal in ihr Vaterland zurück. Das Unionsheer, das jetzt nicht mehr auf die Diversion der Schweizer rechnen konnte, unterwarf, etwa 20000 Mann stark, den mittäglichen Theil des Gebiets von Ferrara, und erschien den 26. Januar 1512 vor Bologna. Gastons Nähe gebot den Belagerern Umsicht, sie hofften indessen, daß die Unternehmungen des venetianischen Heeres, welches sich gegen Brescia bewegte, die Franzosen in kurzer Zeit nach dem Mailändischen ziehen würden. Gaston wollte die Romagna nicht vor dem Entsatze Bologna's verlassen; er verbarg den Verbündeten seinen Plan, und warf sich unter Begünstigung eines entsetzlichen Unwetters so verstohlen in den Platz, daß der

Feind die Ankunft der französischen Truppen erst am Abend des folgenden Tages durch die Aussagen eines gefangenen Soldaten erfuhr. Die Belagerer führten noch in der Nacht ihre Kanonen weg, und zogen sich mit Tagesanbruch zurück, verfolgt von der leichten Reiterei Gaston's, der zur Deckung Bologna's 8000 Mann zurückließ, und gegen Brescia aufbrach, wo er neun Tage darauf in Gewaltmärschen ankam, nachdem er unterwegs eine venetianische Division aufgerieben hatte. Die Venetianer hatten sich, mit Ausnahme des Schlosses, der Stadt durch Einverständnisse bemächtigt, und zwar einen Tag vor der Ankunft Gaston's in Bologna. Der Letztere stellte einen Theil seines Heeres vor Brescia auf, mit seinen übrigen Truppen drang er in das Schloß, und zwar vermittelst des Thores, das nach dem Felde hinaus führte. Er stieß beim Vorrücken ins Freie auf das venetianische Heer, welches unter den Befehlen des Proveditors Andreas Gritti aus 500 Gensd'armen, 800 Chevaux legers und 8000 Mann Fußvolk bestand. Die Franzosen griffen mit Ungestüm an, der Widerstand des Feindes war nur mäßig, er wich aus einer Straße in die andere zurück, beschützt von dem Feuer der Einwohner, die auf Gaston's Soldaten schossen. Jetzt arbeiteten die Kanonen der Franzosen, welche vor Brescia standen, gegen das einzige Thor, welches nicht vermauert war, rissen dasselbe zusammen, verschlossen den Venetianern den Rückzug, und richteten unter ihnen ein furchtbares Blutbad an. Der Proveditor Gritti, der Podesta Giustiniani und mehrere andere ausgezeichnete Personen wurden zu Gefangenen gemacht. Man schätzt die Zahl der getödteten Soldaten und Einwohner auf 15000

Mann; das reiche Brescia wurde sieben Tage hindurch geplündert. Bergamo und die übrigen aufrührerischen Städte waren bei der Wiedererscheinung der Franzosen sogleich zum Gehorsam zurückgekehrt. So scheiterten zwei Unternehmungen der Verbündeten an der Thätigkeit eines jungen Prinzen, die unwiderstehlich schien, so lange sie nicht durch das Triebwerk der Cabinette gehemmt wurde. Der König von England, dem der Papst dringend anlag, war so eben der heiligen Union beigetreten, und hatte den Gesandten Frankreichs weggewiesen. Dieser neue Feind war um so mehr zu fürchten, da Ludwig, um alle seine Kräfte gegen Italien zu richten, nur 200 Gensd'armen auf der nördlichen Gränze seines Königreichs zurückgelassen hatte. Von allen Bundesgenossen war nur der hülfsbedürftige Herzog von Ferrara und der Kaiser Frankreich treu geblieben; der Letztere setzte einen Preis auf seine Unterstützung, der selbe sehr verdächtig machte. Er trat mit so vielfachen und weitaussehenden Forderungen auf, daß man deutlich merken konnte, das Bündniß mit Frankreich sey ihm zuwider. Der Papst und der König von Arragonien vereinigten fortwährend ihre Bemühungen, ihn von demselben loszureißen. Sie wußten die Unfälle der Republik so geschickt in ihren Vortheil zu verflechten, daß es zwischen dem Kaiser und den Venetianern zu einem zehnmonatlichen Waffenstillstand kam, unter der Bedingung, daß die Letztern an Maximilian 50000 Gulden zahlten, und ihn im provisorischen Besitz von Gradisca, Vicenza und Verona ließen. Der Kaiser meldete dem Könige, der nicht das Geringste davon argwöhnte, den Abschluß des Waffenstillstandes. Frank-

reich wußte fortan mit Bestimmtheit, was es von diesem Bundesgenossen zu halten habe. Ludwig befahl sogleich seinem Heere, in die Romagna zu rücken, und der heiligen Union so nachdrücklich als möglich ans Leben zu greifen. Das Concilium, jetzt der einzige Beistand der Franzosen, ermächtigte Gaston förmlich, die Länder der Kirche zu erobern, und sie bis auf weiteres in Verwahrung zu behalten; es sandte zugleich einen Legaten an ihn ab. Gaston und seine Truppen wurden dadurch gewissermaßen in Soldaten des Concils umgewandelt. Eine neue Krankheit mahnte Julius II. an sein Alter, und hielt ihn vom Kampf fern; er übertrug dem spanischen General die Führung des Krieges und beauftragte den Cardinal von Medicis, der nach ihm Papst wurde, als Legat bei dem Heere zu erscheinen. Die Franzosen kamen während des Aprils in Finale an; ihre verstärkte Macht bestand aus 1600 Gensd'armen, 18000 Mann Fußvolk; unter diesen waren 5000 Gascogner, 1000 aus der Picardie, 1000 Parteigänger und 5000 Landsknechte. Der Rest zählte Italiener. Der Herzog von Ferrara stieß zu Gaston mit 100 Gensd'armen und 200 Chevaux legers. Den bedeutendsten Dienst leistete er durch seine vortreffliche Artillerie. Die Truppen der Verbündeten hatten an Zahl verloren, anstatt zu gewinnen. Sie bestanden aus 1400 Gensd'armen, 1000 Chevaux legers, 7000 Mann spanischen Fußvolks und 3000 Italienern. Man erwartete 6000 Schweizer, welche der Papst und die Venetianer geworben hatten. Die Generale waren bereit, sich dem Willen des Königs von Arragonien zu fügen, der Cardonne dahin bedeutete, daß man im Kriege weniger auf

glänzende Thaten, als auf sichere Ergebnisse ausgehen müsse, und daß der wahre Ruhm lediglich in der Erreichung des Zieles liege. Als die Verbündeten die Franzosen mit Macht anrücken sahen, und ihren Entschluß merkten, den Krieg durch eine Schlacht zu enden, wichen sie derselben vorsichtig aus, ohne sich durch die Bewegungen und Fortschritte des Feindes in ihrer vorgezeichneten Rolle irren zu lassen. Das Land zwischen Ferrara und Ravenna wird von zahlreichen Gewässern durchschnitten, die parallel von den Apenninen dem adriatischen Meere zufließen. Die Gegend bot sonach dem Feinde für die Vertheidigung mehrere vortheilhafte Stellungen an, und setzte dem Vordringen der Franzosen gewisse Grenzen, wollten sie anders nicht ihre Verbindung mit dem Po gefährden. Die deutschen Landsknechte waren durch einen Courier zum Abzuge entboten worden; da jener durch den österreichischen Gesandten von Rom und nicht von Wien abgefertigt worden war, so durfte man an der Vollgültigkeit seiner Sendung zweifeln. Dieser Umstand beschleunigte Gaston's Unternehmungen, der eine Schlacht auf das sehnlichste wünschte; er ging zu dem Ende schnurstracks auf Ravenna los, stellte sich zwischen den beiden Flüssen auf, welche die Stadt umgeben, setzte ihr tüchtig mit seiner Artillerie zu, und versuchte einen Sturm gegen dieselbe, noch ehe eine wegsame Bresche geschossen war. Wiewohl der Sturm tapfer abgeschlagen wurde, so konnte der spanische Anführer aus der Lebhaftigkeit desselben den bevorstehenden Fall des Platzes abnehmen. Zwei Tage darauf nahete das gesammte Heer der Union längs des rechten Ufers des kleinen Flusses Ronco; die Fran-

zosen hatten das linke inne. Der schlagfertige Gaston hatte anfänglich im Sinne, augenblicklich über den Ronco zu setzen, um sich zwischen Ravenna und die Verbündeten zu werfen, allein er zweifelte, den Uebergang schnell genug ausführen zu können. Die Verbündeten rechneten auf diese Bewegung, und anstatt mittlerweile in Ravenna einzudringen, blieben sie zwei bis drei Meilen davor stehen, und verschanzten ihr Lager. Den 11. April 1512 überschritt Gaston mit dem gesammten Heere den Ronco, ließ gegen die Belagerten nur eine schwache Reserve zurück, entwickelte seine Massen innerhalb der Ebene in einem Halbkreise, und brach gegen die Verbündeten auf, die ihn in Schlachtordnung hinter ihren Verschanzungen erwarteten. Es verdient für die Kriegsgeschichte bemerkt zu werden, daß Peter Navarro, derselbe Officier, der zehn Jahre früher bei der Belagerung von Neapel zuerst Minen angewendet hatte, jetzt bei den Vorbereitungen zum Kampfe leichte Kanonen auf Wagen anbrachte, um schneller über ihren Gebrauch verfügen zu können. Fabricius Colonna, der die päpstlichen Truppen befehligte, war der Meinung gewesen, daß man sich auf die Franzosen stürzen sollte, während sie über den Ronco gingen; allein Peter Navarro bestimmte den Oberanführer, sie stehenden Fußes vor den Verschanzungen zu empfangen. Sie näherten sich denselben bis auf 200 Schritte und machten dann Halt; die Artillerie fing von beiden Seiten zu spielen an; das Feuer der Verbündeten wirkte mit größerem Vortheil, bestrich die Ebene und riß ganze Reihen des französischen Fußvolks nieder. Diese Lage der Dinge dauerte zwei Stunden, schon waren 2000 Mann

dieses Fußvolks unfähig zum weitern Kampfe, und noch hatte derselbe nicht in der Nähe begonnen. Jetzt brach der rechte französische Flügel zum Angriff los. Eine starke Batterie des Herzogs von Ferrara nahm eine Stellung, in welcher sie die feindliche Linie umfaßte. Das verbündete Fußvolk, dessen Flanke der Artillerie preisgegeben war, warf sich auf die Erde; die blosgestellten Gensd'armen wurden dagegen von den Kugeln niedergeschmettert. Colonna, dessen Gensd'armen in seiner Nähe fielen, ohne daß sie ihren Degen brauchen konnten, rief im Uebermaße der Erbitterung aus: Sollen wir hier ungerächt sterben, und zwar durch die Bosheit eines Mauren? Mit diesen beschimpfenden Worten zielte er auf den Spanier Navarro. Ohne den Befehl des Oberanführers abzuwarten, stürzte er aus den Verschanzungen hervor, und die spanische Infanterie, die stolz aufbrach, sah sich dadurch genöthigt, hinter ihm in die Ebene hinabzugehen. Jetzt wurde das Handgemeng allgemein. Der Ungestüm Colonna's und seiner Gensd'armerie bahnte sich einen Weg durch das französische Fußvolk, und drang den Anstrengungen Bayards und Gaston's zum Trotz über die erste Linie hinaus auf die Gensd'armen vor, die unter la Palisse im Rücken der Hauptmassen aufgestellt waren. Gaston ließ schnell aus seinem Lager die Reserve anrücken; die verbündete Gensd'armerie, welche viel gelitten hatte, konnte der französischen nicht widerstehen; beim Andrange der Reservetruppen ergriff sie die Flucht. Das spanische Fußvolk, verlassen von seiner Reiterei, die den Kampf herbeigezogen hatte, bestand denselben mit der äußersten Tapferkeit. Es brach in die Landsknechte ein, gab dem

italienischen Fußvolk, das vor den Gascognern in Verwirrung zurückgewichen war, Zeit sich zu sammeln, warf mehrere Angriffe der französischen Gens-d'armerie zurück und als dasselbe, erdrückt von der Mehrzahl, an der Behauptung des Schlachtfeldes verzweifelte, entschloß es sich zu einer rückgängigen Bewegung, die es langsam und in guter Ordnung ausführte, so daß es jedesmal Halt machte, wenn der Feind ihm zu nahe kam. Man schlug sich seit zehn Stunden. Gaston hatte den Sieg bereits in seinen Händen, er hielt ihn für unvollständig, so lange er jene Braven nicht überwältigt hatte. Er warf sich an der Spitze einer Escadron von Gensd'armen auf sie, durchbrach ihre Reihen, und fand unter ihnen den Tod. So starb mitten unter seinen glänzenden Erfolgen ein Held von 22 Jahren, dem ein Feldzug von drei Monaten Ansprüche auf unsterblichen Ruhm gab. Sein Tod gewährte dem spanischen Fußvolke Freiheit, den angetretenen Rückzug zu vollenden. Die übrigen Verbündeten lösten sich fliehend auf, sie hatten auf dem Schlachtfelde 7000 Todte, ihre ganze Artillerie, ihr Gepäck und eine große Anzahl von Gefangenen zurückgelassen, unter welchen der Cardinal von Medicis, Navarro und Fabricius Colonna die angesehensten waren, die jetzt die Demüthigung erlebten, dem Leichenzuge ihres Siegers zu Fuße folgen zu müssen.

In Rom herrschte eine unaussprechliche Bestürzung, als man erfuhr, daß die Schlacht verloren, und Ravenna am folgenden Tage gefallen sey; daß die Franzosen daselbst schreckliche Grausamkeiten verübt, und die Trümmer des Heeres sich bis unter die Mauern von Cremona gezogen hätten; daß viele Herren im Kirchenstaate bereit wären,

für die Franzosen Partei zu nehmen, und daß diese von einem Augenblick zum andern an den Thoren der Stadt erscheinen könnten. Der ganze Hof des Papstes warf sich ihm zu Füßen, mit der Bitte, Rom zu retten, und seine Entwürfe aufzugeben; aber die Gesandten von Venedig und Arragonien waren zugegen, und übrigens bedurfte auch die Standhaftigkeit dieses unerschütterlichen Greises keiner fremden Aufmunterung. Hatten auch die Franzosen große Verluste erlitten, wurden sie in ihren fernern Unternehmungen durch den Mangel an Lebensmitteln und den Tod ihres Anführers gelähmt: so schwebte Rom darum nicht weniger fortwährend in den größten Gefahren; der Papst ließ deshalb im Hafen von Ostia einige Galeeren ausrüsten. Da seine Festigkeit die Verstellung nicht ausschloß, so lieh er den Vorschlägen des französischen Gesandten sein Ohr, der seit einiger Zeit bei ihm aufgetreten war. Dieser bot die günstigsten Bedingungen an, und verlangte dafür nichts weiter, als daß Julius den Frieden zwischen Frankreich und der Kirche wieder herstellen sollte. Die Königin Anna von Bretagne, gepeinigt von Vorwürfen des Gewissens wegen ihrer Verbindung mit Ludwig, lag demselben inständigst an, sich mit dem römischen Hofe zu versöhnen. Daraus erklärt sich die sonst unbegreifliche Nachgiebigkeit des Königs von Frankreich. Julius verwarf die Vorschläge nicht, wollte aber die Ereignisse abwarten. Er wußte, daß der König von England sich nächstens gegen Frankreich erklären würde, und daß die Schweizer sich zu einem neuen Einfall in das Mailändische rüsteten; er hatte außerdem durch heimliche Depeschen des gefangenen Cardinals von Medicis den bedenklichen

Stand der französischen Angelegenheiten erfahren. Er trieb seine doppelzüngige Politik gegen die französische Regierung so weit, daß er die Friedenspräliminarien unterzeichnete, die Ausstellung der Vollmachten aber trüglich verzögerte. Während dieser Ereignisse erhielt la Palisse Kunde von dem nahen Einfalle der Schweizer gegen die mailändischen Gränzen; er ließ den Cardinal St. Severin in der Romagna mit 400 Gensd'armen und 6000 Mann Fußvolk zurück, und eilte jenen neuen Feinden in großen Tagemärschen entgegen. Der Kaiser verlängerte seinen Waffenstillstand mit den Venetianern. Der König von England trat öffentlich der heiligen Union bei, und erklärte Frankreich den Krieg, das in dem gegenwärtigen Kampfe mit Europa blos an den Florentinern schwache Bundesgenossen hatte. Der Papst hob die unterzeichneten Friedenspräliminarien wieder auf und beschönigte den offenen Treubruch durch die Nothwendigkeit, in die ihn das Interesse der Kirche und die Einsprache des versammelten Consistoriums setze, das ihm offenbar nur zu einem Organ seiner eigenen Entschließungen diente. La Palisse hatte es mit dem Heere der Union zu thun, das sich in der Romagna neuerdings bildete, mit den Schweizern, die gegen 20000 Mann stark aufstanden, mit den Venetianern, die eine frische Macht von 800 Gensd'armen, eben so vielen Chevaux legers und 6000 Mann Fußvolk ins Feld stellten. Der französische Anführer, bedrängt von so vielen Seiten, rief in seiner Verlegenheit alle Besatzungen ab; die Verbündeten nahmen die erledigten Städte sogleich in Besitz. Die Schweizer drangen unter dem Befehle des Cardinals von Sitten gegen Italien vor, und

zwar auf dem Wege, der durch Coire und Trient führt, gingen längs der Etsch hinab, und bewerkstelligten im Veronesischen ihre Vereinigung mit den Venetianern, ohne dießmal, wie früher, von der Dazwischenkunft der Flüsse gehemmt zu werden. La Palisse konnte dem verbündeten Heere, das gegen 30000 Mann zählte, nicht mehr als 12000 entgegenstellen. Als er im Mailändischen eiligst Truppen aushob, lüftete der König die Maske, und befahl sämmtlichen Unterthanen des Reichs, aus dem französischen Dienst zu treten, so daß alle Landsknechte die französischen Fahnen verließen. Unter den Franzosen selbst fehlte es nicht an unruhigen Gewissen, die wegen eines Krieges mit dem Papste für ihr Seelenheil fürchteten. Dazu kam die Uneinigkeit zwischen ihren Anführern, und der Widerwille, welchen die Truppen gegen einen längern Aufenthalt in Italien gefaßt hatten. La Palisse stand jenseits des Mincio im Lager, als die Venetianer und Schweizer ihre Vereinigung ausführten. So bald sie Miene zum Aufbruch machten, mußte er über diesen Fluß zurückgehen. Er schlug seinen Officieren vor, sich wenigstens am Oglio zu verschanzen; dagegen erhob sich von allen Seiten ein Geschrei, nicht gerade deshalb, weil die Unternehmung gefahrvoll war, sondern weil sie die Rückkehr nach Frankreich verzögerte. Die Absendung einiger Compagnien von Gensd'armen in die Festungen von Brescia, Bergamo und Cremona schwächte die ohnehin geringe Macht empfindlich; man mußte sich gegen die Adda anlehnen. Die Mannschaft reichte nicht einmal hin den Uebergang zu vertheidigen; von da zog man sich gegen Pavia zurück. Während la Palisse hier den Feinden den

Eingang zu wehren suchte um Zeit zu gewinnen, über den Tessino zu setzen, zertrümmerten die Verbündeten die Thore, feuerten auf die Franzosen, tödteten ihnen 3—400 Mann, und konnten nur durch Bayards Unerschrockenheit in Schranken gehalten werden. Die Ueberbleibsel des lebhaft verfolgten Heeres, das den 11. April bei Ravenna einen glänzenden Sieg erfochten hatte, standen am 28. Juni am Fuße der Alpen. Dieser Rückzug begünstigte die Flucht des gefangenen Cardinals von Medicis und spielte den Verbündeten das ganze Herzogthum Mailand und sogar die Grafschaft Asti in die Hände. 1500 Franzosen, die ihre Angelegenheiten, ihre Vergnügungen, ihre Nachlässigkeit oder ihre Wunden in Mailand zurückgehalten hatten, wurden daselbst schändlicherweise niedergemetzelt. Bald darauf empörte sich Genua, und so besaß Ludwig XII. von allen seinen Eroberungen in Italien nichts als einige Festungen, in denen die verlassenen Besatzungen stürmischen Angriffen und den Qualen des Hungers entgegensahen.

Die Erfolge der Verbündeten waren so reißend gewesen, daß keine Zeit übrig geblieben war, sich in die unerwarteten Eroberungen zu theilen. Julius II. beschränkte seinen Ruhm nicht auf die Befreiung Italiens, er wollte die Rolle des Schiedsrichters und Herrschers übernehmen. Es lag in seiner Politik, die Herrschaft über Mailand einem Fürsten zu verleihen, der ihm nicht zu nah treten konnte, der ein unversöhnlicher Feind Frankreichs, und ihm für seine Erhebung dankbar verpflichtet wäre. Maximilian Sforza, Sohn des letzten Herzogs, schien alle diese Bedingungen zu erfüllen. Genua hatte so eben sein Joch abgeschüttelt: man

wollte es dem Einfluß einer herrschenden Partei unterwerfen, die ihren Haß gegen Frankreich laut kund gegeben hatte. Die Florentiner waren der Anhänglichkeit an Ludwig XII. mehr als verdächtig; man mußte sie folglich für diese Abtrünnigkeit an der Sache Italiens mit dem Verluste ihrer Freiheit bestrafen, und ihnen einen Herrn geben, der abhängig vom Papste, die Verantwortlichkeit für sie übernähme. Die Venetianer waren furchtbar gewesen, deshalb mußte man sie niederdrücken. Der Herzog von Ferrara war der Schützling des Königs von Frankreich; dieser Grund reichte hin, um jenen zu berauben. Das ihm entrissene Gebiet sollte die Besitzungen der Kirche vergrößern, denn außer der Vertreibung der Fremden war die Erweiterung der weltlichen Herrschaft das Hauptziel, in dessen Erreichung Julius den Ruhm seines päpstlichen Namens setzte. Die Wiedereroberung Ravenna's gab ihm den Gedanken ein, alle die Länder zurückzufordern, die einst zu der Schenkung des Exarchats, dem Vermächtnisse Pipins und Karls des Großen gehört hatten; in Gemäßheit dieses Grundsatzes riß er nicht nur Modena, sondern auch Reggio, Parma und Piacenza an sich, und dehnte seine Anmaßungen bis auf die Grafschaft Asti im Piemontesischen aus. Diese Eroberungen wurden ihm leicht. Er hatte den Cardinal von Sitten für seine Sache gewonnen, und diesem als den Anführer der Schweizer den Titel eines Legaten des Heeres verliehen. Der Cardinal, hingegeben den Entwürfen und Leidenschaften des Papstes, rechtfertigte seine Besitzergreifung durch den Namen der heiligen Ligue, machte Julius zum Herrn der Städte, die sich derselbe vorbehal-

ten hatte, und führte in seinem Gefolge den jungen Maximilian Sforza, als künftigen Beherrscher Mailands mit sich, der während der langen Gefangenschaft seines Vaters in Deutschland umhergeirrt war. Das Geld des Papstes, ausgetheilt von den Händen des Cardinals, hatte dem Erben des letztern Herzogs in der Hauptstadt der Republik, wie im Senate, eine Partei gewonnen. So wurde dieser Fürst durch den Papst und die Venetianer, die seinen Vater verjagt, und durch die Schweizer, welche denselben verrathen und den Franzosen ausgeliefert hatten, zum Herzoge von Mailand erhoben, aber unter Verminderung der alten Besitzungen. Genua konnte ihm nicht zurückgegeben werden, und Parma und Piacenza waren ausersehen, das Staatsgebiet der Kirche zu erweitern. Der Cardinal wollte ihm als Entschädigung die Plätze geben, die ehemals den Venetianern gehört hatten, denn er ging in die Absicht des Papstes ein, welcher die Republik zu schwächen suchte. Eben deshalb verweigerte auch der Cardinal, als Cremona capitulirte, dem venetianischen Generale die Besitznahme desselben, und forderte, daß die Unterthanen dem neuen Herzoge den Eid der Treue leisten sollten. So verfuhr er auch mit Bergamo, und derselbe Fall würde mit Crema eingetreten seyn, hätten die gewandten Venetianer den französischen Gouverneur nicht durch eine Summe von 15000 Ducaten bestochen, so daß er ihnen dafür den Platz auslieferte. Die Schweizer ließen sich ihre geleisteten Dienste von dem neuen mailändischen Herzoge theuer bezahlen. Ihr General behandelte die Ueberwundenen und Bundesgenossen mit gleichem Stolz. Er verfügte nach Gutdünken über

die Eroberungen und verbot den Venetianern die Besitzergreifung ihres ehemaligen Eigenthums, wiewohl sie zu seinem Heere 12—18000 Mann hergegeben hatten. Es war eine demüthigende Stellung für die Republik, daß sie sich weder selbst Gerechtigkeit verschaffen, noch dieselbe erhalten konnte; daß sie zu den Eroberungen beigetragen hatte, und nun selbst von ihren alten Besitzungen ausgeschlossen wurde; daß sie eine untergeordnete Rolle spielen und in Geduld die Entscheidung ihres Antheils von den Launen der gebieterischen Bundesgenossen erwarten mußte, denen sie obendrein Subsidien zu zahlen hatte. Der Cardinal trieb seinen Stolz gegen die Venetianer bis zur Beschimpfung; er forderte von ihnen die Beute oder vielmehr den Raub, welchen sie den unter seinem Schutze in ihr Vaterland zurückkehrenden Compagnien der Florentiner abgenommen hatten, unter dem Vorwande, daß derselbe den Schweizern gebühre, und als die Provveditoren Gegenvorstellungen machten, ließ er sie verhaften, und setzte sie nicht eher in Freiheit, als bis sie für die verlangte Summe Bürgschaft geleistet hatten. Noch mehr: er hielt ihr Heer am Ufer des Tessino zurück, indem er von Seiten Piemonts Besorgnisse vorgab, in der That aber, um sie von den Provinzen zu entfernen, die sie wieder zu erlangen wünschten. Die Venetianer zu schwach für offenen Widerstand, verließen ihr Lager während der Entfernung der Schweizer, wandten sich schnell gegen Bergamo, von wo sie die Officiere des mailändischen Herzogs vertrieben, und rückten dann vor Brescia, das noch im Besitz der Franzosen war und eine Belagerung aushielt, die den Spaniern Zeit ließ, heranzukommen. Der

Gouverneur wollte nur mit diesen Letztern unterhandeln. Die Besatzungen von Legnago und Peschiera widerstanden ebenfalls den Waffen und Anerbietungen der Venetianer. Sie capitulirten, aber nicht mit ihnen, sondern mit den Deutschen und die Republik mußte die Kränkung dulden, daß ihre Verbündeten sich so vieler wichtiger Plätze bemächtigten, die ihr einst gehört hatten, und von denen man ihre Truppen jetzt wegwies.

Ein solches Betragen offenbarte hinlänglich den, zwischen dem Papste, dem Kaiser, den Schweizern und dem Könige von Arragonien beschlossenen Plan, Venedig von der Stufe seines bisherigen Ansehens herabzustoßen. Es schien als ob die französische Politik den Verbündeten mit besonderer Absichtlichkeit jene Plätze zurückgäbe, deren rechtlicher Besitz den größten Streitigkeiten unterworfen war. Die willkürliche Vertheilung der Eroberungen mußte natürlich einen Verein trennen, dessen einziges Band die Einheit des Interesse war. Die Venetianer hatten keine erklärten Feinde mehr in Italien, nur zwei ihrer ehemaligen Besitzungen waren ihnen wieder zugefallen; Bergamo durch Ueberrumpelung, und Crema durch den Zauber des Geldes. Sobald als die verbündeten Mächte ihre Bevollmächtigten versammelt hatten, um die allgemeinen Angelegenheiten der Union zu verhandeln, legte die Republik ihre Forderungen der Entscheidung des Congresses, das heißt, des Papstes und des Kaisers vor; sie konnte indeß an den Vorschlägen merken, die man ihr that, daß der Papst sie nicht mehr als ein nützliches Bundesglied ansah, und der Kaiser sie eben so wenig als einen Feind betrachtete, den er zu schonen habe. Die folgenden

Bedingungen wurden ihr nicht angeboten, sondern vorgeschrieben. Der Kaiser willigte ein, daß sie Padua und Treviso behalten, und in den anerkannten Besitz von Crema, Bergamo und Brescia zurücktreten sollte; aber er verlangte, daß sie jedem Anspruche auf Verona entsage, daß man ihm alle seine Eroberungen lasse und Vicenza zurückgäbe; daß endlich die Republik, was ihr auf dem Festlande zurückbleibe, blos als Lehen des Reichs innehaben solle. Die Kosten für die Belehnung waren auf 200000 rheinische Gulden festgesetzt; die jährliche und fortbestehende Abgabe betrug 30000. Gegen diesen Preis wollte der Kaiser den gegenwärtigen Waffenstillstand mit den Venetianern in einen Friedensvertrag umwandeln. Sie erhoben sich laut gegen so unerträgliche Vorschläge, und wenn sie auch keine bedeutenden Abänderungen derselben erwarteten, gingen sie doch den Papst an, den Kaiser zu billigern Bedingungen zu bewegen. Sie waren zuerst die Bundesgenossen des Papstes gegen die Franzosen gewesen, und nach dem Siege der gemeinsamen Sache behielt der heilige Stuhl den an ihnen begangenen Raub zurück; sie mußten die Schweizer, die Spanier besolden, und einen Theil ihres Gebiets für die Abrundung des Herzogthums Mailand aufopfern; der Kaiser gab ihre zwei schönsten Provinzen nicht zurück, und auch ihr übriges Eigenthum sollten sie nach seinem Willen nur als Vasallen und gegen einen Tribut besitzen. Julius II. ließ den Vortheil der Venetianer aus der Acht, sobald sie ihm nicht mehr nothwendig waren. Vermöge seiner Politik konnte er nicht wünschen, daß die Deutschen sich in Italien festsetzten; allein der Ehrgeiz, seine eigenen Staaten zu vergrößern, legte ihm gegen den

Kaiser schonende Rücksichten auf. Es waren noch ganz besondere Gründe vorhanden, die ihm zur Geschmeidigkeit riethen. Maximilian ging in seine Wünsche ein, die hauptsächlich die Erweiterung des Kirchenstaates betrafen, indem er zugleich der Ligue förmlich beitrat, und der Papst legte dafür bereitwillig das Schicksal der Venetianer in seine Hände, entband ihn von der Verbindlichkeit, den noch nicht abgelaufenen Waffenstillstand zu beobachten, und versprach sogar die Republik als Feindin zu behandeln, wenn sie die Vorschläge des Kaisers verwerfen würde. Die Venetianer konnten sich solchen Bedingungen nicht fügen; sie gingen so weit, dem Kaiser für die Zurückgabe des entrissenen Gebietes 60000 Ducaten zu bieten, sie wollten auch ihren Ansprüchen auf Cremona entsagen; allein Maximilian mochte gegen Venedig seinen Ansprüchen nicht das Geringste vergeben: jetzt sah die Republik den Krieg als unvermeidlich an, und schloß einen Vertrag mit den Schweizern, die 25000 Goldthaler zu ihrer Vertheidigung verpflichteten. Die Könige von England und Arragonien verweigerten der neuen Ligue, die sich gegen Venedig bildete, ihren Beistand; die Entfernung des Erstern schloß ihn von einer wahrhaften Theilnahme an dem Kriege aus, und dem Zweiten konnte es kein Vergnügen gewähren, wenn der Kaiser Besitzungen in Italien gewann, oder der Papst die seinigen ausdehnte; er ließ Julius vorstellen, daß die Gefahr, welche den Venetianern drohe, sie zwingen könne, sich in die Arme Frankreichs zu werfen. Dieses versäumte die Gelegenheit nicht, sich durch einen Bundesgenossen zu stärken; denn die Engländer griffen es im Norden an,

die Spanier entrissen im Süden dem mit Ludwig vereinigten Johann d'Albert Navarra, die Schweizer bedrohten Burgund mit einem Einfall, und der Papst hatte so eben über das Königreich das Interdict ausgesprochen. Der Marschall Trivulzio und der Staatssecretär waren die ersten, die den König aufforderten, mit den Venetianern gemeinschaftliche Sache zu machen. Das Bündniß war vernünftig, weil es sich auf gegenseitiges Bedürfniß gründete. Der Vereinigungsvertrag wurde mit einer Schnelligkeit abgeschlossen, die deutlich bewies, wie nothwendig er jedem Theile war. Nur ein Punkt kam zur nähern Erörterung; er betraf die Frage: wem Cremona und das zwischen der Adda, dem Oglio und dem Po gelegene Land gehören sollte? Der König hatte diese Besitzungen den Venetianern bei seinem ersten Bündniß mit ihnen eingeräumt, und sie denselben später als Mitglied der Ligue von Cambrai zu entreißen gesucht. Er bestand jetzt hartnäckiger als je auf denselben. Die Venetianer schickten sich klug in die Zeit und verzichteten auf Cremona und die Ufer der Adda unter der Aussicht einer Entschädigung auf Kosten des Herzogs von Mantua, zu welcher ihnen Ludwig behülflich seyn wollte. Man kam darin überein, daß der König ein Heer von 1500 Gensd'armen, 800 Chevaux legers und 15000 Mann Fußvolk nach Italien senden sollte, wogegen die Venetianer zu seiner Unterstützung 800 Gensd'armen, 1500 Chevaux legers und 10000 Mann Fußvolk stellen würden. Dieses neue Bündniß schloß Angriff und Vertheidigung in sich. Die beiden Mächte verpflichteten sich, die Waffen nicht eher nieder zu legen, als bis eine jede in ihre Besitzungen getreten sey,

der König als Herr der Grafschaft Asti, von Genua und Mailand, die Venetianer als Eigenthümer ihrer ehemaligen Provinzen im nördlichen Italien. Sie hätten gern die Romagna und die fünf Häfen im Neapolitanischen darein begriffen; allein Ludwig, der den Papst schonen wollte und erst kürzlich mit dem Könige von Arragonien einen Waffenstillstand abgeschlossen hatte, verweigerte den Venetianern für diesen Zweck seine Mitwirkung. Dieser Vertrag wurde zu Blois den 14. März 1513 unterzeichnet.

Der Papst Julius II. starb den 21. Februar; seine letzten Worte waren: weg mit den Franzosen aus Italien. Sein Tod war für die Halbinsel ein großes Ereigniß; dieser Papst ist, wie die meisten Fürsten, zu sehr gelobt und getadelt worden. Er hatte mit altrömischen Feuer das Vorhaben gefaßt, Italien von jeder fremden Herrschaft zu befreien, und er würde dasselbe zu seinem Ruhme ausgeführt haben, hätte er nicht zugleich der Leidenschaft gefröhnt, das Staatsgebiet der Kirche vergrößern zu wollen. Der Character, den er bekleidete, erlaubt nicht, seine kriegerischen Tugenden zu preisen; wenn man aber gleich überhoben ist, ihm einen Muth als Verdienst anzurechnen, der seine Würde verletzte; so muß man doch seine großen Ansichten und seine Standhaftigkeit im Unglück anerkennen. Der Cardinal von Medici folgte ihm als Papst unter dem Namen Leo's des Zehnten; er empfing die Tiare am Jahrestage der Schlacht von Ravenna, in welcher ihn die Franzosen gefangen genommen hatten. Umsonst sagte Leo XII. dem Könige Ludwig, daß er beständig den Schutz im Andenken tragen werde, den Frankreich seinem Vater Lorenz dem Prächtigen gewährt habe; diese Versprechungen waren nur For-

meln. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Leo X., obschon nicht so kriegerisch gesinnt als Julius, dennoch dessen Absichten theilte. Das Heer Ludwigs, angeführt von la Trémouille, unter dem der Marschall Trivulzio stand, ging über die Alpen, während Alviano, seit der Schlacht von Agnadello Gefangener der Franzosen, nach Venedig zurückkehrte, um sich dort an die Spitze der republikanischen Truppen zu stellen. Bei der Annäherung der Franzosen schlug das spanische Heer, das lieber gegen als für die ehrgeizigen Absichten des Papstes in Thätigkeit war, den Rückweg nach dem Königreich Neapel ein. Man glaubte, daß der König von Arragonien, treuer seinem Interesse als der Ligue, seine Staaten vor allen Dingen sichern wollte; er hatte aber wohl noch Nebengründe für seinen Entschluß. Das spanische Heer, machte indessen Halt auf seinem Marsche und nahm wieder die Stellung an der Trebia ein. Die erste Unternehmung der Franzosen war der Ueberfall von Asti und Alexandrien. Die schwache Mannschaft der Schweizer, die sich in beiden Plätzen vorfand, denn ihr Heer war noch nicht beisammen, ging über den Po zurück und warf sich nach Novarra, wo sie Verstärkungen erwartete. Eben so schnell wurde Genua genommen durch Hülfe des Anhanges, der den Franzosen seine Ergebenheit fortbewahrte. Nach dem mislungenen Versuche, Verona zu überrumpeln, waren die Venetianer beim Ablaufe des Mai über den Mincio gegangen, hatten Peschiera wieder genommen, und rückten mit einer solchen Schnelligkeit vor, in der Absicht, sich mit den Franzosen zu vereinigen, daß sie nicht einmal von ihrer Richtung abwichen, um Brescia in Besitz zu nehmen, das laut nach ihrer Gegenwart verlangte.

Alviano begnügte sich eine Truppenabtheilung dahin zu entsenden, um die gute Stimmung der Einwohner zu kräftigen. Er richtete seinen Marsch gegen Cremona, drang in das Schloß, welches die Franzosen noch vom vorigen Feldzuge her besetzt hielten, warf sich hierauf in die Stadt, nahm die mailändische, etwa tausend Mann starke Besatzung gefangen, und ließ die Einwohner dem Könige von Frankreich Treue schwören. Die Spanier, die an der Trebia lagerten, blieben gleichgültige Zuschauer dieser Eroberungen. Die übrigen mailändischen Plätze nahmen fast alle Besatzungen auf, oder überschickten ihre Schlüssel. Mailand unterhandelte wegen seiner Unterwerfung. Diese Völker hatten durch Erfahrung gelernt, daß kein Zustand kläglicher ist, als die Abhängigkeit von einem Fürsten, der sein Heil bei den Fremden suchen muß. Der Uebermuth und die Raubgier der Schweizer war ebenfalls noch im frischen Andenken. Die Lombarden flehten die Gnade des siegenden Königs nicht umsonst an. Der neue Herzog, der so schweren Prüfungen bei weitem nicht gewachsen war, hatte sich nach Novarra in das Lager der Schweizer geflüchtet, also in denselben Ort, wo sein Vater von demselben Volke denselben Generalen ausgeliefert worden war, die gegenwärtig den Befehl führten. Es waren nur 6000 Schweizer in Novarra; sie hatten weder Reiterei noch Feldartillerie bei sich, sahen aber zweien Verstärkungen entgegen, wovon jede einzelne 7000 Mann betrug. Dieser Grund reichte hin, um den Angriff gegen diejenigen zu beschleunigen, die in Novarra standen. La Trémouille warf, ehe er noch sein Heer beisammen hatte, eine Besatzung nach Alexandrien, und brach mit fünfhundert Gens-

d'armen, 6000 Landsknechten, 4000 Mann französischen Fußvolks und 22 Kanonen gegen Novarra auf. Bei seiner Ankunft zeigte sich in der Stadt eben so wenig eine Neigung ihn zu empfangen, als eine Spur von Furcht vor ihm. Die Schweizer hielten es nicht einmal der Mühe werth, die Thore zu verschließen; sie hielten das Feuer seiner Artillerie unerschüttert aus und trieben ihn stolz zurück, als er vorrückte, um ihnen den Puls näher zu fühlen. Es blieb nichts übrig, als eine regelmäßige Belagerung; daran war aber wegen der anrückenden Verstärkungen nicht zu denken. Man erfuhr, daß die erste Abtheilung von 7000 Mann den andern Tag ankommen würde, und daß die zweite ihr in der Entfernung eines Tagmarsches folge. La Trémouille brach sogleich sein Lager ab, um zwei Meilen von Novarra gegen den Flecken Riotta aufzubrechen; ohne Zweifel in der Hoffnung, die erste dieser beiden Streitmassen bei dem Uebergange des Tessino aufzuhalten; allein die Schweizer, wahrscheinlich unterrichtet von seinen Bewegungen, erschienen nicht in der Gegend, wo er sie erwartete, sondern setzten weiter unten über den Fluß, und langten am Abend desselben Tages in Novarra an, wo la Trémouille die Stadt verlassen hatte. Sobald sie 13,000 Mann stark waren, faßten sie einen von jenen Entschlüssen, welche die Kühnheit der Anführer und das Zutrauen der Soldaten bezeichnen: ohne sich einen Ruhetag zu verstatten, ohne die zweite Abtheilung zu erwarten, ohne den Mangel an Kanonen und Reiterei zu beachten, setzten sie sich den sechsten Junius 1515 um Mitternacht in Bewegung, um das französische Heer in seinem Lager anzugreifen. Das Lager war,

wie es heißt, schlecht gewählt; die vor zwei Stunden erst angekommenen Franzosen hatten nicht Zeit gehabt, sich zu verschanzen, ob sie schon zu dem Ende mit tragbarem Material versehen waren. Die Nacht, so kurz sie auch in dieser Jahreszeit ist, dauerte noch fort, als das Lager unversehens angegriffen wurde. 7000 Schweizer drangen gerade auf den Mittelpunkt des französischen Heeres ein, ihre übrigen Truppen bedrohten die beiden Flügel. Trotz der Unordnung, welche von Ueberfällen, besonders von nächtlichen, unzertrennlich ist, gelang es dennoch la Trémouille die Mannschaft in Schlachtordnung aufzustellen, und seine Kanonen donnerten, noch ehe man die Gegenstände unterscheiden konnte. Das Geschrei der Angreifenden diente ihm zur Richtschnur, es verrieth die mörderische Wirkung des Geschützes. Als die Sonne anfing, diese Blutscene zu beleuchten, so zeigte es sich, daß die Schweizer den Schüssen aller Waffengattungen ausgesetzt waren; sie erneuerten ihre Anstrengungen gegen den Mittelpunkt der französischen Linie und suchten die Artillerie zu nehmen, die sie niederschmetterte. Das Kanonenfeuer richtete in ihren dichten geschlossenen Massen nach allen Seiten Verwüstungen an, raffte ganze Reihen weg, aber die Heersäule der anrückenden Schweizer gerieth deshalb nicht außer Fassung oder ins Stocken. Die Landsknechte und das französische Fußvolk vertheidigten das Lager gegen den herannahenden Feind; die Reiterei, welche gegen das schwache Musketenfeuer desselben mit Vortheil hätte wirken können, blieb dagegen unthätig; sey es nun, daß die Feigheit der Gensd'armen, wie die italiänischen Geschichtschreiber wollen, oder die Hemmung der Moräste Schuld daran war. Nach zwei

oder drei Stunden des Kampfes bot die schweizerische Reserve die letzten Kräfte auf; die Landsknechte der Franzosen wichen, ihre Batterien ermangelten der Vertheidigung und unterdeß griff eine Abtheilung der Feinde das Lager von hinten an. Die Gens-d'armerie wandte sich sogleich nach jener Seite; das französische Heer hielt sich von diesem Augenblick für verloren, und die Niederlage wurde allgemein. Die Schweizer waren Herrn des Schlachtfeldes, des gesammten Gepäckes und der ganzen Artillerie. Diese Schlacht macht ihrem Muthe so viel Ehre, daß es nicht nöthig ist, den Verlust derselben der Feigheit der Franzosen beizumessen. Acht bis zehn Tausend Todte oder Verwundete zeigten hinlänglich von der Lebhaftigkeit des Widerstandes. Nach der niedrigsten Angabe sollen 1500 Schweizer geblieben seyn.

Die Franzosen suchten ihre Rettung in der Richtung gegen Alexandrien, zogen sich dann nach dem Piemontesischen, gingen endlich über die Alpen zurück und gaben so, ohne auf die dringenden Vorstellungen Gritti's zu achten, der la Trémouille begleitet hatte, Genua, das Herzogthum Mailand und ihre Bundesgenossen, die Venetianer, preis, deren Heer im Cremonesischen lagerte, und welches die Bewegungen der Oesterreicher nach den Lagunen riefen.

Eine Abtheilung von 600 Pferden, und von 2000 Mann Fußvolk, die aus Verona hervorgedrungen war, durchzog und plünderte ungestraft die Provinzen des linken Etschufers, nahm mehrere kleine Plätze weg, verbrannte die Städte Cologna und Soave, hob die Verbindungen auf, zerstörte eine Brücke, welche das Heer an der Etsch inne hatte, und versuchte den Ueberfall Vicenza's. Alviano, der wohl einsah, daß die entscheidenden Schläge im

Mailändischen fallen müßten, würde sich nur wenig um dasjenige gekümmert haben, was hinter ihm vorging, ungeachtet des Geschreies der Venetianer, und des Gerüchts, welches von einer Verstärkung der Oesterreicher sprach, die aus Tyrol herbei kommen sollte; sobald er aber die Niederlage bei Novarra erfahren hatte, bewegte er sich, in der Meinung, daß er es mit den Schweizern und Spaniern würde zu schaffen haben, gegen die Etsch, und zwar so schnell, daß er einige Artilleriestücke preis gab, die seinen Marsch verzögerten. Er legte nur eine geringe Besatzung nach Cremona, und um sein kleines Heer nicht zu schwächen, ließ er Brescia ohne Vertheidigung. Als er bei Legnago vorüberzog, griff er diesen Platz an, und Paul Baglione hatte den Ruhm, denselben zu erstürmen; die Festungswerke wurden gesprengt. Hierauf schlug Alviano eine Brücke über die Etsch, fiel plötzlich über Verona her, richtete ein lebhaftes Kanonenfeuer gegen eine Bastion, zerstörte eine Strecke Mauerwerk und lieferte an einem Tage zwei blutige Kämpfe, die jedoch keinen Erfolg hatten. Die Spanier erhoben sich von ihrer Unthätigkeit, sobald als die Schlacht bei Novarra über das Ergebniß des Feldzuges entschieden hatte. Sie nahmen Cremona, Bergamo, Brescia, welches die Venetianer räumten und Peschiera, das sich nur schwach vertheidigte. Es war endlich mit den Venetianern so weit gekommen, daß sie sich in Legnago und Padua einschließen mußten. Paul Baglione übernahm mit 3000 Mann die Vertheidigung des ersten Platzes und Alviano besetzte mit den übrigen Truppen den andern. Diese zwei Städte waren die einzigen Bollwerke, über welche die Republik noch gebot. Da man die unaufhaltsame Thä-

tigkeit Alviano's kannte, von der so viele glänzende Proben zeugten, so wurde ihm verboten, unter irgend einem Vorwande, was auch außerhalb geschehen möge, Padua durch seine Entfernung zu gefährden. Nachdem die Venetianer Bundesgenossen des Königs von Frankreich geworden waren, durften sie natürlich nicht mehr auf die versprochene Unterstützung der Schweizer rechnen. Der Papst und der König von Arragonien bemühten sich neuerdings, die Republik zum Frieden mit dem Kaiser zu vermögen, dem einzigen Verbündeten, der noch Forderungen zu machen hatte. Da aber Maximilian eben so unerschütterlich auf seinen Ansprüchen, wie Venedig auf seiner Weigerung beharrte, so traten die beiden vermittelnden Mächte gegen die Republik als Feinde auf, und ein aus Deutschen, Spaniern und päpstlichen Gensd'armen gebildetes Heer belagerte Padua. Der Platz war gut mit Lebensmitteln versorgt, der Zustand der Festungswerke vortrefflich; viele junge Patrizier eilten herbei, um den Ruhm der Vertheidigung zu theilen. Die Bauern der Umgegend hatten sich in die Stadt geflüchtet oder entfernt, so daß es den Belagerern an Arbeitern fehlte. Das verbündete Heer, welches nicht viel stärker als die Besatzung war, erkannte bald die Unmöglichkeit, den Platz zu erobern. Nachdem es denselben 18 Tage hindurch bedroht hatte, hob es die Belagerung auf, und die Folge dieser verfehlten Unternehmung war, wie es zu gehen pflegt, die Uneinigkeit der Verbündeten. Der spanische General, den der mißlungene Versuch verdroß, den die Vorwürfe der Deutschen reizten, und die Unterhaltung und Besoldung seiner Truppen in Verlegenheit setzte, verwüstete das Land, welches den Venetia-

nem noch übrig geblieben war. Er plünderte die Dörfer, die schönen Landhäuser der reichen Venetianer an den Ufern der Brenta und des Bacchiglione, äscherte die Städte Mestre, Marghera, Lizza, Fusina, ein und um seine Verheerungen durch eine höhnische Prahlerei zu krönen, richtete er am Ufer der Lagunen zehn schwere Artilleriestücke gegen Venedig; mehrere Kugeln erreichten das Kloster San Secondo, das nur einige hundert Toisen von der Hauptstadt entfernt war. Man hörte auf dem St. Markusplatze deutlich die Kanonen des Feindes und sah die Dörfer in Flammen. Alviano forderte mit lautem Ungestüm die Erlaubniß, von Padua aus über diese Plünderer herfallen zu dürfen, deren Untergang ihm ein leichtes Stück Arbeit schien. Die Regierung besiegt von seinem Drängen und den Klagen der Bürger, gab ihm endlich die heißersehnte Ermächtigung dazu. Alviano stürzte auf die Spanier, in der Hoffnung, sie am Zurückgehen über die Brenta zu hindern, und in der That kam er auch früher als sie an diesem Flusse an, gerade auf dem Punkte, wo sie erschienen. Der Feind machte Miene, als wollte er höher hinauf über den Fluß setzen. Als Alviano bemerkte, daß die spanische Reiterei diesen Weg einschlug, so folgte er ihr eilig in paralleler Richtung nach; allein das spanische Fußvolk machte abwärts eine entgegengesetzte Bewegung, ging durch eine Furth über die Brenta, rief seine Reiterei zurück und drang schnell gegen den Bacchiglione vor, der noch zu überschreiten war. Alviano flog in einer solchen Eile herbei, daß er noch vor den Spaniern an dem Punkt des Ueberganges ankam. Die Letzteren gaben es auf, ihn zu übermeistern, sie faßten den Entschluß wieder umzukehren, die Brenta bis nach Bassano hinauf

zu gehen, in der Absicht, sich dann durch die Berge in das Etschthal zu werfen und Verona zu gewinnen. Sie verbrannten ihr Gepäck. Ein Nebel verbarg ihre Bewegungen den Venetianern einige Stunden hindurch. Alviano setzte ihnen nach, erreichte sie noch denselben Tag, am 7. October, zwei Meilen von Vicenza, nahe bei Motta. Man weiß nicht, ob die Venetianer die Spanier auf dem Rückzuge angegriffen, oder ob sich diese gegen den nachdrängenden Feind umkehrten. Man hat Alviano einen Vorwurf daraus machen wollen, daß er mit den Spaniern in einer Stellung kämpfte, wo er sie ohne besondere Anstrengung zur Unterwerfung zwingen konnte. Jeder Tadel der Art ist gewagt. Wie auch die Stellung seyn mag, so hängt die Entscheidung jederzeit von der Entschlossenheit der Truppen ab; die venetianischen täuschten dießmal die Hoffnung ihres Generals sehr bitter. Sie wichen beim ersten Zusammentreffen und verließen ihre Artillerie und Befehlshaber. Paul Baglione gerieth in Gefangenschaft, Alviano rettete sich nach Treviso und der Proveditore Gritti, verfolgt bis auf das Glacis von Vicenza, entkam nur durch Hülfe eines herabgelassenen Seiles, an dem er den Wall erkletterte. Der andere Proveditore Andreas Loredan wurde niedergemacht. Diese Schlacht kostete der Republik 4000 Mann und bedeckte ein Heer mit Ruhm, das noch kurz vorher seinem Untergange entgegen sah.

Weder dieser harte Schlag des Schicksals, noch der Verlust von Marano, das ein verrätherischer Mönch den Oesterreichern in die Hände spielte, noch eine Feuersbrunst, die bald darauf das erwerbsamste Viertel von Venedig verzehrte, konnte

die Standhaftigkeit des Senats erschüttern. Es blieben dem Staate drei Männer, die, wenn sie auch das Mißgeschick des Vaterlandes nicht heben konnten, doch den Ruhm desselben behaupteten. Der eine war Renzo da Ceri, Gouverneur von Crema, der andere der Graf Savorgnano aus Friaul, und endlich Alviano, dessen Feuereifer die Signoria durch die Erklärung verdoppelt hatte, daß sie ihm seine Unfälle nicht zurechne. Die Einigkeit der Gesinnungen rettete die Republik mitten unter den größten Widerwärtigkeiten, und legte allen Leidenschaften Stillschweigen auf, ausgenommen der brennenden Begeisterung. Zu derselben Zeit, wo man in Venedig Truppen ausheben, die Handwerker in Regimenter ordnen, die Arbeiter des Zeughauses zur Vertheidigung von Padua abschicken mußte, vernachlässigte man auch nichts, was das öffentliche Rachegefühl entflammen konnte. So wurde der Mönch, welcher Marano den Oesterreichern verkauft hatte, der Wuth des Volkes preis gegeben, das ihn auf dem St. Markusplatze steinigte. Drei Monate nach der Schlacht von Motta suchte am 13. Januar 1514 ein neuer Unstern Venedig heim; ein Brand, der in einigen Kaufbuden der Rialtobrücke entstanden war, wurde vom Nordwinde nach dem volkreichsten Viertel hingetrieben und verzehrte 2000 Häuser. Ungeachtet dieser unermeßlichen Verluste wußte die Republik noch Hülfsmittel aufzufinden, um ein neues Heer zu schaffen. Während Savorgnano den Anstrengungen des Feindes in Friaul trotzte, die Versuche auf Marano erneuerte und sich den Beinamen Osopo verdiente durch die schöne Vertheidigung dieses

Schlosses; während Renzo da Ceri, Gouverneur des einzigen Platzes, welchen die Republik jenseits der Etsch besaß, nach allen Seiten Ausfälle wagte, Zufuhren und selbst Bergamo wegnahm, begab sich Alviano, der schon wieder an der Spitze einiger Truppen stand, wechselsweise nach Padua und Treviso, um diese Städte zum Widerstande zu ermuthigen, gegen die Livenza um das Schloß Osopo zu entsetzen, die Oesterreicher zu schlagen und Porto-Gruaro, Udine, Belgrado, Monto-Falkone wieder zu erobern; endlich gegen den Po, wo er unter den Augen der Spanier sich zum Herrn von Este und Bamisano machte, Truppenabtheilungen bis nach Verona entsandte und die Feinde zwang, ihm das Polesin von Rovigo zu überlassen. Während aller dieser Unternehmungen, die das Ende des Jahres 1513 und einen Theil von 1514 auszeichneten, hatte der König von Frankreich nach neuen Unfällen mit dem Könige von England Frieden und einen Waffenstillstand mit dem Könige von Arragonien geschlossen. Dieser Friede war nicht rühmlich, setzte aber Ludwig XII. in den Stand, wieder an seinen Lieblingsentwurf, die Eroberung des Mailändischen zu gehen. Der Papst, den der Gedanke an die Rückkehr der Franzosen nach Italien lebhaft beunruhigte, drang neuerdings in die Venetianer, um sie von dem Bündnisse mit dem König durch ihre Versöhnung mit dem Kaiser abzuziehen. Er beauftragte mit dieser Sendung einen berühmten Gelehrten, einen venetianischen Patrizier, Peter Bembo, der damals sein Secretair war und später Kardinal wurde. Dieser Abgeordnete, der seine Landsleute und seinen Wohlthäter in Einverständniß setzen sollte, ließ

sich in einer langen Rede vernehmen, die eben so sehr den Ehrgeiz des schönen Geistes als des Diplomaten beurkundete. Die Venetianer hörten sie kalt an und erwiederten, daß sie weder dem Besitze von Verona noch dem Bündnisse mit Frankreich entsagen könnten. Sie erklärten sich übrigens bereit, den Papst als Schiedsrichter zwischen der Republik und dem Kaiser anzunehmen. Leo trat als Schiedsrichter mit so abentheuerlichen Vorschlägen auf, daß sie von den beiden streitenden Parteien zurückgewiesen wurden. Die Venetianer ließen Ludwig XII. durch eine Gesandtschaft Glück wünschen zu seiner Vermählung mit der Schwester des Königs von England; sie hofften durch diese Höflichkeitsbezeigung das Band zwischen Frankreich und der Republik enger zu knüpfen. Die Gesandten erfuhren unterwegs den Tod Ludwigs und die Thronbesteigung des Herzogs von Angoulême, der als König Franz der Erste heißt. Jung, feurig, voll von jenem glänzenden Muthe, der die Krieger dieser Epoche und seiner Nation auszeichnete, unter Ludwig XII. fern vom Heere gehalten und in seiner Muße von dem Waffenruhme Gastons verfolgt, eilte er den Titel eines Herzogs von Mailand anzunehmen, und als er in Gegenwart der venetianischen Gesandten die Erneuerung des vor zwei Jahren zu Blois geschlossenen Vertrags unterzeichnete, sagte er, daß er binnen vier Monaten ihrem Herrn an den Ufern der Adda einen Besuch abstatten werde. Er nahm Maßregeln, die das gegebene Wort verbürgten. Im Monat August erschienen 2500 Gensd'armen und 32,000 Mann Fußvolk am Fuße der Alpen. Der Kaiser, der König von Spanien und die

Schweizer hatten zur Vertheidigung des Mailändischen ein Bündniß geschlossen. Der Papst wollte demselben nicht beitreten, und er wäre vermuthlich auf seiner Neutralität beharrt, hätte ihm nicht Franz I. so lebhaft zugesetzt, daß er nach seinen politischen Grundsätzen nicht umhin konnte, die Sache der Verbündeten auch für die seinige zu erklären. Genua allein beging einen Verrath am Interesse Italiens, indem es den Franzosen seine Häfen öffnete; der Kaiser hielt sich als Bundesmitglied noch fern vom Kriegsschauplatze; die Truppen des Papstes rückten nur furchtsam vorwärts; ein Zusammengreifen der Unternehmungen war schwer zu glauben bei der Unabhängigkeit mehrerer Generale. Don Raymond de Cardonne griff mit 12000 Spaniern die Venetianer an, und nahm ihnen Vicenza, während die Mailänder ins Piemontesische vordrangen und die in dem Paß von Susa aufgestellten Schweizer daselbst auf die Franzosen lauerten. Sie waren genöthigt schnell in die Ebene herabzukommen, als sie die Erscheinung Bayard's und seiner Truppen vernahmen nebst der Nachricht, daß der König sein Heer und seine Artillerie auf Wegen durchgeführt habe, die bis dahin für unzugänglich gegolten hatten. Die Schweizer erwarteten 30000 Mann stark den König bei Novarra, in derselben Gegend, wo sie zwei Jahre früher gesiegt hatten. Die Unzufriedenheit über das Ausbleiben ihres Soldes, dessen Zahlung der Papst und der König von Arragonien übernommen hatten, stieg bei diesen unersättlichen Kriegsleuten bald bis zur Empörung und zum Abfall; nur mit Mühe ließen sie sich durch den Kardinal von Sitten abhalten, in ihre Berge

heimzukehren; die Franzosen, frei von diesen gefährlichen Feinden, drangen ohne Hinderniß in Novarra und Pavia ein, gingen über den Tessino und streiften bis in die Vorstädte Mailands, wo sich im Andenken an die drückenden Folgen der frühern Abtrünnigkeit Niemand rührte; es erschienen vielmehr Abgeordnete, die dem Könige die Ergebenheit ihrer Stadt bezeigten. Durch Vermittelung des Herzogs von Savoyen und besoldeter Anhänger Frankreichs kam zwischen Franz I. und den Schweizern ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen sie sich verpflichteten, anderer Bedingungen nicht zu gedenken, das Herzogthum Mailand zu Gunsten des Königs zu räumen. Frankreich war bereit, ihnen für ihre freundschaftlichen Dienste seht beträchtliche Summen zu zahlen, als die Ankunft von 20000 andren Schweizern die friedlichen Verhältnisse wieder löste. Sie machten Ansprüche auf dreimonatlichen Sold, den die Freigebigkeit des Königs ihren Landsleuten als ein Geschenk zugesagt hatte, und wollten deshalb den Vertrag nicht anerkennen, der in ihrer Abwesenheit geschlossen worden war. Es kam darüber im Lager zur offenen Spaltung. Die Freunde des Friedens, 5 bis 6000 Mann, zogen sich zurück, die kriegslustigen Haufen, angesteckt von dem Fanatismus des Kardinals von Sitten, brachen den Vertrag und drangen zwischen Monza und Mailand vor, etwa 40000 Mann stark. Auf der einen Seite von Mailand standen die Schweizer, auf der andern die Franzosen. Diese beiden Heere machten sich das zwischen dem Tessino und der Adda gelegene Land streitig. Weiterhin beobachteten sich zwischen dem Mincio und der Etsch der

spanische und der venetianische General, um sich gegenseitig an der Unterstützung ihrer Verbündeten zu hindern. Gegen Mittag endlich am rechten Ufer des Po erwarteten eine Abtheilung des französischen Heeres, die Truppen des Papstes und die des Herzogs von Ferrara den Gang der Ereignisse ab. Das spanische Fußvolk war weit besser aber nicht so zahlreich als das venetianische. Die Republik hatte unter neuen Anstrengungen 1000 Gensd'armen, 400 Chevaux legers und 10000 Mann Fußvolk in's Feld gestellt. Cardonne, der es mit Alviano zu thun hatte, fürchtete von einem Augenblick zum andren, die Franzosen möchten über die Adda gehen. Diese Bewegung hätte ihn zwischen zwei Truppenmassen gebracht, die stärker als die seinigen waren; auch war ihm dann der Rückzug abgeschnitten. Um dieser Gefahr zu entgehen, faßte er den Entschluß, sich mit den Schweizern zu verbinden, warf die erforderliche Mannschaft nach Brescia und Verona und stand nun auf dem Punkt, mit 200 Gensd'armen, 800 Chevaux legers und 4000 Mann Fußvolk von den Ufern der Etsch nach den Thoren von Mailand aufzubrechen. Auf geradem Wege, davon war er überzeugt, würde ihn der unermüdliche Alviano verfolgen und einholen; es war auch möglich daß irgend eine französische Truppenabtheilung den Spaniern entgegen kam, um ihnen den Weg über einen der zahlreichen Flüsse streitig zu machen, die er zu überschreiten hatte. Dieser Besorgniß wegen wollte er sogleich über das rechte Ufer des Po setzen und längs dieses Flusses so weit hinabgehen, bis er mit den Schweizern zusammentreffen würde. Bei Ausführung dieses Vorhabens

verdeckte er den Venetianern einen seiner Märsche, überschritt den Po bei Ostiglia unterhalb des Zusammenflusses mit dem Mincio und ließ den päpstlichen General ersuchen, ihm die Mittel zu verschaffen, an das linke Ufer zurückzugehen. Als Alviano die Bewegung der Spanier wahrgenommen hatte, ging er längs des Po auf seiner Seite mit einer solchen Schnelligkeit hinauf, daß er binnen vier Tagen am Einfluß der Adda ankam und die Feinde ihn am entgegengesetzten Ufer erblickten, als sie über den Fluß setzen wollten. Die Franzosen, benachrichtigt von der Annäherung der Venetianer und Spanier, waren weggegangen um jenen die Hand zu reichen und diesen den Weg zu verschließen. In dieser doppelten Absicht hatten sie bei Marignano, das gleich weit von Mailand, dem Po und der Adda abliegt, ihre Stellung gewählt. Den 13. September brachen die Schweizer, 40000 Mann stark, gestachelt von den Reden der Kardinals von Sitten, aus ihrem Lager auf; sie führten sieben bis acht hundert Reiter und 20 Kanonen mit sich, die ihnen der Herzog von Mailand gegeben hatte. Ihr Angriff war so schnell und die Achtlosigkeit der Franzosen so groß, daß Franz I. kaum Zeit hatte sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Der Feind drang in den Artilleriepark und schon war das Fußvolk in Unordnung gerathen, als der König an der Spitze der Gensd'armerie, mit dem ganzen Feuer eines zwei und zwanzig jährigen Helden losbrach. Man eroberte die genommenen Kanonen wieder, das Gefecht wurde allgemein und hatte nach einen fünfstündigen Blutbade noch immer zu keinem Ergebniß geführt. Die tiefe Finsterniß trennte endlich

die Streitenden. Jeder brachte die Nacht an der Stelle zu, wo sie ihn überrascht hatte. Von keiner Seite zündete man Feuer an. Mehrere herumirrende Haufen geriethen mitten unter die Feinde und wurden getödtet oder zu Gefangenen gemacht. La Palisse sammelte die Vorhut, der Marschall Trivulzio nahm die Reserve unter seinen Befehl und der Herzog von Bourbon traf Anordnungen für die Artillerie. Franz I. ruhte unterdessen auf der Lavette einer Kanone. Bei Tagesanbruch begann der Kampf mit gleicher Wuth. Die Schweizer, deren Linie die französische überragte, sandten von ihrem linken Flügel eine starke Division ab, welche den rechten Flügel der Franzosen von hinten anfassen sollte. Glücklicherweise standen dem Könige 10000 Bergbewohner von den Alpen des Dauphiné und von den Pyrenäen zu Gebote, um sie jenem furchtbaren Fußvolke entgegen zu stellen; sie waren von Peter Navarro nach spanischer Weise eingeübt und bewaffnet. Dieser General, Kriegsgefangener in der Schlacht von Ravenna, war in französische Dienste getreten und zwar aus Rache, weil Ferdinand ihn nicht hatte wollen auslösen. Er stürzte der besagten Division von Schweizern entgegen und hieb sie zusammen. Unterdessen durchbrach der König mit seinen übrig gebliebenen Gensd'armen den Mittelpunkt des Feindes. Diese zweite Schlacht hatte nur vier Stunden gedauert. 1200 Schweizer hatten sich in ein Dorf geworfen und vertheidigten sich darin hartnäckig. Sie wurden umzingelt, das Dorf stand bald darauf in Flammen, aus denen Niemand mit dem Leben entkam. Die andern zogen sich in guter Ordnung zurück, wiewohl sie die Reiterei unablässig verfolgte;

sie gingen wieder nach Mailand und ließen eine große Zahl der Ihrigen auf dem Schlachtfelde zurück; stieg doch auch der Verlust der Sieger auf 5 bis 6000 Mann. Alviano war beim Anfange des Kanonendonners zum Könige geeilt, aber blos mit einem Reiterpiquet. Es ist nur Uebertreibung, wenn italienische Schriftsteller sagen, daß das venetianische Heer Theil an der Schlacht nahm. Der erlittene Verlust bestimmte die Schweizer zur Rückkehr in ihre Berge. Es blieben von ihnen bloß 1500 Mann in dem Schlosse von Mailand zurück, wohin sich der Herzog mit 500 der Seinigen geworfen hatte. So war die Lombardei nochmals an einen neuen Herrn gekommen. Das Schloß von Mailand und die Citadelle von Cremona, die einzigen Plätze, die den Franzosen noch widerstanden, capitulirten nach Verlaufe von drei Wochen. Die 1500 Schweizer kehrten zurück und erhielten sogar ihren rückständigen Sold vom Könige; und Maximilian Sforza, eben so unfähig, ein großes Unglück zu beschwören, zu ertragen und zu fühlen, begab sich nach Frankreich, um dort den ihm ausgesetzten Jahrgehalt zu genießen. Er wußte sich so leicht und schnell zu trösten, daß er kein Interesse zu erregen vermag. Die Spanier zogen sich eben so eilig als die Schweizer innerhalb ihrer Grenzen zurück. Cardonne, der sehr wohl wußte, was Bundesgenossen wie der Papst und der Kaiser werth waren, beschäftigte sich klüglich blos mit der Erhaltung seines Heeres und führte dasselbe in das Königreich Neapel zurück. Seine Entfernung gab den Venetianern volle Freiheit; sie benützten dieselbe zu dem Versuche, ihre Provinzen wieder zu

erobern. Der Papst, der mit Mißvergnügen die Erfolge der Franzosen sah, knüpfte mit ihnen eilig Unterhandlungen an, denen nach wenig Tagen der Abschluß des Friedens folgte; durch eine Clausel desselben verloren die Venetianer den ausschließenden Salzhandel innerhalb der Lombardei. Franz I. versöhnte sich hierauf auch mit den Schweizern unter denselben Bedingungen, die einige Tage vor der Schlacht bei Marignano waren festgesetzt worden. Im Besitze dieser neuen Freunde hielt Franz seine Eroberungen in Italien für gesichert; er ging nach Frankreich zurück und entließ seine Truppen, ausgenommen 200 Gensd'armen und 11000 Mann Fußvolk. Es mögen nun noch die kriegerischen Ereignisse berührt werden die Venedig näher angehen.

Sobald als die Schlacht von Marignano und der Rückzug der Spanier Alviano verstattet hatten, die Stellung zu verlassen, die er an der Adda inne hatte, eroberte er mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit die ehemaligen Städte der Republik. Leider überraschte ihn der Tod, als er nach der Einnahme von Bergamo zur Belagerung Brescia's schritt. Die Anstrengungen dieses Feldzuges hatten seine Kräfte erschöpft. Dieser General, der sich ganz allein selbst seinen Ruhm verdankte, war nicht immer glücklich gewesen. Man hatte seine Unfälle oft seinen Fehlern beigemessen. Man warf ihm besonders vor, daß er sich mehr als einmal durch sein kriegerisches Feuer habe hinreißen lassen. Immer aber mußte man in ihm eine glänzende Tapferkeit, eine unerschütterliche Standhaftigkeit und eine seltene Uneigennützigkeit bewundern; und obschon sechzig Jahre alt, hatte er jene Thätigkeit bewahrt, welche das wahre Mit-

tel ist, die Unzulänglichkeit der Kräfte durch die Schnelligkeit der Bewegungen zu ersetzen. Er hatte jüngst mit den italienischen Truppen in einem Tage mehr als acht Meilen zurückgelegt, was damals ein Wunder war. Die venetianische Regierung, die nicht minder zu belohnen, als zu bestrafen verstand, erkannte dem Andenken ihres Generals außerordentliche Ehren zu; sie befahl, seinen Leichnam nach Venedig zu führen, um ihn dort prächtig zu bestatten; da die Oesterreicher das Gebiet von Verona besetzt hielten, welches der Leichenzug nicht wohl vermeiden konnte, so erhielt der Proveditore den Auftrag, für denselben beim feindlichen General um sicheres Geleit zu bitten. Als die Soldaten von diesem Vorhaben hörten, machten sie eine Ehrensache daraus, die Gebeine ihres Generals nach Venedig zu begleiten, und so drang Alviano im Sarge noch einmal durch die feindlichen Bataillone.

Die Franzosen sandten den Venetianern unter dem Marschall Lautrec 700 Gensd'armen und 6000 Gascogner zu Hülfe, damit jene ihre Eroberungsversuche desto nachdrücklicher betreiben könnten. Der Marschall Trivulzio, durch die Wahl des Senats und mit Bewilligung des Königs, Anführer des venetianischen Heeres, belagerte, ehe noch jene Verstärkung ankam, ohne Erfolg und unter großen Nachtheilen für seine Artillerie Brescia, das die Deutschen und Spanier vertheidigten. Die Erscheinung der französischen Bundestruppen brachte wohl mehr Feuer in das Unternehmen, führte aber zu keinem glücklichen Ausgange. Man mußte, als die Umstände immer ungünstiger wurden, die Belagerung von Brescia aufheben und

Trivulzio, der deshalb der Verunglimpfung nicht entging, trat aus dem venetianischen Dienst und wurde durch seinen Verwandten Theodor Trivulzio ersetzt. Im Anfange des Jahres 1516 vernahm man mit Erstaunen, daß der Kaiser zum ersten Male Kraft und Thätigkeit entwickelnd mit einem furchtbaren Heere nach Italien rückte. Von den fünf Cantonen, die dem späterhin mit Franz I. abgeschlossenen Frieden nicht beigetreten waren, weil sie gewisse Amtsbezirke im Mailändischen räumen sollten, eine Eroberung vom Jahre 1512, deren Abtretung ihnen schwer wurde, hatte er 15000 Mann erhalten. Es gehört zu den Charakterlaunen Maximilians, daß er mit diesem außerordentlichen Aufwande von Macht zu einer Zeit auftrat, wo ihn alle seine Bundesgenossen verlassen hatten; vielleicht fand er eben darin eine Befriedigung seines Stolzes. Er konnte nicht mehr auf die Spanier zählen, denn der König Ferdinand war gestorben und der Erbe von Arragonien, Castilien und Neapel lebte mit Frankreich im vollkommenen Einverständniß. Er war eben so wenig der Mitwirkung des Papstes gewiß, da dieser mit dem Könige von Frankreich unterhandelte. Eine Vorhut von 3000 Mann, die er mit einer Ladung Geld nach Verona schickte, wurde von Lautrec angegriffen und nach einem Verluste von 800 Mann zum Rückzuge genöthigt. Da von der richtigen Bezahlung des Soldes die Treue der Besatzungen abhing, so war für Verona und Brescia zu fürchten, wenn beide nicht schleunig unterstützt wurden. Maximilian stellte sich in Person an die Spitze seines Heeres, ohne die völlige Vereinigung desselben abzuwarten und kam im März mit 30000 Mann und 4 bis 5000 Pferden in Italien an.

Er erreichte Verona und weder Trivulzio noch Lautrec wagten sich ihm auf seinem Wege entgegen zu stellen. Nachdem sie eiligst einige Truppen nach Padua geworfen hatten, begaben sie sich mit den übrigen gegen Peschiera und überließen durch diese Bewegung das ganze venetianische Gebiet der Willkür des Feindes, einzig und allein damit beschäftigt, seinen Eintritt ins Mailändische zu verzögern, wenn der Mincio im Stande war ihn aufzuhalten. Aber weder der Mincio noch der Sile, noch selbst die Adda schienen diesen über ihre geringe Zahl erschrockenen Truppen Stellungen, wo sie sich mit dem kaiserlichen Heere messen könnten. Der damalige Gouverneur des Mailändischen, der Herzog von Bourbon, verlangte von den acht Schweizercantonen, die den Freundschaftsvertrag mit Frankreich geschlossen hatten, 10000 Mann und zündete die Vorstädte Mailands an, unbewegt von dem Geschrei der Einwohner, die dieses Drangsal den Rathschlägen der Venetianer und ihrer Eifersucht zuschrieben. Es war um alle Eroberungen der Franzosen geschehen, wenn der Kaiser diesmal eben so viel Schnelligkeit als Entschlossenheit bei seinen Bewegungen gezeigt hätte. Allein er verlor seine Zeit mit der Wegnahme der zahlreichen kleinern Plätze, die jederzeit der Preis des ersten entscheidenden Sieges sind. Als er vor Pizzighitone erschien, um daselbst über die Adda zu setzen, stieß er auf einigen Widerstand; er ging etwas höher hinauf, überschritt den Fluß bei Rivalta und ließ den Mailändern die Schlüssel ihrer Stadt abfordern. Bourbon, Trivulzio, Lautrec befanden sich in ihr beisammen, hatten aber nicht mehr als 800 Gensd'armen und 2000 Mann Fußvolk, um die zahlreiche Bevölkerung zu zügeln und den mäch-

tigen Feind abzuhalten, der nur noch zwei Meilen entfernt war, als die herbeigerufenen 10000 Schweizer eintrafen. Ihre Ankunft ermuthigte die Franzosen, die seit einigen Tagen daran arbeiteten, Mailand in Vertheidigungsstand zu setzen. Die gänzliche Zerstörung der Vorstädte kündigte den festen Beschluß des Widerstandes an. Maximilian, so nahe am Ziele seines Unternehmens, stand still. Er überlegte nicht ohne Unruhe und auch nicht ohne Grund, daß seine Kriegsmacht auf Soldaten beruhte, deren Treue mit der Zahlung des Soldes in gefährlicher Berührung stand, daß seine Unpünktlichkeit von dieser Seite allgemein bekannt war; daß die Schweizer einen Herzog von Mailand ausgeliefert hatten, ohne nähere Beweggründe zum Hasse, daß sie folglich als alte Feinde seines Hauses auch wohl ihn verrathen konnten. So leicht gab dieser Monarch seine Unternehmungen auf, daß er, ohne den mindesten Unfall erlitten zu haben, mit einem Heere, das noch einmal so stark war, als das französische, plötzlich dem Mailändischen, überhaupt Italien, entsagte. Er warf die Schweizer eiligst nach Lodi, ging mit den Deutschen wieder über die Adda und zog sich nach Bergamo zurück. Es hatte das Ansehen, als würde er von den Franzosen verfolgt. Sie hatten dazu keinesweges Lust und mußten sich bald von den 10000 Schweizern trennen, welche die wiederholten Befehle ihrer Regierung zurückriefen. Diejenigen, die dem Kaiser dienten, wurden ebenfalls nach Hause beschieden, weil es unnatürlich schien, daß Schweizer unter verschiedenen Fahnen mit einander kämpfen sollten. Als Maximilian jetzt erwog, daß der Uebergang der Adda nicht bewacht war, und daß die Franzosen und Venetianer jeden Augenblick gegen ihn

auftreten konnten, gab er Besorgnissen nach, die weder einem besonnenen Manne noch einem Feldherrn von Erfahrung und Talent ziemten; er rettete sich mehr nach Trient, als daß er sich dahin zurückgezogen hätte, sorgte aber so wenig für die Bedürfnisse und den Sold seines zurückgelassenen Heeres, daß es sich bald nachher auflöste. Die Generale führten die wenigen Truppen, die sie hatten bei den Fahnen erhalten können, nach Verona.

Jetzt öffneten Bergamo und alle kleine Plätze den Venetianern die Thore. Lautrec und Trivulzio belagerten Brescia, welches, beschossen von schweren Artilleriestücken, nach einem kurzen Widerstande kapitulirte. Die Venetianer besetzten diesen Platz wieder den 24. Mai 1516; es waren sieben Jahre seit dem Verluste desselben verflossen. Man rüstete sich zur Belagerung von Verona, das allein noch zu erobern war. Der Senat und besonders der Provveditore Gritti betrieben dieses Unternehmen sehr lebhaft; aber Lautrec setzte sich dagegen, anstatt es zu begünstigen, und richtete seine Truppen gegen das Mailändische. Man schritt endlich zur Belagerung, nicht ohne vielfältige Einwendungen von seiner Seite; er befahl indessen einen Sturm; da aber die ersten Angriffe mißlangen, so entschlossen sich die Venetianer, wie es heißt, diese ihnen zugehörige Stadt durch Hunger zu überwältigen. Nichts konnte Trivulzio vor derselben zurückhalten. Diese unbegreifliche Kälte, die alle Wirkungen des Uebelwollens äußerte, verbunden mit den Ränken des Papstes, der ein neues Bündniß gründen wollte, verursachte den Venetianern die peinlichste Unruhe, bis sie endlich endeckten, daß Lautrec nur den Verhaltungsmaßregeln nachgekommen war, die ihm der den 13. August 1516 zu Noyon zwischen dem Könige Karl von

Spanien und Franz I. abgeschlossenen Friedensvertrag vorschrieb. Es war darin unter andern Bedingungen festgesetzt, daß der Kaiser, Großvater des neuen Königs von Spanien in den Vertrag begriffen werden sollte, wenn er Verona dem Könige, seinem Enkel überlassen würde, der es nach einem Besitze von sechs Wochen dem Könige von Frankreich anvertrauen sollte, um es den Venetianern zu übergeben; daß die Republick 100000 Goldthaler zahlen sollte, nicht an den Kaiser, sondern an Franz I. zur Abtragung der weit beträchtlicheren Summen, die Maximilian Frankreich schuldig war; daß zwischen dem Kaiser und der Republik ein Waffenstillstand von 18 Monaten statt finden sollte, während dessen jenem Monarchen drei eroberte Plätze verbleiben würden, nämlich Gradiska im Friaulschen, Roveredo im Thal der Oberetsch und Riva im Norden des Gardasees; es waren die Schlüssel drei wichtiger Wege. Maximilian hatte Recht, wenn er erstaunte, daß sein Enkel, kaum dem Knabenalter entwachsen, für ihn unberufen Bedingungen eingegangen war, und ihn ohne seine Einwilligung in einen Vertrag begriffen habe, zu dessen Annahme ihm bloß eine Frist von zwei Monaten zugestanden war. Die Könige von Frankreich und Spanien hatten ihn bei dieser Gelegenheit in der That wie einen Fürsten von untergeordnetem Range behandelt. Seine Eitelkeit war beleidigt; er beschwerte sich laut darüber, daß sein Enkel sein Vormund seyn wollte, schickte aber doch, nachdem er seinem Zorne Luft gemacht hatte, seine Gesandten zu dem in Brüssel eröffneten Congresse, wohin sich auch die venetianischen begaben. So lebhaft die Erörterungen auch waren, nahmen sie doch einen glückli-

chen Fortgang und endigten sich mit der Annahme der zu Noyon festgesetzten Bedingungen. Verona wurde den Ministern des Königs von Spanien übergeben und einige Tage darauf den Franzosen, die es den Venetianern den 15. Januar 1517 überließen; und im folgenden Jahre wurde der Waffenstillstand zwischen dem Kaiser und der Republik auf fünf Jahre verlängert gegen eine jährliche Subsidie von 20000 Ducaten.

Das war der Ausgang der Ligue von Cambray, die einen Krieg von acht Jahren veranlaßte. Die Venetianer, deren Untergang beschlossen gewesen war, verdankten die Rettung lediglich ihrer Standhaftigkeit und Weisheit. Das Glück hatte freilich auch hier seinen Theil an den Ereignissen; man muß jedoch eingestehen, daß der venetianische Senat immer mit Ruhe überlegte, seine Feinde niemals reizte, diejenigen gewann, die nicht unversöhnlich waren, die übrigen durch seine Geschicklichkeit theilte, die Gelegenheiten eben sowohl zu ergreifen, als zu erwarten verstand, unermeßliche Hülfsmittel entwickelte, große Unfälle schnell wieder ausglich und in sieben Jahren des Unglücks, was ihm die meiste Ehre macht, dieselbe Einigkeit der Gesinnungen zeigte. Venedig, das jetzt auf die Lagunen beschränkt war, ging nicht ohne Ruhm aus dem ungleichen Kampfe. Es verlor Cremona, die Ufer der Adda und die Romagna, dies waren neue Eroberungen, die man wegen der Kürze der Zeit noch nicht hatte befestigen können. Triest, während dieses Krieges nur einen Augenblick in den Händen der Venetianer, verblieb für immer Oesterreich. Das Schicksal der drei Plätze, die der Kaiser inne hatte, war einem spätern Vertrage vorbehalten. Der größte Verlust der Republik bestand darin, daß sie als ein Gegenstand

des Hasses und Neides im Verhältniß zu den beiden Nachbarstaaten, die mächtiger als sie selbst waren, an politischem Gewicht beträchtlich eingebüßt hatte. Einen so langen und unglücklich geführten Krieg hatte man ohne Unterstützung der italienischen Provinzen bestanden. Die Einkünfte des Staats waren um die Hälfte zusammengeschmolzen. Die Regierung hatte den Abgang durch andere Mittel ersezzen müssen. Man verminderte die Ausgabe durch Einschränkung der öffentlichen Besoldungen. Anfänglich zog man die Hälfte ab, manche Beamte verloren noch mehr. Man verkaufte die Staatsämter, wie Ludwig XII. gethan hatte; ein Verfahren, das in einer Republik noch weit mehr Unheil bringt als in einer Monarchie. Die Städte zahlten Abgaben von 50, 100, 200 Mark Gold. Von der Geistlichkeit erhob man den dritten Theil ihrer Einkünfte als Beisteuer. Jedermann schenkte sein Silbergeschirr in die Münze. Man ernannte Commissäre, um eine verhältnißmäßige Taxe nach dem muthmaßlichen Vermögen aller Bürger anzufertigen, welche selbe nicht pünktlich erlegten, wurden von dem Genusse ihrer bürgerlichen Rechte ausgeschlossen. Die Republik eröffnete Anleihen, zu denen die Bürger ansehnliche Summen beitrugen; sie bezahlte die Interessen sorgfältig, und als sie glaubte dieselbe für die Zukunft auf vier Prozent herabsetzen zu können, so stellte sie denen, die mit diesem Zinsfuß nicht zufrieden waren, ihr Capital zurück. Diese verschiedenen Hülfsquellen machten es der Republik möglich, Ausgaben zu bestreiten, die sich in den acht Kriegsjahren auf 5000000 Golddücaten beliefen.

Ende des dritten Bändchens.

Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Neunzehnter Theil.

Geschichte von Venedig.

Viertes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilscherſche Buchhandlung.
1828.

Geschichte

von

Venedig,

von

Dr. Ferd. Philippi,
Großherzogl. Sächs. Hofrath.

Viertes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilscherſche Buchhandlung.
1828.

Achte Periode.

Vom Verluste der Besitzungen auf dem italienischen Festlande bis zur Einschränkung des Raths der Zehn; von 1518 bis 1605.

Italien war endlich zur Ruhe gelangt, weil andere Ursachen auf andern Punkten größere Bewegungen hervorriefen. Die Mächte der Halbinsel, selbst die kriegführenden, waren bei der Abschließung des Friedensvertrags von Noyon bekanntlich nicht zu Rathe gezogen worden. Man sieht daraus, daß Andere ein Uebergewicht hatten, welches ihnen erlaubte, die Rolle der Schiedsrichter zu spielen. Es handelte sich nicht darum zu wissen, ob die Venetianer eine Stadt mehr oder weniger besitzen sollten, sondern es war die Rede von Navarra, welches Spanien an sich gerissen hatte; vom Königreiche Neapel, auf welches die Häuser Frankreich und Arragonien Rechte hatten; von Castilien, dessen Namenskönigin noch lebte, aber in einem Zustande des Irrsinns; von dem Throne Arragoniens, den der Tod Ferdinands erledigt hatte und über dessen hinterlassenes Erbe zwei entgegengesetzte Testamente vorlagen; endlich von der Kaiserkrone, die nach dem Tode Maximilians, im An-

fange des Jahres 1519, eines neuen Herrn bedurfte.

Die beiden Mitbewerber um die Kaiserkrone waren Karl, Erbe der Häuser Oesterreich, Burgund, Castilien, Arragonien und Neapel und Franz I. König von Frankreich, damals auch Gebieter über Genua und Mailand. Das deutsche Reich bedurfte gegen die reißenden Fortschritte der Türken unter dem berühmten Soliman II. eines mächtigen Oberherrn: Franz I., um fünf Jahr älter als sein Nebenbuhler, hatte sich den deutschen Wahlfürsten durch seine Heldenthaten empfohlen, und verschmähte auch das Mittel der Bestechung nicht, mußte aber trotz seiner eifrigen Bemühungen Karln nachstehen. Venedig hatte Franzens Absichten auf den Kaiserthron öffentlich unterstützt, und war dadurch gegen Karl in ein so drückendes Mißverhältniß gerathen, daß es die Nothwendigkeit lebhaft empfand, alle seine Kräfte zusammen zu nehmen, und die Verträge zu erneuern, die den Frieden mit den Türken sicherten. Es zahlte den Tribut fort, den es sonst den Sultanen von Egypten als Schutzherrn des Königreichs Cypern entrichtet hatte, und erhielt dafür die Bestätigung aller der Vorrechte, die sein Handel in den Häfen Egyptens, Syriens und den alten türkischen Besitzungen genossen hatte. Dieser besondere Schutz des Sultans war der Preis für die Gleichgültigkeit, mit welcher die Republik, obschon im Besitz einer beträchtlichen Flotte, dem Falle der Insel Rhodus ruhig zugesehen hatte, die verlassen von der gesammten Christenheit, und hierauf geräumt von ihren ritterlichen Vertheidigern, unter die Gewalt der Türken gekommen war. Als Soliman II. 1521 seine Waffen gegen Ungarn kehrte, und der König dieses Landes die Venetianer zu Hül-

se rief, beschränkten sie dieselbe auf ein Darlehn von 30000 Dukaten und auf die Zusicherung, ein Bündniß der Christenheit gegen die Ungläubigen förderlich zu seyn.

In diesem Jahre starb der Doge Leonhard Loredano; der merkwürdigste Krieg, den die Regierung bis dahin bestanden, zeichnet die Regierung desselben aus. Die Wahl zum Dogen traf Anton Grimani, denselben, der 1499 im Kriege gegen die Türken wegen seiner Mißgriffe und Unthätigkeit als Oberanführer mit einer ewigen Verbannung bestraft worden war. Von Rom aus, wo er bei einen seiner Söhne lebte, der Cardinal war, hatte er der Republik unablässig so wichtige Dienste geleistet, daß sie ihm erst die Rückkehr ins Vaterland erlaubte, ihm dann seine Güter und Würden zurückgab, und den jetzt 87jährigen Greis zur höchsten Würde des Staats erhob. Ein unterscheidender Charakterzug der venetianischen Regierung bestand darin, daß sie sich nicht leicht von der Leidenschaft beherrschen ließ.

Kaum war die Wahl Grimani's vollzogen, so erfuhr man, daß der Papst, bisher der unermüdete Widersacher Karls V., dessen Gewalt ihm für Italien gefährlich schien, mit diesem Monarchen zur Vertreibung der Franzosen ein Bündniß geschlossen habe. Der Papst war wider seine Neigung dem Kaiser näher getreten, in der Absicht, durch den weitreichenden Arm desselben die fortschreitenden Neuerungen Luthers zu unterdrücken. Die Venetianer blieben der Sache Frankreichs treu. Sie brachten ein kleines Heer zusammen und stellten es zur Verfügung des Marschall Lautrec, der die Franzosen im Mailändischen befehligte. Sie blieben nicht dabei stehen, sondern unterstützten Lautrec auch noch durch beträcht-

liche Geldsummen zur Verstärkung seiner Macht, und besoldeten außerdem die Truppen des Herzogs von Ferrara und 3000 Franzosen.

Andreas Gritti, wechselsweise General, Admiral, Unterhändler und Proveditore bei dem Heere, der seinem Vaterlande fortwährend mit eben so viel Muth als Talent diente, wurde zu Lautrec gesandt, um mit ihm die Maßregeln für den nahen Krieg zu verabreden. Bei den ersten Feindseligkeiten vermieden die Venetianer mit auffallender Vorsicht jede kräftige Einmischung in den Kampf. Von jetzt an entwickelten sie das System jener furchtsamen beweglichen Politik, die nur zu oft die Unschlüssigkeit für Klugheit, den Wankelmuth für Geschicklichkeit hält. Wenn die Venetianer sich zu dieser nichtigen Verfahrungsweise genöthigt sahen, so hatten sie es sich blos als eine Folge ihrer frühern Fehler anzurechnen. Weil sie die Franzosen nach Italien gerufen hatten, fühlten sie sich zwischen Frankreich und Oesterreich gedrängt, und dabei wechselsweise zu der Rolle unnützer Bundesgenossen, unsicherer Freunde und verächtlicher Feinde verurtheilt. In dem gegenwärtigen Kriege, wo sie blos ihre gelenkige Politik bewiesen, waren sie als militärische Nullen zu betrachten.

Die Kaiserlichen betraten Italien. Wenn man den öffentlichen Erklärungen Karls V. Glauben schenkt, so kamen sie nicht, um das Herzogthum Mailand für den Kaiser zu erobern, sondern um die Franzosen daraus zu vertreiben, und einen andern Sforza, den Bruder Maximilians einzusetzen. Die verbündeten Truppen des Papstes, des Kaisers, der Florentiner und des Markgrafen von Mantua hatten den Feldzug mit der Belagerung von Parma

eröffnet. Das französische Heer bewirkte den Entsatz, aber geschwächt durch den Abgang der Schweizer, mußte es weichen und zog sich mit den Venetianern bis nach Mailand zurück.

Die Verbündeten griffen diese Hauptstadt an. Das Thor, vor welchem sie erschienen, war der Obhut der Venetianer anvertraut, die sogleich beim Anfange des Kampfes die Flucht ergriffen. Theodor Trivulzio, ihr General, gerieth in Gefangenschaft. Lautrec, an der Spitze der Franzosen, und Gritti, begleitet von dem Reste seiner Mannschaft, retteten sich nach Como. Das war der Ausgang des Feldzuges von 1521, in welchem die Franzosen das Herzogthum Mailand binnen drei Wochen verloren, wie sie es früher mehrmals, und fast ohne Schwertstreich, in derselben Zeit erobert hatten.

Der Papst Leo X. starb unter diesen Ereignissen, und der Einfluß des Kaisers war schon so hoch gestiegen, daß er einen holländischen Cardinal, seinen ehemaligen Lehrer, den man niemals in Rom gesehen hatte, unter dem Namen Adrian VI. auf den apostolischen Stuhl setzen konnte. Die ernste Lebensweise und beschränkte Sinnesart des neuen Papstes bildete den stärksten Gegensatz zu der ausgesuchten Kunst- und Prachtliebe des lebenslustigen Leo X. Die Wahl Adrians VI. kündigte deutlich an, daß der Papst in dem Bündnisse mit Oesterreich beharren würde.

Unterdeß rückte der Marschall Lautrec, der eine Verstärkung von Schweizern erhalten, und den venetianischen Senat zur Vermehrung der abgeschickten Truppen bestimmt hatte, ins Mailändische vor. Als neuer Herzog war daselbst Franz Sforza, der zweite dieses Namens, öffentlich anerkannt wor-

den. Die Franzosen und Venetianer hatten gemeinschaftlich die Belagerung Pavia's unternommen, wo sie tapfern Widerstand fanden. Die Schweizer brachen in aufrührerische Gesinnungen aus, und mißvergnügt über den schleichenden Gang des Krieges, bestanden sie jetzt darauf, sogleich dem Feinde entgegengeführt zu werden. Lautrec mußte, um ihrer stürmischen Streitlust zu willfahren, bei Bivoca, und zwar in einer sehr unvortheilhaften Stellung, hinter einer Mauer und einem Graben den Angriff wagen. Die Schweizer bildeten den Vortrab, die französische Gensd'armerie bewegte sich in der zweiten Linie, und die Venetianer folgten hintennach. Eine abgesonderte Abtheilung sollte die Feinde umgehen, und gegen das entgegengesetzte Ende ihres Lagers vordringen, während diefelben den Hauptangriff von vorn zu bestehen hatten. Sobald als diese Anordnungen getroffen waren, stürzten die Schweizer, ohne dem Mitteltreffen Zeit zum festgesetzten Vorrücken zu lassen, und ohne selbst die Artillerie abzuwarten, auf die Verschanzungen der Verbündeten, warfen sich in den Graben, näherten sich der Mauer und erschöpften sich in heldenmüthigen, aber unnützen Aufopferungen. Nach einem Verluste von 3000 Mann zogen sie sich endlich in guter Ordnung zurück. In diesem Augenblick begann der zweite Angriff, anfänglich mit glücklichem Erfolg. Es gelang den Franzosen, in das feindliche Lager einzubrechen und daselbst Verwirrung zu verbreiten. Diese theilweise Bewegung, die verbunden mit dem beabsichtigten Hauptschlage, entschieden haben würde, war jetzt nur eine unglückliche Verwegenheit. Da die Kaiserlichen nicht mehr von der andern Seite gedrängt wurden, vereinigten sie sich

gegen die neuen Streitmassen, und trieben sie unter beträchtlicher Einbuße zurück. Lautrec wollte einen zweiten Sturm versuchen; die Schweizer verweigerten ihren Beistand. Der Kampf von Bivoca verschlimmerte die Lage der Franzosen wesentlich. Die Schweizer kehrten in ihre Berge zurück. Der Rest des Heeres ging über die Adda zurück, und zog sich nach dem venetianischen Gebiet. Lodi, Pizzighitone, Cremona ergaben sich den Kaiserlichen, Genua wurde überrumpelt und die ganze Lombardei geräumt, mit Ausnahme der Citadelle von Cremona, Navarra und Mailand. Franz I., der den Schatz vergeudete, ließ seinen Finanzminister aufknüpfen, weil er Lautrec nicht mit den nothwendigen Summen unterstützt hatte, und die Klagen der Venetianer über die immer schwerer auf ihnen lastende Gegenwart der Franzosen verriethen hinlänglich die unzufriedene Stimmung der Republik.

Um die Gunst des Kaisers leichter zu gewinnen, lehnte sie die Erneuerung des Bündnisses mit dem Könige von Frankreich ab, und entließ selbst einen Theil ihrer Truppen. Der Kaiser, dessen Hauptzweck die Erdrückung der Franzosen war, verlangte, daß die Venetianer sich offen gegen dieselben erklären sollten. Dieser Absprung war demüthigend und konnte gefährlich werden. Es kam darauf an, die Ereignisse zu errathen. Man wandte alle Kunstgriffe der Diplomatik an, um der Nothwendigkeit eines entscheidenden Schrittes auszuweichen. Unter diesen absichtsvollen Zögerungen bestand der Gesandte Frankreichs mit Lebhaftigkeit auf der Erneuerung des Bündnisses mit seinem Herrn; die Unschlüssigkeit und Angst des Senats nahm je länger je mehr zu. Andreas Gritti, der

Wortführer des politischen Systems, welches man das französische nannte, suchte die fortdauernde Vereinigung mit Franz I. im günstigsten Lichte darzustellen; seine Meinung wurde von den überlegenen Gründen Georgs Cornaro niedergekämpft. Als die Vorwände zweideutiger Zauderung nicht länger ausreichten, trat die Republik den 28. Junius 1523 von dem Bündnisse mit Frankreich auf die Seite des Kaisers über.

Der Doge war unterdessen gestorben; man gab ihm den berühmten Andreas Gritti zum Nachfolger, vielleicht mit stiller Einwirkung auf die Gewogenheit Frankreichs; denn als Widersacher der Vereinigung mit dem Kaiser ließ er für diese wohl keine aufrichtige Theilnahme hoffen. Mit Ketten belastet während seiner Gesandtschaft zu Konstantinopel, Kriegsgefangener zufolge des Treffens bei Brescia, Augenzeuge der Unfälle bei Agnadello und Motta, war er zwar nicht immer glücklich gewesen, hatte aber durch seine Vertheidigung Padua's und den Erfolg seiner Unterhandlungen und vielfache wichtige Dienste tiefbegründete Rechte auf die Dankbarkeit des Volks, das ihn aber keineswegs liebte und begünstigte, und über seine gegenwärtige Erhebung laut murrte.

Nach dem Schlusse des Vertrags mit dem Kaiser überschritt ein französisches Heer von 1800 Gensd'armen und 30000 Mann Fußvolk, unter ihnen 10000 Mann Schweizer, die Alpen des Dauphiné, um unter dem Befehle Bonivets die Lombardei wieder zu erobern.

Die Venetianer mußten jetzt ihre Truppen denselben Franzosen entgegenstellen, mit denen sie im vorhergehenden Feldzuge gekämpft hatten, sie zogen

indessen nur bis zum Oglio vor, und erst nach langen Unterhandlungen bewegten sie sich auf Befehl des Senats gegen die Ufer der Adda. Die Republik wollte sich bei dem Kaiser ein Verdienst aus ihrem Bündnisse und bei dem Könige von Frankreich aus ihrer Unthätigkeit machen. Die Fehler des französischen Generals bewirkten, daß den Venetianern ihre Saumseligkeit nicht sonderlich angerechnet wurde. Der Admiral Bonivet ließ sein Heer aushungern, abmatten, ging über den Tessino, dann über die Sesia und endlich über den großen St. Bernhard zurück; auf diesem Rückzuge fand der Ritter Bayard sein ruhmvolles Ende.

Das Heer der Republik, welches die verbündeten Generale bis an die Ufer der Sesia gezogen hatte, zeigte keine Lust über diesen Fluß zu setzen. Die Neutralität des Herzogs von Savoyen diente den Venetianern als Grund, sich der Verfolgung der Franzosen zu entschlagen. Diesen half die Schonung nichts, sie verloren ihre Artillerie und ihr Gepäck am Fuße der Alpen, über welche die Kaiserlichen mit ihnen zugleich drangen, die Provenze überschwemmten, und Marseille belagerten. Der König stürzte mit einem neuen Heere auf seine Feinde, warf sie auf die andere Seite der Berge, und setzte ihnen den Degen in die Rippen. Bei seiner Annäherung eilte der Senat, seine Truppen an die Etsch zurückzurufen, voll Reue darüber, daß er das Bündniß mit dem Könige aufgegeben hatte. Um sich übrigens durch übereilten Abfall keine Blöße zu geben, befahl er einige Bewegungen gegen die Etsch.

Es ist zu glauben, daß, wenn Franz I. die Verbündeten unablässig verfolgt, und nicht durch

Entsendung zweier Heeresabtheilungen geschwächt hätte, wovon die eine Genua nehmen, die andere gegen Neapel vorrücken sollte, er die Feinde zur Flucht in die festen Plätze des venetianischen Gebiets gezwungen haben würde. Der Senat machte Partei mit dem Glück und brach seine Verpflichtungen gegen den Kaiser, um wieder mit dem Könige von Frankreich unter der Decke des Geheimnisses ein Bündniß einzugehen. Es lag im Interesse der Franzosen, dasselbe zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Das Schicksal schien sich ein Spiel daraus zu machen, alle Berechnungen der eiteln venetianischen Klugheit zu täuschen. Franz, mißleitet durch übermäßiges Vertrauen in die Verfügungen Bonivets und in die Stärke seiner Truppen, wurde bei Pavia den 24. Februar 1525 besiegt, verwundet und zum Gefangenen gemacht. Er verlor 9000 Mann und Italien.

Die Nachricht von dieser Niederlage setzte die Venetianer in die äußerste Bestürzung; sie konnten der Rache eines verrathenen Bundesgenossen und beleidigten Siegers nicht viel mehr als 1000 Gensd'armen und 10000 Mann Fußvolk entgegenstellen. Der Senat knüpfte eilig mit dem damaligen Papst, Clemens VII., dem Nachfolger Adrians VI. Unterhandlungen an, um ein Bündniß gegen den Kaiser zu bilden, das diesem Achtung einzuflößen vermöchte. Man wollte in der Schweiz auf gemeinsame Kosten 10000 Mann ausheben. Italien hatte vor dem Unglück von Pavia die Neutralität behaupten können; jetzt blieb nichts übrig, als Widerstand oder Unterwürfigkeit gegen Karl. Es war die Frage, welche Befehle derselbe, unterrichtet von dem Erfolge seiner Waffen, aus

Spanien würde ergehen lassen. Ganz Europa und besonders Venedig sah mit unruhiger Erwartung der Stimmung des Kaisers entgegen, der jetzt ohne Nebenbuhler war. Karl zeigte in einem Alter von 25 Jahren weder Freude noch Stolz über einen Sieg, der ihn zum Herrn des halben Europa machte.

Der Gesandte Venedigs gesellte sich zu den fremden Ministern, um dem Kaiser Glück zu wünschen, und versuchte das Betragen seiner Regierung während der letzten Zeit zu rechtfertigen. Karl gab weder ein Zeichen der Rache noch des Wohlwollens, wandte sich mit Ernst an die übrigen Gesandten, und wies die vorgebrachte Entschuldigung mit einigen Worten als unzulänglich ab. Seine Mäßigung konnte weniger scharfsichtige Politiker als die Venetianer hintergehen; sie bestärkten sich hingegen nur noch mehr in ihrem Mißtrauen, als sie die Fügsamkeit erfuhren, mit welcher Karl die friedfertigen Vorschläge des Papstes aufnahm, dem er sogar die Städte Reggio und Rubiera, damals im Besitze des Herzogs von Ferrara, gegen eine Summe von 200000 Ducaten, die er für seine Generale höchst nöthig hatte, zurückzugeben versprach. Es überraschte die Venetianer, daß er ihnen in dem Vertrage mit dem Papste für den Verlauf von drei Wochen den Beitritt offen erhalten hatte; sie hüteten sich deshalb vor Uebereilung, denn nichts pflegte sie in größere Verlegenheit zu setzen, als die Nothwendigkeit entschieden, zu handeln. Die Regentin von Frankreich ermunterte die Venetianer zum Muth, und legte ihnen die Sache ihres unglücklichen Bundesgenossen dringend ans Herz. Das Cabinet von Madrid verlangte als

Preis für die Freiheit des königlichen Gefangenen die Abtretung des Herzogthums Mailand, der Provence und Burgunds; die kaiserlichen Truppen blieben ungeachtet des Friedens im Kirchenstaate stehen; die festgesetzte Contribution wurde unter ersonnenen Vorwänden höher angesetzt, und die zugesagte Ueberlieferung der Städte Reggio und Rubiera dem päpstlichen Stuhle verweigert. Von einer andern Seite behaupteten die spanischen Generale fortdauernd die Plätze der Lombardei, drangen mit bewaffneter Hand in Mailand ein, zwangen den neuen Herzog, den der Kaiser gegen Empfang von 500000 Ducaten mit dem Herzogthume belehnt hatte, zur Flucht in die Feste, schlossen ihn daselbst ein, besetzten die Hauptstadt, und setzten dem Volke dergestalt zu, daß es Karl V. den Eid der Treue leisten mußte. Den Beweggrund zu dieser gewaltsamen Umkehr gab, wie es hieß, die Entdeckung einer vom mailändischen Kanzler angestifteten Verschwörung, deren angeblicher Zweck dahinging, dem Kaiser die Krone von Neapel zu entreißen.

Diese Ereignisse deuteten klar an, was die Feinde des Kaisers von seinen weitern Fortschritten zu erwarten hatten. Die Venetianer sahen ein, daß es um sie geschehen sey, wenn sie nicht gegen Karln alle ihre Kräfte zusammenrafften. Sie vermochten den Papst ein neues Bündniß zwischen dem heiligen Stuhl, Florenz und der Republik zu errichten, vermöge dessen sich die drei Mächte gegenseitig ihre Unabhängigkeit und gemeinsame Vertheidigung zusicherten. Glücklicherweise beunruhigte auch den König von England, Heinrich VIII., das schnelle Wachsthum der kaiserlichen Macht; der Vertrag von Madrid, den Franz I. bald darauf brach,

gab demselben seine Freiheit zurück, und schon den 22. Mai 1526 schloß er sich den erwähnten Verbündeten an, unter Bedingungen, welche den Frieden Italiens wieder festgestellt haben würden, wären sie ausführbar gewesen.

Dieser Vertrag von Cognac — so nannte man ihn — ging darauf heraus, daß der König seinen Ansprüchen auf das Herzogthum Mailand entsagen, Franz Sforza II. dasselbe gegen eine jährliche Entrichtung von 50000 Ducaten wieder in Besitz nehmen, und daß endlich der König die Grafschaft Asti und die Hoheitsrechte über Genua behalten solle. Wäre diese Anordnung vollzogen worden, so faßten zum großen Vortheile Venedigs weder die Franzosen noch die Deutschen in der Lombardei Fuß; allein das hieß über die Erörterungen des Kaisers ohne seine Zustimmung verfügen. Man hatte ihm das Recht vorbehalten, dem Vertrage unter der Bedingung beizutreten, daß er die in Spanien als Geißeln der Madrider Uebereinkunft zurückgehaltenen Söhne des Königs, frei lasse, sich dafür mit einem Lösegeld begnüge, das späterhin festzusetzen sey, und daß er von dem verlangten Besitze Burgunds abstehe.

Um diese Maßregeln zu unterstützen, sollte ein Heer von 2500 Gensd'armen, 3000 Chevaux legers und 30000 Fußvolk und eine Flotte von einigen 30 Galeeren ausgerüstet werden, wozu Venedig den dritten Theil der Streitkräfte zu stellen hatte, mit denen man den Spaniern nicht allein das Mailändische, sondern auch das Königreich Neapel zu entreißen hoffte.

Da man sich der Antwort des Kaisers versehen konnte, so beschleunigte man die Feindseligkei-

ten. Auch war keine Zeit zu verlieren; die Feste von Mailand, in der Franz Sforza II. belagert wurde, war in der äußersten Bedrängniß. Die venetianischen Truppen eilten zu seiner Hülfe herbei; mit ihnen vereinigten sich die des Papstes, welche nach der Wegnahme von Lodi vor Mailand erschienen. Unterdeß suchten die von Corfu ausgelaufenen Galeeren der Venetianer die Schiffe des Papstes in der Mündung der Tiber zu erobern. Sie stießen im toscanischen Meere zu der französischen Escadre. Seit der Zeit, daß Karls Heer in Italien eingedrungen war, entwickelte die päpstliche Regierung in Verbindung mit der venetianischen zum ersten Male einigen Nachdruck. Die Ausführung der Entwürfe blieb jedoch hinter der Kühnheit zurück, welcher selbe ihre Entstehung verdankten. Nachdem die vereinigte Flotte einige Städte der liguri'schen Küste unterworfen hatte, die sich ohne Widerstand ergaben, unternahmen sie bei Genua eine unnütze Landung. Das Landheer griff Mailand ohne Entschlossenheit den 7. Julius 1526 an, und entfloh in der folgenden Nacht, ehe noch die Feinde aus dem Platze zum Vorschein gekommen waren. Die Feste, schon längst ihrem Falle nahe, capitulirte, und Franz Sforza, den die Verbündeten wieder als Herrscher über das Mailändische ansehen wollten, fand keine andere Zufluchtsstelle, als in ihrem Lager. Bald darauf bemächtigten sie sich nach mehreren Versuchen, jedoch ohne besondere Anstrengungen, Cremona's, das ein wichtiger Platz war. Die kriegerische Thätigkeit erschlaffte: dazu trug nicht wenig die Uneinigkeit unter den beiden Generalen bei; an der Spitze der venetianischen Truppen stand der Herzog von Urbino, den man eine übergroße Vorsicht nach-

sagte, die päpstliche Macht befehligte Guiniardini, der als Anführer nicht so berühmt geworden ist, als in der Eigenschaft eines Geschichtschreibers.

Unterdeß wurde der Papst von den Anhängern des Kaisers in seiner eigenen Hauptstadt angegriffen; genöthigt in die Engelsburg zu flüchten unterzeichnete er einen Vertrag, den er wieder verletzte, als der erste Schreck vorüber war. Das kaiserliche Heer hatte Verstärkungen erhalten, aber je mehr es der Zahl nach wuchs, desto mehr stieg die Zügellosigkeit, weil der Sold ausblieb. Karl war zwar der mächtigste Fürst Europa's, aber auch einer der ärmsten. Die Verfassung Spaniens hinderte ihn an der Erhebung von Auflagen, wie er sie für die Bedürfnisse seiner Regierung brauchte. Die verschiedenen Angelegenheiten in Flandern, Deutschland, Italien, verzehrten seine Mittel, und verkürzten den Unterhalt seines Heeres im Mailändischen. Sein General, der Connetable von Bourbon, führte dasselbe von Parma auf das rechte Ufer des Po.

Dieser Marsch kündigte andere Absichten an, als einen Angriff der Republik; die Venetianer, unzufrieden mit ihrem Bundesgenossen, den sie hätten unterstützen sollen, riefen ihr Heer an ihre Gränzen zurück.

In dem Meere Italiens erschien eine spanische Flotte, 36 Segel stark; sie hatte die doppelte Absicht, Genua, das die Seemacht der Verbündeten einschloß, mit Lebensmitteln zu versorgen, und 6000 Mann in das Königreich Neapel zu werfen. Vor Sestri di Levante kam es zu einem lebhaften aber kurzen Kampfe, den ein Sturm unterbrach. Freunde und Feinde wurden von Genua weggeschleudert; nur einige Fahrzeuge mit Munition flüchteten sich dorthin,

der Rest der spanischen Flotte suchte den Hafen von Gaeta auf. Die vereinigte Flotte erschien unmittelbar nachher an den neapolitanischen Küsten, nahm mehrere unbedeutende Plätze weg, und forderte die Hauptstadt des Königreichs zur Uebergabe auf. Der Befehlshaber Moncada, dem nur geringe Kräfte zu Gebote standen, die schnell von der Artillerie der Schiffe überwältigt wurden, verlor deshalb nicht die Besonnenheit; er wußte ebensowohl die Einwohner, die sich vor Schreck unterwerfen wollten, als die Feinde in Schranken zu halten. Die Letztern erkannten das Unnütze ihrer Unternehmung und schifften sich wieder ein.

Dieser Rückzug ließ den Kaiserlichen in jenen Gegenden freies Feld, und setzte den Kirchenstaat in große Gefahr. Der Papst war im Gedränge zwischen dem neuerlich an der Küste von Neapel gelandeten spanischen Heere, und der Kriegsmacht des Connetable Bourbon, dessen unbesoldete und zügellose Soldaten unter Geschrei zur Plünderung Toscana's oder der päpstlichen Besitzungen geführt zu werden verlangten. Clemens VII., der sich bei seinem Schrecken Rath zu holen pflegte, wechselte noch einmal eilig die Partei, und erkaufte vom Kaiser durch Uebersendung einer Geldsumme einen achtmonatlichen Waffenstillstand.

Die Truppen Bourbons drangen dessen ungeachtet gegen die Romagna vor. Sie hatten weder Magazine noch Gepäck, und fast gar keine Artillerie; aber wenn es leicht war, sie von den einigermaßen befestigten Städten abzuhalten, wie in Parma und Bologna geschah, so hatte man doch das Schlimmste von ausgehungerten wilden Rotten zu fürchten, die ihre Officiere umbrachten, und an deren Spitze

ein Prinz voraufging, welcher seine Stimme mit den ausschweifenden oder satyrischen Gesängen der Soldaten vereinigte, um den nothwendigen Einfluß über sie zu behaupten.

Da die Venetianer besorgten, Florenz möchte von dem Bündniß abtreten, ein Schritt, der den Feind unfehlbar auf das Gebiet der Republik gezogen haben würde: so befahlen sie ihrem General, dem kaiserlichen Heere zu folgen, und wo möglich früher als dasselbe in Toscana einzutreffen. Der Herzog von Urbino entledigte sich dieses Auftrags mit Erfolg. Als jene zuchtlosen Banden merkten, daß die begehrte Plünderung von Florenz ihnen vorher einen Kampf kosten würde, schlugen sie eine andere Richtung ein, und drangen in starken Tagemärschen gegen Rom vor, mit Hintansetzung des dem Papste erst kürzlich bewilligten Waffenstillstandes. Sie kamen den 6. Mai 1527 vor den Thoren dieser Stadt an. Nichts war zur Vertheidigung eines Platzes vorbereitet, dessen weiter Umfang unermeßliche Arbeiten und zahlreiche Streitkräfte erforderte. Die Garden des Papstes bestanden den ersten Angriff lebhaft genug. Schon waren die Leitern an die Mauer gelegt, als der Connetable von Bourbon, der mit seinem rühmlichen Beispiele voranging, eine Wunde empfing, an welcher er einige Stunden darauf starb. Dieser Umstand rettete Rom so wenig, daß er für dasselbe vielmehr ein Quell neuen Unglücks wurde. Die über den Verlust ihres heldenmüthigen Anführers wüthenden Soldaten brachen über den Wall ein, warfen die aus Handwerkern und Dienstleuten der Cardinäle bestehenden Milizen zurück, und erstürmten die Vorstadt des Vaticans. Der Papst hatte sich indeß

in der Peterskirche an den Stufen des Altars niedergeworfen, von wo ihn der Ruf des Getümmels verscheuchte. Unterwegs überzeugte er sich von der Flucht seiner Milizen und der gesammten Bevölkerung, denen Soldaten nachsetzten, die nach Blut und Beute gleich gierig waren; er durfte keinen Augenblick verlieren, um sich in die Engelsburg zu retten. Dort vernahm er das Geschrei von 4000 Personen, die unter den Händen ihrer Würger starben. In allen Palästen hauste Plünderung. Man sah deutsche, spanische, italienische Soldaten, trunken von Mordlust und Wein, Prälaten in priesterlichem Schmuck auf Eseln herumführen, Cardinäle in den Straßen fortschleppen und selbe mit Schmähungen und Schlägen überhäufen. Die Habsucht verstümmelte die Meisterwerke der Kunst, bestahl und zerstreute die Reliquien, schlug die Tabernakel ein. Die Zügellosigkeit zertrümmerte die Thüren der Häuser und Klöster. Roms Plätze waren ein Markt, wo die Soldaten Weiber und Beute tauschten, und diese furchtbaren Frevel, die an die Unthaten der Vandalen und Gothen erinnerten, dauerten ohne Abnahme nicht einige Stunden, nicht einige Tage, sondern über zwei Monate.

Die Verbündeten, das heißt die Venetianer, die Schweizer im Solde Frankreichs, und die Florentiner waren von fern mit vieler Vorsicht dem kaiserlichen Heere gefolgt. Bei der Nachricht von der Einnahme und Plünderung Roms verloren sie, anstatt ihren Marsch zu beschleunigen, die kostbare Zeit mit verkehrten Bewegungen, so daß sie noch in beträchtlicher Entfernung von jener Stadt standen, als ihnen die Republik die Befreiung des Papstes auftrug. Der Herzog von Urbino traf

endlich unter den Mauern Roms ein; war es Furcht oder Haß gegen den Papst, genug, er erhob tausend Schwierigkeiten, um das Geschäft des Retters von sich abzuwenden; er trieb seine Unthätigkeit selbst bis zum offenbaren Spott. Die Verbündeten blieben ruhige Zuschauer; mit ihrer Entfernung schwand die letzte Hoffnung des in der Engelsburg eingeschlossenen Papstes, der fortwährend von den Truppen des Kaisers bedrängt wurde, so sehr sich dieser auch das Ansehen gab, die vorgefallenen Unbilden zu mißbilligen und darüber öffentlich zu trauern. Die Belagerung dauerte fort unter der Ankunft neuer Verstärkungen.

Die Venetianer sahen die wachsende Gefahr ihres Staats ein, sie brachten schnell Truppen zusammen, rüsteten die Flotte aus, erhielten vom französischen Könige die nöthigen Gelder, welche er ihnen zur Stellung von 10000 Schweizern versprochen hatte, schickten dem Herzoge Franz Sforza II. einige Summen, um sein kleines Heer wiederherzustellen, und warfen unter dem Vorwande, die Besitzungen der Kirche zu sichern, Besatzungen nach Ravenna und Cervia.

Der Papst, verlassen von jeder fremden Hülfe, geängstigt von den Fortschritten der Pest, einem Gastgeschenk der Kaiserlichen, ergab sich in sein Schicksal, und erhielt unter den härtesten Bedingungen nicht seine gänzliche Freiheit, sondern blos Loslassung aus der Engelsburg. Er sollte bis auf weitere Verfügung des Kaisers nach Gaeta gebracht werden. Diejenigen Kaiserlichen, welche die Wuth der Pest nicht aus Rom trieb, setzten ihre frühern Abscheulichkeiten unter den drückendsten Erpressungen fort; sie waren durch Verstärkungen aus Neapel

bis zu 24000 Mann angewachsen, und den Verbündeten beträchtlich überlegen, zeigten aber gleich diesen keine sonderliche Lust zu kriegerischen Unternehmungen.

Unter dem Befehle Lautrec's kam ein neues französisches Heer von 1000 Gensd'armen und 24000 Mann Fußvolk mit dem Anfange des Augusts 1527 in Italien an. Nach der Unterwerfung Genua's und Alexandriens vereinigte es sich mit 3000 Venetianern und belagerte Pavia, das im Verlaufe von vier Tagen erstürmt und geplündert wurde, als ob diese unglückliche Stadt verantwortlich gewesen wäre für die bittern Erinnerungen, die sie den Franzosen kostete. Diese Erfolge bestimmten den Herzog von Ferrara und den Markgrafen von Mantua auf die Seite der Verbündeten zu treten, so daß gegenwärtig ganz Italien mit den Königen von Frankreich und England gegen den Kaiser in den Waffen stand.

Man unterhandelte in Spanien wie in Rom über die Freiheit des Papstes, denn noch war er nicht nach Gaeta geschafft worden. Bei der Annäherung der Franzosen gegen Rom ließen die Bevollmächtigten Karls etwas von ihren Forderungen nach; der Kaiser willigte nach vielen Schwierigkeiten ein, gegen Erlegung neuer Geldsummen seinen Gefangenen zu entlassen, wofern derselbe dem Bündniß entsagte, und vier bis fünf Cardinäle als Geißeln stellte. Dieser Vertrag war so eben den 30. November 1527 geschlossen worden, als der Papst vom 8. bis 9. December Mittel fand, unter einer Verkleidung aus der Engelsburg nach Orvieto zu entkommen.

Seit der Einnahme von Pavia lagen die Fran-

zosen und Venetianer im Streit über den Plan des Feldzugs. Die Venetianer wollten die Kaiserlichen aus dem nördlichen Italien vertreiben, um sich ihrer gefährlichen Nachbarschaft zu entziehen; der König strebte nach der Eroberung des Königreichs Neapel, um zugleich Burgund und seine Söhne einzulösen. Auch fürchtete er, und wohl nicht mit Unrecht, der Herzog von Mailand und die Republik möchten zu lauen Verbündeten herabsinken, wenn er ihnen vollkommene Sicherheit verschaffte. Lautrec ging demnach im Monat Januar 1528 nach Neapel ab, begleitet von 2—3000 Venetianern. Die Generale, welche in Rom über das kaiserliche Heer den Befehl führten, schickten sich zur Vertheidigung Neapels an, nachdem der Papst für seine freie, heiß ersehnte Rückkehr in seine Hauptstadt noch 40000 Ducaten gezahlt hatte. Er verlangte von den Venetianern vergeblich die Zurückgabe der Städte Ravenna und Cervia, welche sie noch immer besetzt hielten. Der Senat zog sich hinter die angebliche Dunkelheit der päpstlichen Ansprüche zurück, setzte ihnen künstliche Vorwände entgegen, und verharrte auch dann noch auf seiner Weigerung, als Clemens VII. drohte, die Sache der Verbündeten gegen die des Kaisers zu vertauschen. So groß war der Mangel an Eintracht.

Während das Heer des Marschalls Lautrec, unterstützt von 16 venetianischen Galeeren, mehrere kleine Plätze im Neapolitanischen erobert hatte, die Hauptstadt belagerte, und die Republik die Häfen Monopoli, Trani und Brindisi zurück gewann, langten 10000 Mann kaiserliche Truppen unter dem Herzog von Braunschweig im Veronesischen an, in der Absicht, die venetianischen Gränzen anzu-

greifen. Dieser untüchtige Anführer fand überall einen Widerstand, den er nicht zu besiegen wußte; er verlor fast alle seine Leute, und zog sich mit Schande zurück.

Dem französischen Heere schienen im Königreich Neapel große Erfolge bevorzustehen. Es hatte nur noch die Hauptstadt und Gaeta zu erobern. Jene wurde von der Landseite belagert, und ihr Hafen von der verbündeten Flotte eingeschlossen, welche die des Kaisers geschlagen und fast ganz zerstört hatte. Es fehlte in dem volkreichen Neapel an Lebensmitteln. Lautrec schrieb an Franz I., daß er hoffe, ihn nächstens zum Herrn dieses schönen Landes zu machen. Diese glänzende Aussicht verschwand bald darauf, und zwar ohne Schuld des Anführers. Es fehlte an Hülfsquellen zum Unterhalte der Truppen; dazu kam der Abfall Doria's, des größten Seemannes jener Zeit, der aus französischen Diensten in die kaiserlichen übertrat. Die Verheerungen der Pest thaten das Uebrige, und schmolzen die wirklich verfügbaren Streitkräfte bis auf 4000 Mann zusammen. Sie konnten unter so niederdrückenden Verhältnissen nur geringen Widerstand leisten, kamen mit Mühe unter den Mauern von Aversa an, wo sie eine Belagerung aushalten mußten, der am 30. August 1528 die Capitulation folgte. Den Trümmern des französischen Heeres wurden nach Auslieferung der Waffen und Fahnen die Rückkehr ins Vaterland zugestanden. Mit und durch Doria ging auch Genua für Frankreich verloren.

So schlimm standen die Angelegenheiten im Königreiche Neapel, als der König von Frankreich ihnen durch neue Truppensendungen aufzuhelfen

beschloß. Der Graf von St. Pol kam im Ablaufe des Julius im Mailändischen an, und wollte gleich durch das mittägliche Italien vorgehen; aber es war nicht mehr Zeit dazu. Die Venetianer suchten ihn aufs Angelegentlichste in der Lombardei zurückzuhalten; sie schickten sogar eine Flotte mit 3000 Mann zur Unterstützung Neapels ab oder vielmehr zur Behauptung ihrer dortigen Häfen. Unter St. Pol und dem Herzoge von Urbino erfuhr Pavia noch einmal alle Schrecken der Belagerung und Einnahme. Die Empörung Genua's rief den Grafen von St. Pol gegen jene Stadt, ohne daß die Venetianer, wie er wünschte, seiner Bewegung folgten. Sie hatten ihr Augenmerk auf das Mailändische gerichtet. Die beiden kleinen Heere trennten sich, und keines richtete etwas aus. So endigte der Feldzug von 1528, brachte Unglück über und folglich auch Uneinigkeit unter die Verbündeten.

Noch verderblicher kündigten sich die Unternehmungen 1529 an. Man vernahm, daß der Kaiser eine starke Flotte in den Häfen Spaniens ausrüsten lasse, und daß er selbst nach Italien kommen werde. Er konnte zum Landungspunkte Genua oder Neapel wählen. Die meisten Plätze, welche die Verbündeten im mittäglichen Italien erobert hatten, hielten sich noch, sahen aber ihrem nahen Falle entgegen. Die Venetianer boten Kräfte auf, die einer so großen Sache würdig waren. Sie verstärkten ihre Truppen, die freigebig und pünktlich besoldet wurden, zahlten an den Herzog von Mailand und an den König von Frankreich Subsidien, und ließen eine Flotte von funfzig Galeeren auslaufen. Die Verschiedenheit der Interessen schadete indessen nach wie vor dem Zusammengreifen der

Unternehmungen. Das französische Heer bezweckte die Wiedereroberung Genua's, während die Venetianer vor allen Dingen Franz Sforza II. in der Herrschaft über Mailand hergestellt wissen wollten. Die Franzosen wurden geschlagen, weil sie ihr Ziel getrennt verfolgten, und die Venetianer, zu schwach für irgend ein Wagniß, ließen mehrere günstige Gelegenheiten ungenutzt vorübergehn.

Karl V. erschien jetzt in Italien; er kam auf einer Flotte von 200 Segeln an, um sich an die Spitze eines Heeres von 40000 Mann zu stellen. Der Papst, unzufrieden mit seinen Verbündeten, hatte schon seit dem 20. Junius Frieden mit dem Kaiser geschlossen, und kürzlich noch Gefangener, den Letztern mit Neapel belehnt, in den mailändischen Angelegenheiten eine entscheidende Sprache geführt, und die Zusicherung des Besitzes von Ravenna und Cervia erhalten, die beide fortwährend in den Händen der Venetianer waren. Auf dem seit einiger Zeit versammelten Congreß zu Cambrai betrieb man die Versöhnung des Kaisers mit dem Könige von Frankreich. Der venetianische Gesandte wollte sich ebenfalls dahin begeben; Franz I. ließ ihm andeuten, seine Reise nicht über St. Quentin fortzusetzen. Diese Weisung verrieth, daß die Republik, ausgeschlossen von den Unterhandlungen für sich auf kein günstiges Ergebniß derselben rechnen durfte. Der König schloß mit dem Kaiser einen Vertrag, vermöge dessen jener für Geld und gegen Zurücknahme aller seiner Ansprüche auf Italien die Freiheit seiner Söhne erhielt. Anstatt die Venetianer in den Vertrag mit einzubegreifen, hatte er ihnen blos den Beitritt zu demselben offen gelassen, unter der Bedingung, daß sie die Plätze zu-

rückgäben, welche sie im Neapolitanischen inne hatten; und wenn sie sich dagegen sträubten, so wollte ihnen Frankreich durch Waffengewalt Gehorsam lehren; das hieß, seine Verbündeten nicht nur verlassen, sondern auch verrathen. Diese Treulosigkeit gab Andreas Gritti Veranlassung zu der witzigen Bemerkung, daß Cambrai das Fegefeuer der Venetianer sey, wo sie ihre Vereinigung mit dem Kaiser so wie mit dem Könige von Frankreich abbüßen müßten.

Als diese Uebereinkunft zur Kenntniß der venetianischen Regierung kam, antwortete sie mit gemessener Festigkeit, daß der König nicht ohne Mitwirkung der Republik befugt gewesen sey, irgend eine für dieselbe verbindliche Bedingung festzusetzen; daß sie den zurückgeforderten Plätzen nur dann entsagen könne, wenn die Verzichtleistung einem einfachen Vergleiche einverleibt würde, der die Unabhängigkeit Italiens sicher stelle; und daß, da die königlichen Prinzen ihrem Vater nicht eher als binnen zwei Monaten zurückgegeben werden sollten, diese Zwischenzeit zur Entscheidung der streitigen Angelegenheit geeignet seyn dürfte.

Karl gebot in Italien über Kräfte, mit denen er den Venetianern Gesetze vorschreiben konnte, und er mochte auch in dieser Absicht gekommen seyn; allein der Krieg dauerte schon an zehn Jahre; die spanischen Völker murrten schon seit geraumer Zeit über die Last desselben; die Lehren Luthers zerrissen das Reich, und die Türken, herbeigerufen von einem siebenbürgischen Fürsten, waren unter Soliman II. in Ungarn eingedrungen, und gingen, Herren der Stadt Ofen, in Gewaltmärschen 150000 Mann stark, auf Wien los, das sie bald nachher auch belagerten.

Die Schlichtung der italienischen Verhältnisse lag sonach dem Kaiser stark am Herzen, nicht nur um beträchtliche Geldsummen zu ersparen oder aufzubringen, sondern noch weit mehr, um mit allen Kräften zur Unterstützung seines Bruders und des Reichs auftreten zu können. Köpfe, die an ihren Entwürfen festhalten, übereilen die Ausführung derselben nicht. Im festen Besitze des Thrones von Neapel verschob der Kaiser seine Absichten auf das Mailändische.

Er hatte Größe der Seele genug, um gegen Venedig die ersten Schritte der Annäherung zu thun. Der Friede wurde endlich zu Bologna zwischen den beiderseitigen Abgeordneten am 1. Januar 1530 geschlossen; die erfreulichen Nachrichten von dem Rückzuge der Türken änderten nichts in der Mäßigung des Kaisers.

In Beziehung auf das Herzogthum Mailand, welches den Hauptgegenstand der Unterhandlungen ausmachte, wurde festgesetzt, daß Franz Sforza II. im Besitze desselben verbleiben solle. Karl belehnte ihn damit gegen eine Summe von 150000 Ducaten, ungerechnet die Zahlung der Kriegskosten, welche 100000 Ducaten betrugen. Die Venetianer gaben dem Papste Ravenna und Cervia zurück, und dem Kaiser die Häfen, welche sie an den neapolitanischen Küsten besaßen. Sie entrichteten außerdem 100000 Ducaten. Für diesen Preis erkannte der Kaiser die Unabhängigkeit aller ihrer Staaten an, bestätigte ihre frühern Handelsrechte im Königreiche Neapel, und entsagte allen Eroberungen seiner Truppen innerhalb des republikanischen Festlandes. Der Herzog von Mailand und Venedig unterzeichneten ein Bündniß zur wechselseitigen Vertheidigung,

und leisteten dem Kaiser für den Besitz des Königreichs Neapel Gewähr. Es läßt sich behaupten, daß die Republik siegreich aus diesem langen Kampfe hervorging, denn der Hauptgegenstand desselben war erreicht. Sie behielt ihre alten Besitzungen insgesammt, und sah über Mailand einen Fürsten herrschen, der weniger furchtbar als der König von Frankreich oder Neapel einen erwünschten Nachbar abgab.

Die Republik wachte mit Anstrengung über die Bewahrung des Friedens, der ihr so nothwendig geworden war. Bei dem Streite, den die Reformation erregte, blieb sie den überlieferten Grundsätzen des Katholicismus treu, vermied aber jede kriegerische Theilnahme; die Trennung, welche darüber unter den christlichen Staaten herrschte, war ihr im Grunde nicht unlieb, weil sie einen Gährungsstoff absetzte, der ihre eigene Kraftentwickelung sicherte, und nebenbei zog sie bei den Türken, die damals mit Oesterreich Krieg führten, den Vortheil daraus, daß sie durch ihre Neutralität bei dem Kampfe der Meinungen außerhalb ihrer Gränzen dem Verdachte auswich, als nehme sie Partei gegen die Ungläubigen, welche sie aus mehrern Rücksichten zu schonen hatte. Sie unterhielt die Verhältnisse der Freundschaft nicht minder mit Karl V. als mit Soliman, und um ihren einträchtigen Gesinnungen öffentlich ein noch stärkeres Siegel aufzudrücken, rüstete sie eine Flotte von 60 Galeeren aus, welche theils die Colonien besuchten, theils im Eingange des Golfs kreuzten, Barbarossa und Doria, die Admirale der beiden Kaiser auf gleichem Fuße behandelten, und ihnen den Kampf anboten, wenn einer oder der andere ins adriatische Meer

vordringen wollte. Diese Maßregeln bewahrten der Republik geraume Zeit hindurch die Achtung der kriegführenden Mächte. Mit derselben Sorgfalt arbeiteten sie bei Soliman an der Erhaltung ihres egyptischen Handels, für welchen sie geschickt neue Vortheile und Freiheiten zu erhalten wußten. Es lag den Türken wie den Venetianern daran, den Portugiesen den Verkehr mit Asien abzuschneiden. Dem Herzoge von Mailand, der dem deutschen Kaiser noch eine beträchtliche Summe schuldig war, gaben sie Vorschüsse in Salz, um von dem Verkaufe desselben seine Verbindlichkeit zu lösen, auf deren Grund Karl das Schloß von Mailand und Como besetzt hielt. Diese zuvorkommende Unterstützung befreite die gesammte Lombardei von fremden Truppen.

Während die Klugheit der Regierung alle Hindernisse wegzuschaffen suchte, die sich dem Wohle des Staats entgegenstellten, starb Franz Sforza II. ohne Nachkommenschaft; ein Ereigniß, das den mit so großen Anstrengungen und mit so vielem Blute erkauften Frieden Italiens von neuem zu stören drohte. Franz I. verlangte die Belehnung mit Mailand, und da Karl V. nur ausweichende Antworten ertheilte, so sandte er Truppen nach Italien. Die Venetianer, welche Karl aufforderte, den Friedensstand Italiens aufrecht zu erhalten, zu dessen Behauptung sie sich gegen jeden Eingriff verpflichtet hatten, thaten nichts weiter, als daß sie 6000 Mann unter die Waffen stellten, die sie noch obendrein in Unthätigkeit zu erhalten suchten.

Das Gerücht von den Rüstungen der Türken durchlief damals Europa. Es hieß, daß eine Flotte von 100 Segeln auslaufen solle, die auch Bela-

gerungsgeschütz mit sich führen werde; nur wußte man nicht, welchem Theile von Europa diese kriegerischen Vorbereitungen galten. Karl V. versammelte ein Heer in Neapel und alle Galeeren Spaniens, Genua's, Siciliens und Malta's vereinigten sich unter dem Befehle Andreas Doria's. Die Venetianer, die weder mit der einen noch der andern Macht in offenen Feindseligkeiten lebten, verstärkten ihre Flotte bis auf 100 Galeeren, und hoben 8000 Mann aus zur Vermehrung der Besatzungen in den Colonien. Diese Anstrengungen kosteten schwere Ausgaben, und nöthigten zu außerordentlichen Maßregeln. Man vergab einige Würden käuflich, und ernannte drei neue Procuratoren von St. Markus, jeden für den Preis von 12000 Ducaten; eine Art von öffentlicher Versteigerung der zweiten Staatswürde, welche die Verlegenheit der Regierung sattsam bewies. Die venetianische Flotte trennte sich in zwei Abtheilungen, die eine unter den Befehlen Hieronymus Pesaro's, des Oberanführers zur See, bestehend aus 54 Galeeren und einigen bewaffneten Fahrzeugen, kreuzte vor Corfu. Die andere, welche dem Capitain des Golfs, Johann Vitturi beigegeben war, zählte 46 Galeeren und 6 Schiffe. Sie befand sich anfänglich mit der ersten auf demselben Punkte, ging aber später nach Dalmatien ab, zur Deckung der dortigen Küsten. Diese Absonderung der Seemacht war, wie der Erfolg lehrte, ein Fehler. Die Regierung schien es zu fühlen, denn sie ertheilte dem Oberanführer den Auftrag, sich mit dem Capitain des Golfs zu vereinigen, wenn er es nöthig fände, ingleichen mit der Flotte des Kaisers, sobald es der Drang der Umstände gebieten würde. So stand es um Ve-

nedigs Verfügungen zur See, als eine gewaltige Flotte der Türken im Frühlinge 1537 auf der Höhe von Zante erschien.

Franz I. wählte diesen Augenblick, um die Republik für sich zu gewinnen; er verschwendete an dieselbe eben so glänzende als schwer auszuführende Versprechen, und drohte ihr widrigenfalls einen Bruch mit den Türken an. Die Venetianer antworteten, daß sie gesonnen wären, eine tiefe Neutralität zu behaupten, und kleideten ihre Weigerung in Ausdrücke einer ehrfurchtsvollen Ergebenheit.

Nachdem die türkische Flotte die Gegenden von Zante verlassen hatte, wandte sie sich gegen Norden, und erschien vor Corfu. Das Heer des Großherrn lagerte sich an der Küste von Albanien bei Valona, das heißt, einige Meilen über Corfu, wo die Küsten von Italien und Griechenland näherungsweise den Eingang zum Golf von Venedig bilden. Von hier ließ Soliman seine Truppen auf die gegenüberliegende Küste setzen, um die apulischen Plätze anzugreifen; 80 seiner Galeeren standen im Meerbusen von Tarent. Zwischen den Türken und Venetianern entstanden Berührungen, die von mehrern Irrungen und Mißverständnissen geleitet, einen offenen Bruch herbeiführten. Die bestürzten Venetianer suchten den beleidigten Stolz Solimans vergeblich durch strenge Bestrafung derjenigen Capitaine zu beschwichtigen, über welche sich derselbe vorzüglich zu beschweren hatte; er verlegte nichts destoweniger sein Lager nach Butrinto, etwas nördlicher über Corfu; seine Flotte begab sich nach der Küste der Insel und landete daselbst 5000 Mann und 30 Kanonen. Der Senat befahl dem Oberanführer, alle seine Streitkräfte zu versammeln, sich mit der

kaiserlichen Flotte zu vereinigen, zu welcher schon die Galeeren des Papstes und der Maltheser gestoßen waren, um dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Doria unterstützte diese Unternehmung so wenig, daß er nach Neapel und späterhin nach Genua zurückging, unbewegt von den inständigen Aufforderungen der Generale und der schriftlichen Bitte des Papstes. Die durch einige Galeeren verstärkte Flotte der Venetianer wollte eben einen entscheidenden Schlag versuchen, als sie mit Erstaunen die Nachricht von dem Zurückschiffen der Türken vernahmen. Dieser Wechsel war eine Folge der Eifersucht zwischen dem Admiral Barbarossa und dem Großvesir, welcher Letztere durch das Gewicht seiner Gegenvorstellungen den Sultan zum Abzuge von Corfu bestimmt hatte. Wie die christlichen Admirale durch ihre Spannung die Gelegenheit zu einer Schlacht versäumt hatten, so ging die Belagerung von Corfu durch die Entzweiung Barbarossa's und des Großvesirs zurück. Barbarossa ließ seine Erbitterung an den Inseln der Venetianer im Archipel aus, er plünderte dieselben unbarmherzig, und riß dadurch die Republik zu aufrührerischen Feindseligkeiten auf der dalmatischen Küste hin. Der Rückzug der Türken kündigte die Möglichkeit einer Aussöhnung an.

Der Winter von 1537 bis 38 verging unter Berathschlagungen, oder vielmehr unter Bedenklichkeiten über die zu ergreifende Partei. Der Großvesir wiederholte die Zusicherungen des Friedens, für den Fall, daß man einen Gesandten abschicken wollte. Der König von Frankreich lag der Republik an, nicht länger Karl V. Hülfe zu leisten, dessen Macht schon so furchtbar sey, und der seine Ehrsucht nicht

mehr verhehle. Dagegen erklärten Karl und der Papst, daß es um die Sache der Christenheit geschehen sey, wenn dem wachsenden Strome der türkischen Macht nicht Einhalt gethan würde. In Europa herrschte damals Friede, denn der Krieg zwischen dem Kaiser und dem Könige Franz I. war durch einen Waffenstillstand aufgehoben worden.

Von einer Seite bot die Pforte die Hand zur Einstellung des Kampfes ohne Opfer zu fordern. Von der andern Seite wollte man zu einem Kriege schreiten, dessen Loos ungewiß war, und der, selbst im Falle des Glücks die Gewalt Karls V. vergrößert haben würde. Brachte man die Frage auf diese einfachen Ausdrücke zurück, so konnte sie nicht zweifelhaft seyn; allein dem Kaiser das gewünschte Bündniß abzuschlagen und Hoffnung auf die Türken zu bauen war gefährlich. Diejenigen, welche muthige Festigkeit für das einzige Mittel hielten, mit der Pforte einen sichern Frieden zu schließen, sprachen im Senat mit solchem Nachdruck, daß ihre ruheliebenden Gegner sich darauf beschränkten, die Bevollmächtigung eines Gesandten zu verlangen, nicht etwa um wegen des vermeinten Unrechts der Republik Ersatz anzubieten, sondern um zu erklären, daß Venedig nie mit der Pforte habe brechen wollen; daß die Ereignisse, über die man klage, zu bestimmt Mißgriffe des Zufalls seyen, als daß der Sultan nach seiner Billigkeit davon den Grund zu einem Kriege hernehmen werde; und daß man der Freilassung der venetianischen Kaufleute und der Einsetzung derselben in ihre frühern Rechte hoffend entgegen sehe. Diese vernünftige Ansicht wurde lange hin und her durchsprochen und endlich blos mit einer Mehrheit von zwei Stimmen ver-

worfen. Die Beseitigung dieses Vorschlags machte eine andere Entscheidung nothwendig. Der Kaiser und der Papst trugen auf ein Bündniß an, zufolge dessen die drei Mächte die Kriegskosten gemeinschaftlich tragen und ihre Streitmittel unter einem und demselben Anführer versammeln sollten. Die Schwierigkeit, sich deshalb zu verständigen, begünstigte die Venetianer in ihrem Zögerungssysteme. Endlich kam man dahin überein, Doria den Oberbefehl über die gesammte Seemacht aufzutragen, die Landungstruppen unter die Befehle des Generals der Republik zu stellen, wozu der Herzog von Urbino ausersehen war. Zu den Kriegskosten sollte Karl die Hälfte, der Papst ein Sechstheil und Venedig ein Drittheil beitragen. Diese Verfügungen waren ihrem Abschlusse nahe, als man von Konstantinopel aus eine Antwort Venedigs auf die Friedenseröffnungen des Großvesirs forderte. Im Senate erhoben sich neue Erörterungen; Markus Antonius Cornaro sprach im Sinne des Krieges, Franz Foscari stimmte für den Frieden; seine Rede brachte einen mächtigen Eindruck hervor; am meisten natürlich bei denjenigen, die eine gleiche Denkart in die Versammlung mitgebracht hatten. Als man zum Abschlusse schritt, so fehlte es entweder aus Zufall oder auf Antrieb der Kriegspartei an der erforderlichen Zahl der Stimmenden; so blieb es also bei der frühern Entscheidung, die nur mit einem Uebergewichte von zwei Stimmen durchgegangen war. Bald nachher stellte man dem Gesandten der Republik bei dem apostolischen Stuhle Vollmachten zu, um ein Bündniß abzuschließen. Die Regierung, ungewiß über Krieg und Frieden, hatte die nothwendigen Vorbereitungen getroffen. Corfu,

Cephalonia, Zante, Candia, Malvasia, Napoli di Romania erhielten Verstärkungen; nach Dalmatien und Friaul gingen Truppen ab, 25 Galeeren nach Candia, vier nach Morea, einige blieben im Golfe von Venedig, und Hieronymus Pesaro mußte den bisherigen Oberbefehl an Vincenz Capello abgeben, einem Greise von 73 Jahren, der aber alles Feuer der Jugend mit der Reife des Alters vereinigte. Die Flotte bestand aus 50 Galeeren, 31 andere wurden in der Hauptstadt ausgerüstet.

Der Papst, der Kaiser und die Republik unterzeichneten das Bündniß; man begriff in dasselbe auch den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, den römischen König. Die Vereinigung besagte Schutz und Vertheidigung gegen die Türken. Die Flotte sollte auf 200 Galeeren und auf 100 andere Schiffe hinangebracht werden. Zu den 200 festgesetzten Galeeren sollte der Kaiser 82 und Venedig 118 stellen, davon 82 für eigene Rechnung und 36 gegen Vergütung von Seiten des Papstes. Der Kaiser wollte außerdem noch die besagten 100 bewaffneten Fahrzeuge hergeben. Andreas Doria wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Das Heer sollte 4500 Pferde und 50000 Mann Fußvolk zählen, unter diesen 20000 Italiener, eben so viele Deutsche und 10000 Spanier. Alle diese Streitkräfte wollte man den 15. März 1538 zum Aufbruch bereit halten. Die Beiträge zu den Kosten des Krieges waren von den Verbündeten nach einem bestimmten Maßstabe angesetzt worden. Man rechnete so sicher auf den glücklichen Erfolg der vereinigten Waffen, oder man gab diese Gewißheit wenigstens vor, daß man im Voraus die vermeinten unausbleiblichen Eroberungen vertheilte und

zwar an den Kaiser den ehemaligen Zubehör des griechischen Reichs, der niemals Venedig gehört hatte, an die Republik den Inbegriff ihrer alten Besitzungen auf den Inseln und an den Küsten des Archipels, ferner die Städte Valona und Castelnuovo in Dalmatien, an die Maltheserritter die Insel Rhodus, von welcher Soliman dieselben vertrieben hatte, endlich an den Papst einige Landtheile, die seinem Interesse angemessen waren.

Kaum war das Bündniß geschlossen, als sich ein Haupthinderniß dagegen erhob, der Mangel an den erforderlichen Geldsummen. Der Papst verweigerte die schon lange nachgesuchte Erlaubniß, den Zehnten von den Gütern der Geistlichen zu erheben. Er schlug vor, diese Abgabe, welche fünf Jahre dauern sollte, in einen Verkauf der päpstlichen Güter zu verwandeln, und damit bis zu einer Million Ducaten fortzufahren, unterließ aber nichts, um das eine oder andere Versprechen zu umgehen. Im Senat war man darüber einig, daß die Geistlichkeit zu den Lasten des Staats beitragen müsse, und daß es schimpflich sey, zur Besteurung derselben die Ermächtigung eines fremden Fürsten nöthig zu haben. Die Regierung wollte indessen für jetzt den Papst schonen, und ließ daher die Forderung des Zehnten fallen. Auch der Vorschlag eines Verkaufs der Gemeingüter, die in den Provinzen des italienischen Festlandes sehr beträchtliche Hülfsmittel darboten, wurde verworfen aus Rücksicht auf die Landbewohner, die der Republik im letzten Kriege die größte Ergebenheit bewiesen hatten. In dieser Verlegenheit sah man sich gezwungen, die hart angezogenen Güter der Privatpersonen noch mehr zu belasten. Die Eintreibung der verfügten Ab-

gabe fand so viele Schwierigkeiten, daß sehr strenge Maßregeln gegen die Schuldner nothwendig wurden. Der Rath der Zehn, der sich gern in alle Angelegenheiten einmischte, fiel auf den Gedanken, den jungen Patriziern für Geld die Erlaubniß zu gewähren, den Sitzungen des großen Raths vor dem gesetzlich bestimmten Alter von 25 Jahren beiwohnen zu dürfen. Da alle diese Quellen noch unzulänglich blieben, so eröffnete man für Lebenszeit ein Anleihen, wovon die Interessen 14 vom Hundert betrugen.

Vermöge aller dieser Opfer rüstete man eine starke Flotte aus, die gegen Corfu, den Sammelplatz der Verbündeten, unter Segel ging. Die Türken hatten schon mehrere kleine Plätze der Venetianer im Archipel besetzt, sie bedrohten Candia, belagerten Napoli di Romania und Malvasia in Morea und unternahmen Streifereien im Dalmatischen. Der Papst gab mit feinem Gefühl den Befehl über die Schiffe, welche die Republik auf seine Kosten stellte, einem Venetianer, Markus Grimani, dem Patriarchen von Aquileja. Die kaiserliche Flotte blieb noch immer aus. 30 Galeeren sollten versprochenermaßen von Messina kommen, 50 aus den verschiedenen Häfen Spaniens, und außerdem 32 unter Doria aus Barcellona. Den Klagen der Venetianer über diese Zögerungen antworteten die Spanier durch Erschwerung der Zufuhr von Lebensmitteln aus Apulien.

Endlich kam die erste der so sehnlich erwarteten Escadren an. Die Venetianer wollten sogleich ans Werk des Krieges gehen, die Verbündeten dagegen vor Ankunft des Oberanführers und der Vereinigung der gesammten Flotte jede Feindseligkeit

vermeiden. 50 andere Galeeren waren in Sicilien angelangt, erwarteten aber dort die aus Spanien kommenden Truppen. Endlich lief Doria in Messina ein, verharrte dort einige Zeit, und erschien erst den 7. September auf der Rhede von Corfu, sechs Monate später, als die Verabredung besagte, nachdem die Türken den Feldzug schon geraume Zeit eröffnet hatten.

Durch Vermittelung des Papstes, der den Waffenstillstand zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich gern in einen Friedensschluß verwandelt hätte, war jener zu Nizza neuerdings zwischen den beiden Monarchen auf 10 Jahre verlängert worden.

Die Türken griffen, wie gesagt, die Colonien der Republik von allen Seiten an. Barbarossa warf sich mit seinen plündernden Horden auf die Küsten Candia's, wo sie jedoch von den Milizen der Insel mit beträchtlichem Verluste zurückgetrieben wurden. In Dalmatien behaupteten die Türken ein solches Uebergewicht, daß man sich mit dem Vorschlage beschäftigte, ihnen das ganze Land preiszugeben, und alle venetianische Truppen in Zara zu versammeln, um wenigstens die Hauptstadt zu erhalten. Ehe man zu diesem Aeußersten schritt, erhob sich die Republik für die Vertheidigung dieser Provinz zu ruhmwürdigen Anstrengungen. Unter Anführung zahlreicher Patrizier sandte man 1500 Pferde und 12000 Mann Fußvolk dahin ab; mit patriotischer Beredtsamkeit rief der alte Doge Gritti dem Adel zu: Macht euch auf, die Gefahren eurer Unterthanen zu theilen, wenn ihr wollt, daß sie euch als ihre Beschützer ansehen sollen. Diese Verstärkungen, und der Zug der Türken gegen Un-

garn befreiten Dalmatien von der Gegenwart des Feindes.

So verstrichen die ersten Tage des Feldzugs. Die vereinigte Flotte stand unbeweglich in der Rhede von Corfu; die türkische hatte sich im Meerbusen von Larta aufgestellt, den die genannte Insel und St. Maura bilden. Den Eingang des engen Golfs vertheidigte ein Schloß, das auf dem berühmten Vorgebirge Actium liegt. In der Absicht, dieses Schloß zu nehmen, verließen die Verbündeten ihre Stellung. Der Patriarch Grimani befehligte das vordere, Doria das mittlere, und der General der Venetianer das hintere Treffen. Als sie die Höhe von St. Maura erreichten, nahmen sie die feindliche Flotte wahr, die den Golf von Larta verlassen hatte, und ihnen folgte. Plötzlich wandte man die Schiffe, und das hintere Treffen war nun das erste, welches dem Feind entgegenging. Wiewohl die beiden Flotten ungefähr gleich stark waren, so wich Barbarossa dennoch dem Kampfe aus, und bewegte sich mit seinen Schiffen langsam gegen den Golf zurück. Capello holte sie ein, richtete ein lebhaftes Kanonenfeuer gegen sie, und brachte dadurch unter denselben eine Verwirrung hervor, welche das Gedräng am Eingange des Busens noch vermehrte. Jetzt rückte auch die Hauptmacht der Verbündeten an; hätte sie geschlagen, so wäre ein Theil der türkischen Macht erdrückt worden, und in die Gewalt der Christen gefallen, aber anstatt Theil zu nehmen an dem Gefecht gab Doria das Zeichen zum Rückzuge. Die Capitaine der Republik, außer sich vor Erstaunen, gehorchten knirschend.

Einige Tage nachher, am 28. September, nahm man nochmals die Richtung gegen den Eingang

des Golfs; der Feind war außerhalb desselben in Schlachtordnung aufgestellt, weil man sich demselben des schwachen Windes wegen nur langsam hatte nähern können. Doria rieth den Angriff ab. Capello und Grimani erklärten einen kampflosen Rückzug für schmachvoll. Der Oberanführer stellte sich nun, als wäre er von ihrer Meinung überzeugt, und nahm die Eröffnung des Treffens auf sich. Er suchte die Türken durch seine Bewegungen ins Weite zu locken, während umgekehrt die Schlachtlinie Barbarossa's sich an die Küste lehnte.

Der venetianische Admiral eilte hierauf der Galeere Doria's mit dem Zurufe entgegen: wir verlieren eine kostbare Zeit, der Feind vermeidet uns, man gebe mir den Befehl, den Kampf zu beginnen! Die gesammte Mannschaft stimmte in diesen Wunsch ein. Man näherte sich dem Feinde unter einer lebhaften Kanonade. Die wohlgeordneten Türken standen unzugänglich. Doria befahl eine rückgängige Bewegung. Barbarossa drängte ihnen nach, erreichte vier weniger bewegliche Galeeren, und nahm sie trotz ihres tapfern Widerstandes weg; es waren zwei spanische, eine venetianische und eine päpstliche. Zwei andere venetianische Galeeren wurden in Brand gesteckt und flogen in die Luft. Ein so klägliches Ergebniß nach so schönen Hoffnungen erfüllte das ganze Heer mit Unwillen gegen Doria, besonders als der durch seinen Sieg aufgeblähte Barbarossa unter den Augen der Verbündeten trotzend auf der Rhede von Corfu erschien. Doria galt für den tüchtigsten Seemann seiner Zeit; seine Unthätigkeit läßt sich nur erklären, wenn man annimmt, daß er darin höhern Befehlen nachgab. Dies erhellt unter andern auch daraus, daß er

gegen die Meinung Capello's, der mit der Flotte in den Archipel eindringen wollte, sie tief in den venetianischen Golf hineinführte, zur Belagerung eines und des andern Platzes an der Küste Albaniens. Man fügte sich seinem Willen und erschien vor Castel Nuovo. Die Venetianer erstiegen die Mauer dieser Festung, und öffneten den Spaniern die Thore derselben. Die Stadt wurde mit Feuer und Schwert verwüstet.

Die Elemente leisteten den Verbündeten bessere Dienste als ihr unzuverlässiger Anführer in den Banden des kaiserlichen Machtgebots. Ein Sturm zerstreute Barbarossa's Flotte, und zertrümmerte 30 seiner Galeeren an der Küste. Die übrigen flüchteten nach Valona. Die Venetianer verlangten mit Geschrei den Befehl zu ihrer Zerstörung. Doria wandte ein, die Mannschaft sey bis aufs Aeußerste erschöpft, die Jahreszeit zu weit vorgerückt, und zuletzt erklärte er, daß er bereit sey, die kaiserliche Flotte nach Sicilien zurückzuführen. Die Theilung der Seemacht war sicherlich ein Fehler, eben so der Abzug von Corfu, das eine sichere Zuflucht bot, und einen bequemen Punkt zur Beobachtung der Feinde. Nichts konnte Doria zurückhalten. Bei seiner Entfernung wollte er den Venetianern Castel Nuovo nicht zurückgeben, wiewohl die Eroberung desselben größtentheils ihr Werk gewesen war, und es ihnen nach den Grundlagen des Vertrags gebührte. Er legte eine spanische Besatzung hinein, wie in einige andere Festungen der Küste, und ließ die Venetianer allein vor Corfu zurück, die sich nun vollständig davon überzeugten, daß der Kaiser nur Bundesgenossen gesucht habe, um seine eigenen Kräfte zu schonen, und durch Entwickelung

einer größern Macht seinen Unterhandlungen mit den Türken günstigern Nachdruck zu geben.

Unter solchen Umständen knüpfte der Senat in Konstantinopel das Geschäft der Vergleichung an, um einen allgemeinen Waffenstillstand oder erforderlichen Falles einen besondern Frieden zwischen der Republik und der Pforte abzuschließen. Die ersten Schritte that auf diesem Wege der natürliche Sohn des Dogen, der das Vertrauen der türkischen Minister und selbst des Sultans genoß. Er brachte jedoch bei seiner Rückkehr, im Anfange Aprils 1539, nur unbefriedigende Nachrichten mit, und blos einen Waffenstillstand von 3 Monaten; denn in Konstantinopel herrschte eine tiefe Erbitterung gegen Venedig. Gritti's Sohn erhielt bei der zweiten Gesandtschaftsreise die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum Monat September. Er war noch nicht abgelaufen, als Barbarossa mit 150 Segeln im Golf zur Belagerung von Castel Nuovo erschien. Der erschrockene Befehlshaber dieses Platzes wollte ihn zur Verfügung der Venetianer stellen; sie schlugen das Anerbieten klüglich aus, um die Türken nicht von neuem zu reizen. Barbarossa nahm Castel Nuovo mit Sturm, und ließ die spanische Besatzung über die Klinge springen. Bis dahin hatten die Venetianer kein Recht sich zu beklagen. Eine andere Wendung der Dinge trat ein, als Barbarossa den venetianischen Gouverneur, Matthias Bembo aufforderte, Cattaro zu übergeben. Dieser stützte sich mit so gründlicher Einrede auf den bestehenden Waffenstillstand, und trieb die Angriffe der Türken mit einer solchen Entschiedenheit zurück, daß sie ihrer Unternehmung entsagten.

Unterdeß war ein Gesandter als Unterhändler in

Konstantinopel angelangt. Die anfänglichen Forderungen der türkischen Minister waren ausschweifend. Die Republik sollte die Kriegskosten bezahlen und alle ihre Besitzungen im Archipel, ferner Malvasia und Napoli di Romania in Morea, und Albanien bis auf Castel Nuovo abtreten. Der Bevollmächtigte eilte voller Unruhe nach Venedig zurück, um andere Verhaltungsmaßregeln zu empfangen. Er fand den Senat mehr als je zum Frieden geneigt. Man hatte so eben erfahren, daß Karl V. Frankreich durchzog, und mit dem Könige Zusammenkünfte hielt, und daß beide Monarchen mit weitaussehenden und neuen Entwürfen umgingen. Dieß alles bekräftigte das Mißtrauen der Venetianer; nur gab es weder Ehre noch Sicherheit dabei, den Frieden mit den Türken durch so unmäßige Opfer zu erkaufen oder vielmehr zu erbetteln. Glücklicherweise traf Kunde ein, daß die Türken einen Theil ihrer Ansprüche aufgeben wollten; man ermächtigte den Gesandten, die Sache auf den vorherigen Friedensfuß zurückzubringen, gegen das Anerbieten eines Tributs von 6000 Ducaten für Malvasia und Napoli di Romania, und gegen eine Summe von 300000 Dukaten zur gesammten Entschädigung für die verlangten Kriegskosten. Dahin ging die Weisung des Senats an den Gesandten. Wahrscheinlich wäre es ungeachtet dieser vortheilhaften Anträge nicht zum Frieden gekommen, hätte nicht in der Republik eine Gewalt vorgeherrscht, die ihren gebieterischen Einfluß auf alle wichtige Angelegenheiten ausdehnte. Der Rath der Zehn gab dem Gesandten ohne Vorwissen der Regierung unbeschränktere Vollmachten, die selbst den Abtritt der Städte Malvasia und Napoli di Romania mit

einbegriffen. Mit diesem doppelten Bescheide ging der Gesandte nach Konstantinopel ab, und gewann den Divan für die Anträge der Decemvirn; die Republik zahlte (1540) 300000 Ducaten und verzichtete auf Malvasia, Napoli di Romania und einige Eroberungen der Türken während des letzten Kriegs, unter denen die Schlösser Nadin und Laurana an der Küste Dalmatiens die beträchtlichsten waren. Der Friede kostete der Republik ferner alle die kleinen Inseln, deren sich der Feind seit dem ersten Feldzuge im Archipel bemächtigt hatte.

Es war dem Dogen Gritti nicht beschieden, bei seinen langen und mannichfaltigen Verdiensten um den Staat, auch noch den erwähnten Frieden abzuschließen, der, wenn er nicht rühmlich war, doch nicht selten schwer auf der Republik lastete und sie aus einer großen Gefahr zog. Er war einige Monate vorher an Altersschwäche gestorben; sein Nachfolger war Peter Lando.

Die Bedingungen der Versöhnung mit den Türken mußten in hohem Grade das Erstaunen wecken, weil man wußte, daß der Senat sich für geringere Zugeständnisse entschieden hatte. Man fing an über den Unterhändler zu murren, und klagte ihn an, seine Vollmachten überschritten zu haben. Der Rath der Zehn legte Jedermann durch die Erklärung Stillschweigen auf, daß der Gesandte nur seinen Auftrag erfüllt habe. Auf diese Weise stellte das in seinen politischen Grundsätzen getheilte Venedig einen Staat im Staate dar, und wenn dieser Gegensatz der Gesinnungen auch jetzt nicht besonders bittre Früchte trug, so blieb er doch immer das Zeichen einer tiefen Desorganisation.

Aufgeklärt durch die Erfahrung sahen die Venetianer ein, daß ihr Vortheil erheische, den Frieden mit den Türken so lang als möglich zu erhalten. Dieses Bestreben gelang ihnen für die nächsten dreißig Jahre. In der Ueberzeugung, daß sie zu schwach seyen, um sich zwischen die größern Mächte zu werfen, und das Gleichgewicht zwischen denselben zu erhalten, blieben sie ruhige Zuschauer des Streites zwischen Karl V. und dem Könige von Frankreich Franz I.

Die Festung Marano in Friaul, welche den Kaiser nach dem Bündnisse von Cambray verblieben, und jetzt durch Erbschaft an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich gekommen war, wurde um diese Zeit vermittelst günstiger Einverständnisse von einem florentinischen Abenteurer an der Spitze eines zusammengerafften Haufens eingenommen. Um diesen Gewaltstreich zu beschönigen, pflanzte derselbe die Fahne des französischen Königs auf. Der Erzherzog warf den Venetianern vor, daß sie der Unternehmung nicht fremd geblieben seyen; als sie sich deshalb rechtfertigen wollten, forderte er sie auf, ihm bei der Wiedereroberung des Platzes zu helfen; von einer andern Seite suchte sie der König von Frankreich für seine Sache zu gewinnen. Die gegenwärtigen Besitzer der Festung, denen eine Belagerung drohte, wollten Marano, wie sie erklärten, lieber den Türken als den Oesterreichern überliefern. Die besorgte Republik konnte der Pforte unmöglich erlauben, ihre Macht bis in eine so gefährliche Nähe zu schieben, sie kaufte deshalb für 35000 Ducaten Marano denjenigen ab, denen es keineswegs rechtlich gehörte; eine Ungebühr, die sie bei dem Erzherzoge von Oester-

reich bestens zu entschuldigen suchten, der im heftigen Gedränge mit den Türken für jetzt keine weitere Genugthuung verlangte.

Nachdem Karl V. den König von Frankreich hintergangen und geschlagen hatte, rückte er mit dem Vorhaben heraus, Mailand für sich selbst zu behalten. Dieser Monarch zog hin und her, über die Meere und durch Europa, bald zum Angriffe der Barbaresken, bald zum Widerstande gegen die Fortschritte der Türken, bald zur Bekämpfung des halben Deutschlands, welches mit den Waffen in der Hand die Lehren Luthers vertheidigte. Er belagerte Metz, versammelte das Concilium von Trient, und durch Beschwerden, Anstrengungen und Unfälle, besonders in der letztern Zeit, unwiderstehlich zum Bedürfniß einer melancholischen Einsamkeit hingetrieben, entsagte er freiwillig einer Gewalt, über die er so eifersüchtig gewacht hatte, und zog sich satt des Lebens und der irdischen Dinge in ein Kloster zurück.

Frankreich nährte gegen Italien neue Eroberungsentwürfe. Die Türken verwüsteten den mittäglichen Theil desselben. Die Päpste beunruhigten es von andern Seiten für ihr Familieninteresse. Die Venetianer, wechselsweise umworben von mächtigen Nebenbuhlern, hüteten sich gleichmäßig vor trügerischem Vertrauen und überspannten Besorgnissen. Sie waren so weit entfernt, an den obwaltenden Streitigkeiten Theil zu nehmen, selbst an denen, welche die Religion betrafen, und die wüthende Plage des Jahrhunderts ausmachten, daß sie nicht einmal ihr Gebiet zum Sitze des Concilii hergeben wollten, das damals in den Angelegenheiten des Protestantismus zusammenberu-

sen wurde und das unter dem Namen des Trienter einen so berühmten Namen erhalten hat.

In diesem langen Zeitraume der Ruhe bietet die Geschichte Venedigs der Aufmerksamkeit der Nachwelt nichts von Bedeutung dar. Peter Lando, der den Frieden mit den Türken unterzeichnet hatte, war 1545 gestorben. Franz Donato sein Nachfolger sah während seiner achtjährigen Regierung die Künste um sich blühen, und wurde 1553 von Franz Markus Antonius Trevisani ersetzt, der die Herrschaft nur ein Jahr besaß, und dessen Leben, wie man sagt, die strengen Bußübungen abkürzten. Franz Veniero, der nachherige Doge, starb zwei Jahre nach seinem Vorgänger. Unter Lorenz Priuli, dessen Wahl in das Jahr 1556 fällt, suchten den Staat zwei Geißeln heim, die Pest und eine Hungersnoth. Die Rückkehr des letztern Drangsals rief eine wichtige Verordnung hervor, zufolge deren alle Ländereien urbar gemacht wurden, deren Anbau bisher aus Mangel an Arbeitern gerastet hatte. Viele waren noch von den Ueberschwemmungen bedeckt, welche die nothwendige Vertheidigung des Staats erfordert hatte. Man trieb die Gewässer, welche die Ebene einnahmen, zum Abflusse gegen die Mündungen der Etsch. Das war eine ruhmwürdige Art Eroberungen zu gründen; die schönsten derselben hat jede Macht in ihrem eigenen Schooße.

Der Friede von Cateau-Cambresis 1559 beruhigte endlich Europa, indem er das deutsche Reich, Frankreich, England, Spanien aussöhnte, und über so viele eifersüchtige Bestrebungen entschied, die während eines halben Jahrhunderts Italien mit Blut überströmt hatten. Genua's Freiheit wurde anerkannt, das Herzogthum Mailand und das Kö-

nigreich Neapel verblieben Philipp II. dem Könige von Spanien, dem Sohne Karls V.

In demselben Jahre starb der Doge Lorenz Priuli, der seinen Bruder Hieronymus Priuli zum Nachfolger erhielt.

Die zahlreichen Bücherverbote des Trientiner Conciliums und der Päpste führten um diese Zeit in Venedig Preßgesetze herbei, welche die Verhältnisse der weltlichen und geistlichen Macht näher bestimmen sollten. Begünstigung der Freiheit lag nicht im Charakter der Regierung und noch weniger in der Natur des strengen Tribunals, dem diese literarische Polizei zugewiesen war. Die Presse unterlag einer überaus wachsamen Censur; daher kommt es, daß Venedig keinen Geschichtschreiber hervorgebracht hat, dessen Lobsprüche unverdächtig sind; und daß die Republik von fremden Schriftstellern oft überstreng beurtheilt worden ist. Jetzt wurden auch die Gesetze gegen den übermäßigen Aufwand von neuem eingeschärft. Die Mißbräuche des Spiels erforderten ebenfalls bestimmte Einschränkungen. Sie betrafen die erlaubten Spiele, die zulässige Zahl der Theilnehmer, den Ort, die Zeit, die Summe. Man beschränkte sich nicht blos auf die Fürsorge für Ordnung, Sicherheit und Ueberfluß, man arbeitete auch an der Befestigung der Gränzen. Bergamo, Udine waren in den vorhergehenden Kriegen mehrmals genommen worden; die Regierung führte gegenwärtig um diese Plätze beträchtliche Werke auf, die den Besitz dieser zwei vorliegenden Punkte sicherten. Die Künste, damals der Stolz Italiens, verschönerten fortwährend die Hauptstadt. Der Florentiner, Jakob Sansovino, führte daselbst die kolossalen Statuen des Neptuns und Mars aus, und der Pinsel des Tizian,

Tintoret und Paul Veroneſe ſchmückte mit landesgemäßen Mahlereien Tempel und Paläſte, welche die Hand des Scamozzi oder Palladio erhoben hatte. Die Wohlthaten des anhaltenden Friedens trübte ein furchtbares Erdbeben, welches die Stadt Cattaro in Albanien von Grund aus zerſtörte und zwei Drittel der Einwohner hinraffte; auch viele Fremde, welche die dortige Meſſe beſucht hatten, kamen dabei um. Die Spuren dieſes Unglücks tilgte die Thätigkeit der Regierung ſchnell hinweg. Cattaro wurde wieder aufgebaut, und das Arſenal nebſt mehreren alten Gebäuden Venedigs ausgebeſſert.

Der Doge Hieronymus Priuli, der bis 1557 regierte, bekam Peter Loredan zu ſeinem Nachfolger.

Venedig lebte nicht nur in Frieden mit der geſammten Chriſtenheit, ſondern es ließen ſich auch nicht einmal in der Ferne Urſachen entdecken, die einen bevorſtehenden Bruch ankündigten. Von Zeit zu Zeit erhoben ſich zwar Streitigkeiten zwiſchen der Republik und dem römiſchen Hofe, aber dieſes vorübergehende Gewölk brachte keinen Sturm mit. Der damalige Papſt Pius IV., der gleich ſeinen Vorgängern die geiſtlichen Stellen mit voller Eigenmacht, ohne Zuziehung der weltlichen Obrigkeit, vergeben wollte, ernannte Markus Antonius Amulio, den venetianiſchen Geſandten beim apoſtoliſchen Stuhle, zum Biſchof von Verona. Ein ſolcher Gnadenerweis war ſchlechthin nach den weiſen Grundſätzen der Regierung verboten; ſie rief demnach Amulio trotz der päpſtlichen Einſprüche zurück. Dieſer gehorchte und durfte dann erſt wieder auf ſeinen Poſten abgehen, als man Gewißheit hatte über ſeine Nichtannahme des Bisthums, zu deſſen

Uebernahme der Staat einen seiner Unterthanen vorschlug. Einige Zeit nachher erhob der Papst denselben Amulio zur Cardinalswürde, die sich dieser aus Schwachheit gefallen ließ. Man entzog ihm hierauf seine Vollmachten, und da man ihm sonst nicht beikommen konnte, so wurden mehrere seiner Verwandten aus dem Senate gestoßen. Der Papst wollte diese Angelegenheit durch seine Dazwischenkunft schlichten, erhielt aber den berühmten Wahlspruch zur Antwort: Um immer frei zu bleiben werden wir jederzeit die Sklaven unserer Gesetze seyn. So nahmen die Venetianer nach Beendigung des trientinischen Concils zwar alle Entscheidungen desselben an, in Beziehung auf Sätze des Glaubens, wiesen aber alle Bestimmungen zurück in Sachen der Disciplin, weil sie dieselben für eine Beeinträchtigung ihrer Obergewalt hielten. Mit gleicher Festigkeit verwarfen sie eine Bulle des fünften Pius, welche die wesentlichen Eingriffe der päpstlichen Macht in die Rechte der weltlichen gesetzlich bekräftigen wollte. Diese ohnmächtigen Reibungen blieben sonach ohne ernsthafte Folgen.

Die vier großen christlichen Mächte wurden damals schwer von einer innern Krankheit heimgesucht, die ihnen das Erobern unmöglich machte. Sie litten sämmtlich an dem Uebel bürgerlicher Zwietracht, die in der Gestalt von Religionskriegen auftrat. Spanien sah dem Verluste eines Theiles der vereinigten Provinzen entgegen. In England entwickelte sich eine neue Spaltung. Die Lehren Luthers erschütterten Deutschland, die Behauptungen Calvins zerrissen Frankreich. Das Gleichgewicht der Mächte war dahin; das Schlimmste, was die Venetianer zu fürchten hatten, war geschehen. Andere

Gegenstände zogen die Kräfte ihrer furchtbaren Nachbarn nach andern Seiten hin. Die Reformation kam der Republik insbesondere trefflich zu statten. Sie würde wahrscheinlich, wo nicht ihren unermeßlichen Handel behauptet haben, der durch die neuern geographischen Entdeckungen gesunken war, doch gewiß ihre Colonien und Besitzungen auf dem Festlande, wenn nicht im Orient ein jugendliches Volk seit zwei bis drei Jahrhunderten im östlichen Europa als Eroberer aufgetreten wäre. Damit hebt die zweite Periode im Verfalle Venedigs an.

Seit 65 Jahren hatte die Republik fast immer in gutem Vernehmen mit ihren östlichen Nachbarn gestanden. Diese Ruhe war nur durch den Bruch von 1538 gestört worden, den ein kurzer Krieg beilegte; aber unterdessen war die türkische Macht ansehnlich gestiegen, und die Zügel des Reichs konnten früher oder später in die Hände eines Sultans oder Vezirs gerathen, der dasselbe auf Kosten der Venetianer zu vergrößern suchte. Seit der Eroberung Konstantinopels hatten die Letztern mit den Türken drei unglückliche Kriege geführt und sie sämmtlich nur unter Abtretung von Ländereien geendigt. Die Eroberungen der Inseln Zante, Cephalonia und Cypern dienten ihnen dafür als Entschädigungen. Cypern war doppelt wichtig durch seinen Umfang und seine Lage, welche den Golf beherrschte, den Kleinasien, Syrien und Egypten bilden. Die Macht der Türken war noch immer im starken Fortschreiten begriffen. Selim hatte 1515 Syrien, später auch Egypten erobert, und sein Sohn Soliman II. den Johannitern von Jerusalem 1521 die Insel Rhodus entrissen. Die Venetianer waren zinsbare Vasallen des Großherrn. Sie waren erstlich

zinsbar, denn als sie nach der Eroberung von Konstantinopel durch Mahomed den Frieden erkauften, wurde festgesetzt, daß sie nach Maßgabe ihrer Niederlassungen innerhalb des türkischen Reichs und namentlich für Scutari und andere Plätze Albaniens jährlich einen Tribut von 236000 Ducaten zahlen sollten. Eine andere Abgabe von 10000 Ducaten hatte ihnen der Vertrag von 1479 aufgelegt, deren Erlassung Bajazeth II. bei Erneuerung des Bündnisses mit ihnen nach seiner Thronbesteigung 1482 beschlossen hatte. Die Venetianer waren zweitens Vasallen, denn sie hatten bei Besitznahme der Insel Cypern dem egyptischen Sultan den Huldigungseid geleistet, von ihm die Belehnung entgegen genommen, ihm einen Zins von 8000 Ducaten entrichtet und nach Verdrängung des Sultans durch die Waffen des Großherrn hatten sie zu den Füßen des Siegers diese thatsächlichen Belege der Unterwürfigkeit und Vasallenschaft erneuert. Die Türken hatten die Venetianer bei mehr als einer Gelegenheit diese Abhängigkeit fühlen lassen, so unter andern durch Zustellung des Befehls, den Streifereien der Johanniter ein Ende zu machen, welche der Pforte im syrischen Meer mit einigen Galeeren aus Malta zur Last fielen. Die Venetianer unterhandelten auch wirklich mit dem Orden, und bestimmten ihn, einen so furchtbaren Feind nicht weiter aufzureizen.

Die Eroberungen der Türken in Albanien hatten einen Völkerstamm dieser Küsten, den man mit dem Namen der Uskoken bezeichnete, nach den Felsen und auf die Inseln gedrängt, welche im Golfe von Quaraero liegen. Diese Flüchtlinge verdankten dem Erzherzoge von Oesterreich, einem

Feinde der Türken, schützende Aufnahme. Ermuthigt durch diese Gunst, und gezwungen vom Raube zu leben, überfielen sie unaufhörlich die benachbarten Länder und trieben an den Küsten das Handwerk der Corsaren, indem sie längs jener Gegenden den Handel der Türken beunruhigten und nur den christlichen Kauffahrern schonende Achtung erwiesen. Der Großherr forderte die Venetianer auf, ihn von diesen Seeräubern zu befreien. Sey es nun, daß er ihnen dieses Verlangen als seinen Vasallen zu erkennen gab, oder daß er sie blos innerhalb des Golfes, dessen Herrn sie seyn wollten, zur Aufrechthaltung des Friedens ermuntern wollte, genug, sie gehorchten. Die Republik sandte eine Eskadre gegen die Seeräuber ab, zerstörte ihnen mehrere Schiffe, konnte aber erst später ihren Gewaltthätigkeiten durch einen ernsthaften Krieg ein Ziel setzen.

Die besagte Unternehmung gegen die Seeräuber veranlaßte im folgenden Jahre, 1563, das Zusammentreffen einer venetianischen und türkischen Galeere; diese wurde von jener ungeachtet ihrer Flagge und obschon die Matrosen den Namen des Großherrn als Mittel der Schonung anriefen, bekämpft und geentert; die gesammte Mannschaft mußte ohne Gnade und Unterschied über die Klinge springen. Dieses Benehmen ließ sich nicht leicht als ein Versehen entschuldigen; auch erblickte Soliman II. darin blos eine Handlung der Feindseligkeit. Er brach in Drohungen aus, und die Republik konnte ihn nur durch schnelle Bestrafung des schuldigen Capitains und durch eine Entschädigung von 25000 Ducaten besänftigen.

Soliman II. starb 1566. Sein Sohn und

Nachfolger Selim II. führte unverzüglich Klage bei der Republik, daß sie den Räubereien der Uskoken zu wenig Einhalt thue, und sprach im gebieterischen Tone von der Absendung seiner Flotte ins adriatische Meer, um die Schlupfwinkel der Corsaren zu zerstören. Einige Zeit nachher trat er mit der Behauptung auf, daß die in seinem Reiche angesiedelten Juden ihm einen Zoll von mehr als 100000 Ducaten schuldig seyen. Er wollte den Gesandten der Republik für diesen Rückstand verantwortlich machen, und ließ ihn durch Janitscharen vor den Cadi führen. Das war eine Mißhandlung unter den Formen des Rechts. Die Juden mußten die verlangte Summe bezahlen; auf diese Weise wurde die streitige Angelegenheit erledigt. Die Türken beschwerten sich bald darauf auch darüber, daß sie so oft unter den Kanonen einer von den Christen besetzten Insel, die den Corsaren Vorschub leiste, das Meer befahren müßten. Diese Klagen waren ein Vorzeichen der Kämpfe, welche Cypern bedrohten.

Wiewohl die Venetianer diese Insel zu einer Zeit erobert hatten, wo sie sich die Gefahren der türkischen Nachbarschaft nicht verhehlen konnten, so war doch nicht alles von ihnen geschehen, um sich den Besitz Cyperns zu sichern. Ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung hatte Ursache zur Unzufriedenheit mit der venetianischen Regierung. Die Insel hatte ehemals aus neun Königreichen bestanden; daher rührten die Ueberlieferungen, welche den Stolz der Familien fortpflanzten. Sie hatten die Schwäche der orientalischen Kaiser zur Erweiterung ihrer eigenen Unabhängigkeit benutzt und später, als verschiedene Fürsten in der Herr-

schaft einander folgten, ihre Treue für einen Marktpreis verkauft. So war die Regierung unter dem äußern Ansehen einer Monarchie mehrmals in anarchische Zerrüttungen ausgeartet. Die Vornehmen des Landes betrachteten einen Theil der Bewohner als ihre Sklaven. Da sich die Venetianer der Insel nur mit Einverständniß der cyprischen Großen hatten bemächtigen können, so war dadurch ein Abkommen zwischen den Usurpatoren und den Mißbräuchen getroffen worden. Es folgte aber auch daraus der große Nachtheil, daß drei Viertheile dieses Landes, das hauptsächlich Getreide, Safran, Zucker, Baumwolle und mannichfaltige Früchte hervorbrachte, unbebauet liegen blieben; daß die Salzwerke, die schönsten, die es irgendwo giebt, schlecht betrieben wurden; daß die Edlen, anstatt siebenhundert Pferde zur Bewachung der Küsten zu unterhalten, nur hundert stellten; und daß endlich die gedemüthigten, unglücklichen, mißvergnügten Bewohner in ihren drückenden Nöthen das Verlangen nach der Herrschaft der Türken merken ließen.

So standen die Sachen, als Selim II. den Thron Solimans II. bestieg. Dieser Monarch hatte schon bei Lebzeiten geäußert, wie ungern er Cypern in den Händen der Christen sehe. Er bedurfte eines neuen Krieges, um den Verlust auszugleichen, welchen die türkischen Waffen zwei oder drei Jahre früher vor Malta erlitten hatten. Um seine Absichten auf Cypern desto sicherer auszuführen, schloß er mit dem deutschen Kaiser einen Waffenstillstand auf 8 Jahre, erneuerte die bestehenden Verträge mit den Venetianern, und unternahm beträchtliche Rüstungen, deren Zweck er geflissentlich in Ungewißheit ließ.

Der harte Schlag, welcher um diese Zeit die Venetianer in ihrer Hauptstadt traf, bestärkte ihn in seinem Vorhaben. Mitten in der Nacht am 13. September 1569 hörte man daselbst das Krachen einer furchtbaren Explosion. Vier Kirchen wurden niedergeworfen, viele Häuser zerstört, fast alle erschüttert, Mauern und Thürme in die Lüfte geschleudert: die Edlen eilten zu den Waffen; die besinnungslose Menge irrte hin und her, als das Leuchten des Brandes die Ursache und die Ausdehnung des entsetzlichen Mißgeschickes entdeckte. Das Arsenal stand in Flammen, ein Pulvermagazin war gesprungen. Man vernahm die Explosion bis zu einer Entfernung von 30 Meilen; indessen kamen nicht viele Personen dabei um, und nur vier Galeeren gingen verloren. Dessenungeachtet verkündigte der Ruf die Zerstörung des venetianischen Seematerials. Selim II. wurde dadurch immer noch mehr in seinen feindseligen Gesinnungen ermuthigt.

Der Bailo von Venedig durchdrang dieselben bald und benachrichtigte den Senat davon; man wollte nicht daran glauben, man fürchtete, wenn man Unruhe verriethe, den Verdacht des Sultans zu erregen. Die neuen Briefe des Geschäftsführers, die offene Zusammenziehung von Truppen an der westlichen Küste Kleinasiens, die Ausrüstung einer Transportflotte in dem türkischen Hafen, das ungeduldige Drängen des Sultans, welches er nicht mehr verbarg, seine häufigen Besuche im Arsenale von Konstantinopel, um die Arbeiten zu beschleunigen, die Verhaftung vieler venetianischer Kaufleute und Schiffe unter verschiedenen Vorwänden; alle diese Merkmale ließen nicht daran zweifeln,

daß die Pforte mit einer Unternehmung zur See umging, und daß selbe, wie man aus den Bewegungen schloß, gegen Cypern gerichtet war.

Man sandte schnell eine Verstärkung von 3000 Mann Fußvolk dahin ab, und bewaffnete in möglichster Eile alle Kriegsfahrzeuge, die in 90 Galeeren bestanden. Ungeachtet des langen Friedens mußte die Republik zur Deckung der nothwendigen Ausgaben außerordentliche Mittel anwenden, wie sie nur in den größten Nöthen zu thun pflegte; sie erhob Anleihen, verkaufte die Aemter, ließ die jungen Edlen vor dem festgesetzten Alter gegen eine gewisse Summe an den Sitzungen des großen Raths Theil nehmen, und vervielfältigte die Stellen der Procuratoren von St. Markus, zu Gunsten derer, die Vorschüsse über 20000 Ducaten zahlten; ein Theil der Staatsgüter wurde veräußert, und der Geistlichkeit eine Abgabe von drei Zehntheilen ihrer Einkünfte aufgelegt.

Während Eilboten an alle Befehlshaber in den Colonien abgingen, mit der Aufforderung, sich auf einen Angriff gefaßt zu halten, suchten die Gesandten die Mitwirkung der christlichen Mächte nach; allein der Kaiser hatte kürzlich einen Waffenstillstand mit den Türken geschlossen; dem Könige von Frankreich Karl IX. fehlte es an einer Seemacht, außerdem war sein Land eine Beute des Bürgerkrieges und schon bestand zwischen Frankreich und der Pforte seit Franz I. diese Vereinigung, welche gegen drei Jahrhunderte dauern sollte. Es war also nur Hülfe von Spanien und Italien zu erwarten.

Das letztere bot wirklich einige Kräfte auf, aber was waren zwei Galeeren des Papstes, drei

Galeeren von Malta, einige Fahrzeuge des Herzogs von Savoien und die Truppen der Florentiner nebst denen des Herzogs von Urbino? — Genua, beschäftigt mit seinen innern Angelegenheiten, stellte nur eine Galeere. Neapel und Mailand gehörten Spanien. Alles kam darauf an, zu wissen, ob der König von Spanien aufrichtig zur Unterstützung bereit sey.

Der Papst nebst den Venetianern drang in ihn, seinen Arm für die gemeinsame Sache zu bewaffnen. Der schweigsame, düstere Philipp II., der seine Entschließungen seinem Vortheile zu unterordnen pflegte, aber für den Katholicismus glühte, befahl seinem Admiral, sechzig Galeeren in Messina zu versammeln, und mit ihnen zur venetianischen Flotte zu stoßen.

Alle diese Unterhandlungen und Rüstungen wurden zu öffentlich betrieben, als daß man hoffen konnte, mit der Pforte den Schein eines guten Vernehmens zu retten. Der Senat ging selbst so weit, da die Spannung immer höher stieg, zwei nach einander abgesandte Staatsboten des Sultans feindselig zu behandeln.

Selim II. warf in dem an die Republik erlassenen Schreiben derselben die Verletzung der dalmatischen Gränzen und die vertragswidrige, an einigen türkischen Corsaren vollzogene Lebensstrafe vor, hauptsächlich aber die Zuflucht, welche Cypern den Seeräubern gewähre, die das syrische Meer unsicher machten, die Unterthanen der Pforte in ihrem Handel und die Pilgrime auf ihrer Reise nach Mecca beunruhigten. Wenn die Venetianer seine Freundschaft bewahren wollten, fügte er hinzu, so müßten sie ihm Cypern, den Sitz des Ue-

bels überlassen, widrigenfalls würde er sie mit Krieg überziehen. „Er wird fürchterlich seyn — sagte er zum Schlusse — und sich über alle eure Provinzen verbreiten; wenn ihr Cypern nicht abtretet, so werden wir es euch entreißen; bauet nicht auf euren Schatz, denn er wird wie ein Strom wegfließen."

Eine so harte und so gebieterisch angedeutete Alternative schnitt jede weitere Berathung über die Antwort ab, wiewohl einige Senatoren noch für friedliche Schritte stimmten; die Republik erklärte, daß nachdem sie alles gethan habe, um die freundschaftlichen Verhältnisse mit der Pforte zu unterhalten, sie ihre Rechte mit den Waffen vertheidigen werde. Diese Entgegnung gab das Zeichen zum Kriege. Der Bailo und alle Consuln der Republik auf türkischem Boden wurden verhaftet.

Es war damals Mai. Der Doge Peter Loredan starb in dem Augenblick, wo die Feindseligkeiten ausbrechen sollten; er wurde durch Ludwig Moncenigo ersetzt, den vierten Herrscher aus dieser Familie.

Die türkischen Truppen griffen Dalmatien an, acht Meilen von Zara und bedrohten Cattaro. Die Flotte unter den Befehlen eines ungarischen Renegaten, der Piali Pascha hieß, war aus den Dardanellen gelaufen und erschien nach einigen vergeblichen Bewegungen gegen die kleine Insel Tine, eine der Cycladen, den ersten Julius an der mittäglichen Spitze von Cypern, wo sie nicht weit von dem alten Paphos ein Heer ans Land setzte, das die Uebertreibung auf 80000 Mann angiebt. Die Flotte bestand aus 150 Galeeren und 50 Transportschiffen. Das Heer

stand unter dem Pascha Mustapha, und führte eine starke Artillerie mit sich. Die Insel konnte so gewaltigen Kräften nur eine Handvoll Streiter entgegenstellen. Der Gouverneur hatte sich mit 1000 Mann an den Punkt der Landung begeben; als er aber die Flotte erblickte, welche mehr als 300 Segel zählte, blieb ihm nichts als der Rückzug übrig. Unter den fünf Städten der Insel waren Baffo, Cerines und Limissa untauglich zur Vertheidigung. Man mußte also die geringe Mannschaft theils nach Nicosia, theils nach Famagosta, verlegen, den einzigen festen Plätzen. Die Türken verbreiteten sich ohne Hinderniß im Lande umher, verwüsteten das Gebiet der Vornehmen, behandelten die Bauern, die der venetianischen Regierung wenig zugethan waren, ziemlich menschlich und trafen Anstalten zum Angriff der beiden Städte, die allein eine Belagerung aushalten konnten.

Nichts war nothwendiger als die große venetianische Flotte zur Unterstützung der bedrängten Insel abzuschicken. Es fehlte daselbst aus Nachlässigkeit der Regierung an tüchtigen Besatzungen. Wäre die ganze Seemacht der Republik in den ersten Augenblicken des Angriffs vor Cypern erschienen, so konnte sie die Türken in der Verwirrung des Landens überfallen, ihnen einen und den andern Streich versetzen, einen Theil ihrer Kräfte auf das Geschäft der Beobachtung beschränken, sie beunruhigen, ihre Fortschritte aufhalten, die Besatzungen verstärken, und den Einwohnern Zutrauen einflößen. Es verhielt sich aber ganz anders. Die 90 Galeeren unter dem Oberbefehl des Hieronymus Zani warteten im Hafen von Zara seit dem

Ende Aprils auf Waffen und Truppen und die Ankunft der versprochenen Hülfe aus Italien und Spanien. Vor dem förmlichen Abschluß des hinhaltenen Bündnisses, das die Republik und der Papst lebaft betrieben, war auf sie nicht zu rechnen. Da die Türken nicht vor dem ersten Julius in der Nähe Cyperns erschienen, so hätten die Venetianer Zeit genug gehabt, im Laufe des Mai oder Junius daselbst anzulangen. Sie thavor der Hand aber weiter nichts, als daß sie den 12. Julius nach Corfu vorgingen, um sich bequemer mit ihren Bundesgenossen vereinigen zu könne, deren Sammelplatz Messina war. Unterdessen ergriff der Scorbut die Mannschaft. Man mußte die Kranken und auch einen Theil der Nichtkranken ans Land bringen. Man dehnte in der Noth die Werbungen bis auf die Inseln des Archipels aus. Mitten in dieser verderblichen Unthätigkeit erfuhr man, daß die spanische Flotte noch immer säume, weil der Anführer derselben neuen Verhaltungsmaßregeln entgegen sehe; alle Bemühungen zur Beschleunigung seines Abganges waren fruchtlos; er blieb unerschöpflich in Vorwänden. Endlich bestimmte die Nothwendigkeit, die Mannschaft zu verstärken und dem Feinde entgegen zu gehen, den Oberanführer zum Aufbruche gegen Candia, wo er den 4. August ankam. Man erhielt endlich durch vielfaches Drängen von Philipp II. die Einwilligung, seine Galeeren mit denen der Venetianer zu vereinigen. Zu diesen stießen gegen Ende Augusts noch andere von Malta und von Seiten des Papstes. Der spanische Admiral Johann Andreas Doria trat an die Spitze des verbündeten Heeres. Die Türken

hatten die Langsamkeit ihrer Feinde mit vieler Thätigkeit benutzt.

Sie waren zuerst gegen Nicosia vorgedrungen, wo die venetianische Regierung mit der sträflichsten Sorglosigkeit die dringendsten Vertheidigungsanstalten aus der Acht gelassen hatte. Nicosia war fest durch seine Lage, und nahm früher einen Umfang von neun Meilen ein. Die Ingenieure der Republik hatten ihn bis auf drei zurückgeführt. Es mangelte an einer erfahrenen Besatzung; man hatte zur Behauptung der eilf Bastionen nur 1500 Mann regelmäßige Truppen aus Italien, drei tausend Milizen, einen Verein von 1000 Edlen, 2500 Bürger und 2000 Bauern, die den Kriegsdienst nicht kannten, und statt der Feuergewehre Hellebarden führten. Der Gouverneur Astor Baglione hatte den größern Theil seiner Streitkräfte für die Vertheidigung von Famagosta aufgespart, das von Natur weniger stark war, und das, wie man voraussetzte, die Türken wegen seiner Lage am Meere zuerst angreifen würden. In dieser Meinung war Baglione selbst nach Famagosta abgegangen; an seiner Stelle befehligte Nicolaus Dandolo, der durch seine schwachen Verdienste aus früherer Zeit und bei dem Mangel an Talent und Entschlossenheit, dem schwierigen Posten auf keine Weise gewachsen war.

Mustapha, Herr des platten Landes, begann die Belagerung von Nicosia den 22. Julius, und um jede Verbindung zwischen diesem Platze und Famagosta abzuschneiden, stellte er auf dem Wege, der von der einen Stadt zur andern führt, einen 500 Mann starken Reiterposten auf. Seine Ungeduld beschleunigte die Arbeiten, vervielfachte die

Stürme, und versuchte zugleich Drohungen und Bestechungsmittel. Die Vertheidiger thaten was in ihren Kräften stand. Die Türken, damals Meister in der Belagerungskunst, drangen erst nach dem vierten Sturm in Nicosia ein. Die flüchtigen Truppen, ein Theil der rathlosen Bevölkerung, der Anführer, der Erzbischof drängten nach dem Palast; hier sicherten sie ihr Leben durch eine Capitulation; als sie aber die Thore geöffnet hatten, brach der Sieger sein Versprechen und metzelte 20000 Bewohner dieser Hauptstadt nieder. Die Türken fanden in Nicosia 250 Kanonen, sammelten die Trümmer einiger Denkmäler in der Nähe und errichteten dem Officiere, der zuerst mit der Fahne auf den feindlichen Wällen erschienen war, ein Grab von kostbarem Marmor. Nicosia war den 9. September 1570 gefallen.

Noch immer blieb die verbündete Flotte unbeweglich in den Häfen Candia's; man überlegte anstatt zu handeln. Ein Vorschlag folgte dem andern; endlich behielt die Partei der Kriegslustigen die Oberhand, und der Admiral war entschlossen, den 18. September aus dem Hafen aufzubrechen. Er gebot über 181 Galeeren, zwölf Galionen und vierzehn bewaffnete Schiffe. Die Flotte zählte demnach mehr als 200 Kriegsfahrzeuge, begleitet von vielen Transportschiffen, auf welchen sich 15000 Mann Landungstruppen befanden. Philipp II. hatte zu dieser mächtigen Rüstung nicht mehr als 45 Galeeren und 4000 Streiter hergegeben, die Republik fast alles Uebrige. In der Nähe der kleinasiatischen Küsten erfuhr man das Unglück Nicosia's und das Unternehmen der Türken gegen Famagosta. Wie sehr auch die Freunde kräftiger Maßregeln auf ent-

scheidende Schritte drangen, so trennte sich dennoch der spanische Oberbefehlshaber unter allerlei Vorwänden von der verbündeten Flotte und segelte mit seinen 45 Galeeren nach Sicilien. Der venetianische Admiral, verlassen von den Spaniern, fürchtete mit Recht von der türkischen Seemacht in den Häfen Cyperns einen Ueberfall, und hätte nicht ein Sturm die beiderseitigen Schiffe von ihrem Wege entfernt, so wäre vermuthlich die christliche Flotte noch vor ihrer Ankunft in dem Hafen Candia's eingeholt worden. Die Ergebnisse dieses Feldzuges waren ein Verlust von 20000 Mann, Opfer der herrschenden Krankheiten, der Untergang mehrerer Schiffe, Cypern in der Gewalt der Türken, die Plünderung der Hauptstadt, die Belagerung Famagosta's, der einzigen den Venetianern noch übrigen Besitzung auf der Insel, ohne Hoffnung auf Entsatz und die ewige Schmach, daß die christlichen Waffen aus Furcht vor der Gegenwart der Ungläubigen zurückgewichen waren, Die Türken benutzten den Winter zur fortgesetzten Bedrängung Famagosta's, und zu Vergleichungsvorschlägen, um die Rüstungen der Republik hinzuhalten; die Venetianer nährten den Aufruhr einiger mit der Pforte unzufriedner dalmatischer Völker, und arbeiteten unermüdet an der Befestigung des Bündnisses. Die Türken hatten die Laufgräben von Famagosta im October eröffnet. Die Arbeiten schritten, wegen des harten Erdbodens, nur langsam vorwärts, wurden aber mit vieler Geschicklichkeit geführt. Die Belagerten unternahmen mehrere glückliche Ausfälle und zerstörten die Werke des Feindes. Die Lebhaftigkeit des Feuers setzte den Pulvervorräthen auf beiden Seiten hart zu. Als die Jahreszeit strenger

wurde, ging ein Theil dee türkischen Flotte zum Ueberwintern nach Konstantinopel ab; die Thätigkeit der Belagerer ließ deshalb etwas nach. Es gelang den Venetianern zweimal nach einander, nicht unbeträchtliche Truppenverstärkungen nebst Lebensmitteln in den Platz zu bringen, der von 7000 entschlossenen Männern rühmlich vertheidigt wurde. An den Küsten Dalmatiens und Albaniens begünstigte eine venetianische Escadre den Aufstand der türkischen Unterthanen, und nahm einige feste Punkte weg. Man wußte in Venedig durch die Mittheilungen des Bailo, daß der Großvezir dem Frieden nicht abgeneigt sey. Ein Bevollmächtigter, der über die Zurückgabe der Gefangenen unterhandeln sollte, erhielt von Seiten des Raths der Zehn einen geheimen Auftrag, der Pforte als Preis der Versöhnung die Abtretung Cyperns anzutragen, Famagosta nicht ausgenommen, wenn dafür anderswo Entschädigungen gegeben würden. Die Besorgniß, daß die Venetianer mit den Türken einen besondern Frieden für sich abschließen möchten, brachte ein größeres Leben in den Betrieb des Bündnisses, das seit einem Jahre nicht weiter vorschreiten wollte. Endlich wurde es zwischen dem Papste, dem Könige von Spanien und der Republik für immer gegen die Fortschritte der türkischen Macht abgeschlossen. Die gemeinschaftlich wirkenden Kräfte der Verbündeten sollten aus 200 Galeeren, 100 Schiffen, 50000 Mann Fußvolk und 4500 Pferden bestehen. Der Beitrag zu den Ausgaben wurde für den König auf die Hälfte, für den Papst auf ein Sechstheil und für die Venetianer auf ein Drittheil angesetzt. Dieses Heer sollte im Mai aufbrechen; der bestimmte Sammelplatz war Otranto. Den Oberbefehl sollte

der spanische Generalissimus führen. Die venetianische Regierung ging mit großer Thätigkeit zu Werke. Sie verstärkte die vor Corfu überwinternde Flotte mit 25 Galeeren, sprach die Verwiesenen von ihrem Banne los, wenn sie Dienste nehmen wollten, und versicherte allen freiwilligen Theilnehmern an dem Kampfe auf vier Jahre Befreiung von Abgaben; und um die Kriegskosten zu bestreiten, die monatlich nicht weniger als 300,000 Ducaten betrugen, nahm sie ihre Zuflucht zu Anleihen, zur Veräußerung der Staatsgüter und zum Verkaufe eben erst erschaffener Aemter. An die Stelle des kranken Oberbefehlshabers Hieronymus Zani trat Sebastian Veniero. So lange der Abschluß des Bündnisses ungewiß gewesen war, hatte die Republik bei ihrer Unzulänglichkeit zu einem offenen Kampfe einige funfzig Galeeren vor Candia versammelt, um zur Vertheidigung dieser Insel mitzuwirken, heimlich einige Hülfe nach Famagosta zu werfen, und die kleinen türkischen Eskadren im Archipel aufzufangen. Die Unterzeichnung des Bündnisses änderte die kümmerliche Lage dieser Sache. Die Verbündeten beschlossen, ihre gesammten Kräfte für einen Hauptschlag zusammen zu nehmen.

Die türkische Flotte, 200 Segel stark, war bereits im Meere, und hatte ihren Weg durch Verwüstungen bezeichnet. Die Türken rechneten mit Sicherheit auf die Eroberung Cyperns. Sie schlossen daselbst mit 20 Galeeren den Hafen von Famagosta ein, und verriethen außerdem deutlich ihre feindseligen Absichten auf die venetianischen Inseln, welche das griechische Festland umgeben. Es war bekannt, daß sich ihre Flotte nach Candia begeben hatte. Sie war jedoch für die Besitznahme der Insel nicht stark genug, und setzte also blos einige

tausend Mann ans Land, die dasselbe in verschiedenen Richtungen verheerten; für die Zerstörung der kleinen Stadt Rettimo nahm man blutige Rache an ihnen. Ein Sturm vertrieb den türkischen Admiral von der Küste und befreite die 50 in den Häfen der Insel liegenden Galeeren.

Der venetianische Oberanführer fühlte die Gefahren seiner Stellung vor Corfu, die besonders aus der Theilung der Macht entsprangen. Er rief daher die Galeeren von Candia zu sich, und um seine Vereinigung mit den Verbündeten zu beschleunigen, ging er ihnen bis Messina entgegen.

Die Türken verwüsteten nach ihrer Entfernung von Candia die kleine Insel Cerigo, das alte Cythere und erschienen hierauf vor Zante und Cephalonia. Die menschenleeren Dörfer wurden den Flammen übergeben. Der Pascha drang immer weiter nach Norden vor, und als er auf seinem Zuge Corfu in gutem Vertheidigungszustande fand, griff er die Feste Sopoto an, die sich ihm ohne Widerstand öffnete. Bei der Gewißheit, daß die Flotte der Republik nicht vor Corfu war, wandten sich die Türken gegen den Golf derselben.

Ihre Erscheinung an der Küste von Dalmatien verbreitete daselbst nicht geringes Schrecken, und unterstützte die Fortschritte ihrer Truppen, die damals Dulcigno in Oberalbanien belagerten. Nach der Einnahme dieses Platzes hielten sie sich längs der Küste, unterwarfen Badua und Otivari, segelten Ragusa vorüber, und plünderten die Inseln Curzola und Lesina. Die verzweifelnden Bewohner suchten fliehend ihre Rettung in den Bergen, den festen Städten und an der Küste Italiens, wohin sie auf gebrechlichen Barken übersetzten.

Venedig schwebte in Angst und Bestürzung, als man daselbst vernahm, daß der Feind nur noch vier und zwanzig Meilen entfernt sey, und daß er binnen drei oder vier Tagen im Angesicht der Hauptstadt erscheinen könne, ohne daß man im Stande war, ihm eine einzige Eskadre entgegenzustellen. Man bedeckte die Sandbänke, welche die Lagunen vertheidigen, mit Batterien; man verschloß die Zugänge mit Pfählen, Galeeren, Ketten, wie es zwei Jahrhunderte früher geschehen war, bei dem Vordringen der Genueser nach Chiozza. Glücklicherweise blieben alle diese Anstalten unnütz. Der türkische Admiral wußte, daß die verbündete Flotte in Sicilien zusammentreffen sollte, und also gewiß zur Vertheidigung Venedigs herbeieilen würde; deshalb verließ er den Golf und segelte nach Corfu. Die zitternde Republik klagte laut über die Unthätigkeit ihrer Bundesgenossen. Die Galeeren des Papstes, der Florentiner und der Insel Malta waren endlich in Messina angelangt; aber noch immer wartete man vergeblich auf die spanischen und selbst auf die neapolitanischen. Erst im August traf die Flotte Philipps II. ein, die Don Juan von Oesterreich anführte, ein natürlicher Sohn Karls V., ein Prinz von 22 Jahren, der die oberste Leitung der verbündeten Streitkräfte übernahm. Seine Jugend konnte Besorgnisse erregen; es war übrigens ein Glück für Venedig, daß ihr Schicksal der Hand eines Befehlshabers anvertraut war, den sein Alter und Rang von der überschwenglichen Vorsicht fern zu halten schienen, welche der spanische Hof seinen Generalen zur ersten Pflicht machte. Don Juan ging den 17. September unter Segel, an der Spitze von 220 Galeeren,

6 Gallionen und 25 Fahrzeugen; er kam um zwei Monate zu spät; Famagosta war bereits gefallen.

Die Belagerer dieses Platzes hatten im Laufe des Jahres 1571 beträchtliche Verstärkungen erhalten. Die Küstenanwohner waren von selbst in das Lager Mustapha's geeilt, gelockt durch die Aussicht auf Plünderung. Man gab diese Verstärkungen, wahrscheinlich nicht ohne Uebertreibung, auf 50000 Mann an. Die Zahl der Belagerten bestand blos aus 3500 Mann italiänischen Fußvolks, und eben so viel Milizen des Landes. Sie wurden von Astor, Bagliono, Ludwig Martinengo, dem Befehlshaber der Artillerie, und Anton Quirini, einem jungen Partrizier angeführt. Die nächste Sorge für die Vertheidigung des Platzes ruhte auf Markus Anton Bragadino.

Die Türken hatten ihre Arbeiten in den Laufgräben seit dem April begonnen. Die zahllosen, ausgedehnten, und auf mehreren Punkten höchst beschwerlichen Angriffsanstalten, zeugten von den außerordentlichen Kräften, die Mustapha zu Gebote standen, und von der Ueberlegenheit des Feindes in der Belagerungskunst. Die Befestigungen Famagosta's waren dagegen weder beträchtlich noch im tüchtigen Zustande; dafür besaß Bragadino, der Befehlshaber des Platzes, Kopf und Herz in einem seltenern Grade. Er ließ die Mauern ausbessern, legte eine Gießerei an, bedeckte die Wälle mit Kanonen, und wußte seiner Mannschaft brennende Kampfeslust einzuflößen, die bei den Officieren bis zur unaufhaltsamen Begeisterung stieg. An einem Maimorgen hörte man beim Aufgange der Sonne einen gewaltigen Lärm im türkischen

Lager, und bald darauf bemerkte man das furchtbare Feuer ihrer gesammten Artillerie; sie schritten bis zu den Gräben vor am Fuße der starkbeschädigten Mauer; bei der Schwierigkeit des Zuganges wurde der Sturm zurückgeschlagen. Es war indessen nicht möglich, die Türken aus den Gräben, wo sie Fuß gefaßt hatten, zu vertreiben. Der Kampf wurde auf beiden Seiten, auch unter der Erde, fortgeführt. Das herbeigeschaffte Pulver nebst den übrigen Vorbereitungen setzten die Vertheidiger der Gefahr aus, von einem Augenblick zum andern in die Luft zu fliegen. Vergebens suchten sie die angelegte Mine auszuspüren. Sie sprang eines Morgens, erschütterte die ganze Stadt, warf einen Theil der Mauer nieder und begünstigte das Vordringen der Türken bis zu den näher liegenden Trümmern. Aber auch dieser zweite Surm wurde während fünf Stunden mit derselben Tapferkeit als der erste bestanden. Mustapha, der unter den fortgesetzten Bemühungen der Minirer unaufhörlich Breschе schießen ließ, wandte auch die Bomben zu Mitteln der Zerstörung an, und überschüttete mehrere Tage hindurch die Stadt mit einer Feuergluth. Der Widerstand der Belagerten ließ nicht nach und noch weniger die Thätigkeit Bragadino's, die fortwährend neue Erfolge krönten. Man hatte keine Stunde Ruhe. Die Sappeurs bereiteten den Sturz der Mauern vor, der Platz bot schon mehrere Oeffnungen dar, auch gab es mehrere wegsame Breschen. Mustapha beschloß gegen mehrere Punkte einen dritten und zwar gleichzeitigen Sturm und leitete ihn in Person. Man urtheile von der Wuth des türkischen Andranges. Der Kampf dauerte einen halben Tag. Die Besatzung hatte

den Feind durch unglaubliche Anstrengungen überall zurückgeworfen, nur auf einer einzigen Seite behauptete derselbe den Vortheil. Er machte sich zum Meister des Halbmondes, welcher eines der Thore schützte. Dieses Werk war unterminirt, man hatte das möglichste gethan, um die Angreifenden zurückzutreiben. Die Mine wurde angezündet und Belagerer und Belagerte, wild durch einander gedrängt, sprangen sämmtlich in die Luft. Bragadino hatte hinter den halb zerfallenen Mauern Verschanzungen aufführen lassen, in denen seine Truppen den Feind festen Fußes erwarteten. Die Belagerer und Belagerten standen sich so nahe gegenüber, daß sie mit einander sprachen, bald um sich herauszufordern, bald um gegenseitig ihre Treue und Beständigkeit zu erschüttern. Die Türken riefen den Venetianern nicht ohne Grund die Wahrheit zu, daß ihre Flotte nicht wage aus dem Hafen zu laufen und daß sie auf keine Hülfe zu hoffen hätten. Sie boten ihnen eine ehrenvolle Kapitulation an, warfen verführerische Briefe in den Platz, schlugen Unterhandlungen vor, aber Bragadino, der wohl wußte, daß jeder Befehlshaber in einer Festung, der dem Feinde Gehör schenkt, Lust zur Uebergabe hat, wollte davon keine Sylbe wissen. Die Türken mußten also einen vierten Sturm unternehmen. Sie richteten ihn gegen das Thor, wo die Mine den Halbmond zerstört hatte. Mustapha's Gegenwart entflammte den Kampf auf allen Seiten; Astor Baglione entriß mit eigner Hand an der Bresche den Türken eine venetianische Fahne, die jene bei Nicosia erobert hatten. Auch Martinengo leistete nicht minder einen so hartnäckigen Widerstand, daß die Angrei-

fenden für dießmal an ihrem Siege verweifelten. Sie legten vermittelst eines großen Haufens von harzigem Holze, das sie anzündeten, den Belagerten neue Hindernisse in den Weg, welche so viel wirkten, daß sich dieselben mehrere Tage in einiger Entfernung halten mußten. Alle Anstrengungen der Türken waren bis jetzt überwältigt worden. Jetzt erhob sich ein anderer Feind, gegen welchen menschliche Kräfte nichts vermögen. Die heldenmüthige Besatzung, die Famagosta bereits über ein Jahr vertheidigte, war an Kriegsbedarf und Lebensmitteln erschöpft. Die Noth zwang sie, Pferde, Esel und Hunde zu verzehren; es fehlte schon lange an Wein; selbst der Weinessig war ausgegangen, den man zur Verbesserung des ungesunden Wassers brauchte. Unter der kleinen Zahl der übrig gebliebenen Braven rissen verheerende Krankheiten ein; die Kunst der Aerzte versagte aus Mangel an Mitteln. In der Tiefe dieses Elends sandten die Einwohner Abgeordnete an die Befehlshaber und Behörden, um ihnen, vorzustellen, daß da, wo jede Hoffnung auf Hülfe verschwunden sey, es auch bei der Unmöglichkeit, länger das Daseyn zu fristen, keine Schande seyn könne, eine Kapitulation abzuschließen, welche die Stadt vom gänzlichen Untergange rette. Einige Officiere bestanden darauf, daß man sich durchschlagen solle. Ihr beherzter Entschluß war unter dem Drange der Umstände bei der Uebermacht der Türken, und auf dem Boden einer Insel unausführbar. Den 1. August 1571 pflanzte man die weiße Fahne auf. Die Türken sandten Beauftragte in die Stadt, und zeigten höfliche Formen. Die Kapitulation kam unter folgenden

Bedingungen zu Stande: die Besatzung sollte mit ihren Waffen, ihrem Gepäck, fünf Kanonen und drei Pferden abziehen, und auf türkischen Schiffen nach Candia gebracht werden. Den Einwohnern wurde die Freiheit gestattet, Famagosta zu verlassen, und ihr gesammtes Eigenthum mit zu nehmen. Man versprach, die Zurückbleibenden weder in ihren Gütern noch in ihrer Ehre oder in ihren Personen zu verletzen. Nach dem Abschlusse dieser Artikel liefen 40 türkische Schiffe in den Hafen ein. Den 4. August öffnete man dem Feinde die Thore. Kaum war er in der Stadt, so beging er Gewaltthätigkeiten. Bragadino beschwerte sich darüber; er bekam eine scheinbar beruhigende Antwort und eine schmeichelhafte Einladung, vor Mustapha zu erscheinen. Noch an dem Abend desselben Tages begab er sich mit Baglione, Ludwig Martinengo, Anton Quirini und andern Officieren nebst einer Begleitung von 40 Personen im feierlichen Aufzuge, geschmückt mit den Zeichen der venetianischen Magistratur, in das Lager des Pascha, wo er eine freundliche Aufnahme fand. Nach einer kurzen Unterhaltung über die Ereignisse der Belagerten drang Mustapha auf Sicherstellung der türkischen Schiffe, welche die Besatzung nach Candia führen sollten, und als Bragadino in seiner Lage darüber keine genügende Auskunft und Gewähr leisten konnte, behielt er den jungen Quirini als Geißel zurück, ergoß sich gegen den gewesenen Befehlshaber des Platzes und gegen alle Venetianer in Verwünschungen; ging von Beschimpfungen zur Wuth über, ließ Baglione, Martinengo, Quirini und Bragadino knebeln und aus seinen Zelten schleppen; die drei Erstgenannten wurden auf der Stelle niedergemacht. Bragadino, Zeuge ihres Todes,

ging längern Qualen entgegen. Man schnitt ihm die Ohren ab, zog ihn schmachvoll durch die Straßen der Stadt, den Schauplatz seiner Großthaten, und führte ihn endlich auf den öffentlichen Platz, wo man ihn an einen Schandpfahl band und lebendig schinden ließ. Mustapha sah von einem Balkon mit schadenfroher Lust diesen Martern zu; aber noch war seine Wuth nicht befriedigt. Im Uebermaße des Hohns, der noch feiger war als seine Barbarei, ließ er die Haut des hochherzigen Vertheidigers von Famagosta in der Stadt auf einer Kuh umherschleppen nebst dem rothen Sonnenschirm, den Bragadino nach der feierlichen Sitte seines Landes bei dem Besuche des Pascha mitgebracht hatte. Zuletzt wurde sie auf Befehl des Unmenschen an der Raa der Galeere aufgehängt; er selbst schiffte sich den 24. September nach Konstantinopel ein, um dort für eine Eroberung belohnt zu werden, die dem türkischen Reiche 50000 Mann gekostet hatte.

Während Mustapha im Archipel sein schändliches Siegeszeichen ausstellte, kam die verbündete Flotte den 27. September vor Corfu an. Sie rüstete sich zum Angriffe der türkischen Seemacht, die im Golf von Larta versammelt war. Eine Division von 8 Galeeren unter dem sicilianischen Admiral Johann Cardone eröffnete die Bewegungen; hinter ihr kam die Vorhut von 50 Galeeren unter Johann Andreas Doria. Eine halbe Meile vor dem Haupttreffen befanden sich die sechs Gallionen der Venetianer, welche Duodo führte; das Haupttreffen selbst bestand aus 63 Galeeren. Hier wehte die Flagge, welche der Papst den verbündeten Truppen überreicht hatte; hier waren der Oberanführer,

die beiden Admirale der Kirche und der Venetianer; eine zweite Linie von 50 Galeeren folgte unter dem Proveditor Barbarigo, den Zug schloß endlich Alvaro de Bezzanos, Markgraf von Sainte Croix, Admiral der Neapolitaner. Dieß war die Ordnung der Streitkräfte; während der Schlacht sollten die Vor- und Nachhut ihre Stellung auf den Flügeln einnehmen. Die widrigen Winde hielten die Flotte drei Tage bei Cephalonia zurück. Während dieser Unthätigkeit brach zwischen den Spaniern und Venetianern eine gefährliche Zwietracht aus, die leicht die Auflösung der vereinigten Schiffe hätte nach sich ziehen können, wäre es nicht noch mit vieler Mühe gelungen, die leidenschaftliche Entrüstung Don Juans von Oesterreich, der die Partei der Spanier ergriff, durch Vorstellungen des zu erkämpfenden Ruhms einigermaßen zu besänftigen. Er brach übrigens jede unmittelbare Verbindung mit dem venetianischen Admiral ab, der auf eigene Hand an den schuldigen Spaniern Genugthuung genommen hatte, und blieb mit ihm blos durch die Zwischenperson des Proveditor Augustin Barbarigo im Verhältniß. Bei der Nachricht von der Annäherung der Verbündeten war ihnen der Capudan Pascha aus dem Golf von Larta entgegengerückt: rechts befehligte Mahomed Siloko, links der König von Algier Ulus-Ali, im Mittelpunkte der Pascha Perto. Die beiden Flotten wurden einander den 7. October 1571 mit Anbruch des Tages ansichtig; sie waren ungefähr gleich stark. 500 Galeeren breiteten sich zwischen dem Golf von Lepanto und dem Vorgebirge Actium aus, wo schon früher eine einzige Seeschlacht das Schicksal des römischen Reichs entschieden hatte.

Der dortige Theil des ionischen Meeres enthält ein weites Becken; östlich tritt es zwischen die Küste Albaniens und die Halbinsel Morea ein und bildet den Busen von Lepanto, der das alte Meer von Crissa ist; westlich schließen die Inseln Ithaca und Cephalonia diesen Bezirk, und lassen nur zwei enge Durchgänge übrig, den einen zwischen Ithaca und der albanischen Küste, den andern zwischen Cephalonia und der Küste von Morea. In der Mitte des Beckens ragen drei Klippen empor, die im Alterthume den Namen der echinadischen Inseln führten.

Die Verbündeten kamen in der Richtung von Norden nach Süden längs der albanischen Küste an; sie zogen zwischen die Klippen und das Festland hindurch in der Absicht, bei der Mündung des ehemaligen Achelous anzuhalten. Das Haupttreffen war kaum zwischen den Klippen hindurch gekommen, so entdeckte man die türkische Flotte, die sich in paralleler Stellung bis auf eine Entfernung von 10 — 12 Meilen an der Küste von Morea ausbreitete. Einige spanische Generale, die zufolge höhern Auftrags dem jungen Generalissimus jene Vorsicht empfehlen sollten, die Philipp II. über alles schätzte, wollten ihm vorstellen, daß es vielleicht nicht wohlgethan sey, eine Macht zu reizen, von welcher das Loos der Christenheit abhänge. Allein Don Juan, den der Anblick des Feindes anfeuerte, antwortete mit rühmlicher Entschlossenheit, es sey jetzt nicht mehr Zeit zum Ueberlegen, sondern zum Handeln; zugleich ließ er auf seiner Galeere die Flaggen aller mitverbündeten Fürsten aufstecken. Dies war das Zeichen zum Kampfe, es wurde von allen Seiten mit dem Geschrei des Sieges begrüßt.

In dem Maße, als die Galeeren aus der Enge hervorkamen, rückten sie in die Schlachtlinie, so daß zwischen ihnen nur ein Raum für den Durchgang eines Schiffes übrig blieb. Diese Linie war gegen vier Meilen lang. Die verschiedenen Völker waren nicht abgesondert, sondern durcheinandergemischt. Der rechte Flügel unter Johann Andreas Doria, dehnte sich in freier Weite seitwärts von Cephalonia aus, der linke unter Barbarigo zog sich an den Küsten Griechenlands hin. In der Mitte befanden sich die drei Hauptanführer, umgeben von dem Prinzen von Parma, dem Admiral Savoyens, von dem Herzoge von Urbino, dem Admirale Genua's, dem Admirale der Neapolitaner und dem Befehlshaber der Castilier. Die sechs venetianischen Galeeren deckten den Mittelpunkt. Der Proveditor Quirini, die Hauptgaleere Siciliens und die Galeeren Maltas schwebten auf den Flügeln umher. Als die Türken die verbündeten Streitmassen aus der Enge hervordringen sahen, konnten sie die Stärke derselben nicht beurtheilen, weil sie säulenförmig anrückten, sie meinten außerdem irrigerweise, als die erste Division unter Doria sich gleich darauf rechtshin entfernte, nachdem sie die Echinaden umschifft hatte, um der Entwickelung der übrigen Streitkräfte den nothwendigen Raum zu lassen, er wolle dem Kampfe ausweichen und wieder die Richtung nach Norden einschlagen. Sie setzten sich nun augenblicklich gegen die Verbündeten in Bewegung, die noch nicht alle über die Enge hinaus waren, fanden dieselben aber bei ihrer Ankunft in Schlachtordnung.

Die sechs Galeeren vor der Linie begannen das Feuer; ihre der feindlichen sehr überlegene Artillerie

richtete unter den Türken große Verwüstungen an; diese begriffen, daß sie jene großen Fahrzeuge nur mit Erfolg angreifen könnten, wenn sie mehrere ihrer Schiffe gegen jedes einzelne derselben richteten; daß aber die Verbündeten bei einer solchen Eröffnung des Kampfes über sie herfallen würden. Sie wollten also lieber die sechs Galeonen durchbrechen, um geradeswegs auf die feindlichen Galeeren loszugehen. Diese Bewegung brachte sie etwas in Verwirrung; ihr rechter der Küste zugekehrter Flügel erreichte die Verbündeten zuerst, und nahm selbst einen Vorsprung, um den linken Flügel derselben zu umgehen. Unterdessen warf der Capudan Pascha sich auf ihren Mittelpunkt, der Galeere Don Juans gegenüber. Die Schlacht wurde nun allgemein; auf der ganzen Linie stießen gegen 500 Schiffe zusammen. Das von Feinden umringte Admiralschiff des Pascha leistete seit zwei Stunden Widerstand; mehr als einmal hatten die Verbündeten versucht es zu entern; mehr als einmal schon die Hälfte des Verdecks erkämpft, immer wurden sie wieder zurückgeworfen, sie geriethen jetzt durch die sieben frisch angekommenen türkischen Galeeren in lebhaftes Gedränge. Das Herbeieilen des Marquis von Sainte Croix, und die heldenmüthigen Anstrengungen zweier venetianischen Capitaine, Loredan und Malipiero, die dabei ihre Liebe zu dem Vaterlande mit dem Tode besiegelten, gaben endlich den Ausschlag. Der türkische Admiral war geblieben; die spanischen Soldaten sprangen noch einmal zum Entern vor, eroberten die Galeere, rissen die türkische Flagge herunter, pflanzten an ihre Stelle die Fahne des Kreuzes, und über dieselbe das Haupt des Admirals auf. Mehrere andere feind-

liche Schiffe im Mittelpunkt des Treffens hatten gleiches Schicksal. Die Befehlshaber derselben stürzten sich in die Schaluppen, um der Gefangenschaft zu entgehen. 30 türkische Galeeren wollten sich vom Kampfe zurückziehen; auf diese warf sich der Proveditor Quirini; sie flohen, er setzte ihnen nach und trieb sie der Küste zu. Die Matrosen suchten ihr letztes Heil in den Fluthen des Meeres. Dem Freudengeschrei im Mittelpunkte der Linie antwortete das Siegsgeschrei des linken Flügels. Der Proveditor Barbarigo, der sich hatte umgehen lassen, war umzingelt worden; seine Galeere hatte mit sechs feindlichen zugleich kämpfen müssen, er war tödtlich verwundet worden. Friedrich Nani, seinem Nachfolger im Posten des Befehlshabers, war es durch Anspannung aller Kräfte nicht nur gelungen, die äußerst bedrängte Galeere zu retten, sondern auch noch eine feindliche zu nehmen, unterstützt von der Division des Proveditors Canale. Die Türken fingen an zu weichen, die Galeere ihres Anführers auf dem rechten Flügel, niedergeschmettert von den Angriffen Canale's und des Capitains Johann Contarini, zog von allen Seiten Wasser. Mohomed Silokko, bedeckt mit Wunden, sah sie sinken: die Venetianer zogen ihn aus dem Wasser, aber nur, um mit seinem Haupte ihre Flagge zu schmücken. Der von seiner Jagd auf die 30 türkischen Galeeren zurückgekehrte Quirini beendigte den Kampf auf dem linken Flügel der Verbündeten; die von zwei Seiten eingeklemmten Türken dachten an nichts als an Flucht. Ohne Ordnung, ohne Anführer, zerstreut, verfolgt, entwischten sie theils mit ihren Galeeren, theils stürzten sie sich in Schaluppen, um das benachbarte

Ufer zu gewinnen. Auf dem rechten Flügel war das Glück den Verbündeten nicht so günstig gewesen. Der König von Algier hatte Doria, in der Absicht ihn zu umgehen, durch fortgesetzte Manövers von der Hauptkraft der Verbündeten abgezogen. Durch das ungleiche Vordringen der Schiffe waren in der Linie der Christen beträchtliche Zwischenräume entstanden. Als der König von Algier in ziemlicher Entfernung eine Gruppe von 15 Galeeren erblickte, kam er mit seiner ganzen Macht gegen sie heran; die Mannschaft derselben bestand aus Spaniern, Venetianern und Maltheſern, die, umringt von dem überlegenen Feind, anfänglich tapfern Widerstand leisteten. Die Hauptgaleere Malta's wurde jedoch genommen, aber auch wieder erobert. Eine venetianische Galeere unter Benedict Soranzo fing Feuer, und ging mit Mann und Maus zu Grunde. Doria bot alles auf, um den linken türkischen Flügel festzuhalten; allein die Bewegungen der algierischen Schiffe waren so schnell, so genau, daß er keinen Vortheil über sie erhalten konnte. Ullus-Ali blieb immer Meister über den Angriff oder die Verweigerung des Kampfes: als er den Mittelpunkt der Türken in Verwirrung und die mehrerwähnten 30 Galeeren an der Küste erblickte, sah er die Unmöglichkeit ein, die Schlacht wieder herzustellen; er ließ deshalb alle Segel aufziehen und drang mit 30 seiner Schiffe durch die Linie der Verbündeten. Die übrigen, die ihm nicht folgen konnten, wurden von den Siegern eingeholt. Die Schlacht hatte fünf Stunden gedauert, das Meer war mit Blut und Trümmern bedeckt; einige Galeeren suchten fliehend das Weite, andere halb zerschmettert gewärtigten weggenommen zu werden,

noch andere, verlassen von ihrer Mannschaft, dienten den Winden zum Spiele; 30 bis 40 trieben gescheitert längs der Küste hin. Diejenigen endlich, die nur wenig im Gefecht gewesen waren, hatten sich in den Golf von Lepanto geflüchtet. Der Verlust der Verbündeten betrug gegen 4—5000 Mann; unter ihnen zählte man 15 venetianische Capitaine. Die Zahl der Verwundeten war weit größer. Der Verlust der Türken ließ sich nicht schätzen; man hat ihn bis auf 30000 Mann angeben wollen; das ist allerdings viel für eine Seeschlacht; aber wenn man erwägt, daß ihnen an diesem Tage fast 200 ihrer Schiffe genommen, verbrannt, versenkt worden waren, die gescheiterten mit eingerechnet, so mußte die Zahl ihrer Todten nothwendig höchst bedeutend seyn.

Das war die größte Seeschlacht nach derjenigen, welche in diesen Gegenden 16 Jahrhunderte früher war geliefert worden. Man hatte den Erfolg ohne Zweifel der Tapferkeit der Verbündeten zu verdanken, konnte aber auch nicht läugnen, daß die sechs venetianischen Gallionen mächtig dazu mitgewirkt hatten, theils durch die Ueberlegenheit ihrer Artillerie, theils durch ihre Stellung vor dem Haupttreffen. Durch beides waren die Türken gezwungen worden, die eigene Linie aufzulösen, um sich mit der feindlichen in der Nähe messen zu können. Die Türken bedienten sich vorzüglich der Bogen und Pfeile, weit weniger des Musketenfeuers. Jene Waffen ermüdeten mehr als das Feuergewehr, und waren dabei lange nicht so mörderisch als dieses. Die venetianischen Fahrzeuge hatten noch außerdem, vermittelst ihres niedrigern Vordertheils, den bemerkenswerthen Vorzug, daß ihre Schüsse sicherer den Körper

der feindlichen Schiffe trafen, und eine größere Wirkung hervorbrachten.

Wer hätte glauben mögen, daß ein so herrlicher Sieg ohne Früchte bleiben würde? Am Tage nach der Schlacht ging man damit um, zur Wegnahme Lepanto's Truppen ans Land zu ziehen, konnte aber nur 5000 streitbare Männer aufbringen, die für den vorgesetzten Zweck nicht hinreichten. Später wollte man einen Streich gegen St. Maura ausführen, stand aber, wegen der Schwierigkeit des Unternehmens, davon ab. Hierauf beschloß man Einfälle gegen die Küsten Moreas, um die Bewohner derselben gegen die Türken in Aufruhr zu bringen und denselben einige Plätze zu entreißen; aber auch dieses Vorhaben scheiterte an den vorgebrachten Einwürfen; Don Juan sprach nur davon, die spanische Flotte nach Messina zurückzuführen, mochte er nun darin dem Rathe der ihn umgebenden Officiere, oder dem jugendlichen Wunsche folgen, in Person so schnell als möglich den Beifall einzuärnten, den ihm ein so glänzender Sieg verdient hatte.

Die Vorsichtigen wiesen unaufhörlich auf die Zeit des Ueberwinterns hin. Mehrere Tage gingen unter aufgestellten und zurückgenommenen Entwürfen hin; bald darauf wandten sich die einzelnen verbündeten Mächte nach ihren Häfen.

Es leuchtete den Venetianern deutlich ein, daß sie von einem Bündnisse, besonders für den Kampf zur See, nichts zu hoffen hatten. Während sie ihre Flotte wieder herstellten, traf die Nachricht ein, daß der Großherr schon wieder eine neue und stärkere ausrüste. Wirklich plünderte auch 1572 eine Vorhut von 60 türkischen Galeeren die venetianischen

Colonien im Archipel. Die Flotte der Venetianer wartete in Corfu vergeblich auf die Ankunft der versprochenen spanischen Schiffe; vergeblich suchte sie dieselben in Messina auf, sie schienen gebannt zu seyn. Es waren der Republik von Philipp II. allein über 100 Galeeren zugesagt worden, dafür erschienen endlich 22; mit dieser schwachen Verstärkung zu der noch 26 Galeeren von den übrigen Verbündeten stießen, durfte man kaum wagen, der türkischen Seemacht entgegen zu gehen, die über 200 Segel zählte. Man kann daraus auf den Umfang der türkischen Macht schließen, die nach einem Verluste von 200 Galeeren im Laufe des Octobers, schon wieder im März über eine gleiche Masse von Streitkräften gebot. Die Verbündeten trafen den Feind bei der Insel Cerigo; man handelte von beiden Seiten mit vieler Vorsicht, ohne einen entscheidenden Schritt zu wagen. Die Nachricht von der Ankunft Don Juans, der 50 Galeeren und 33 Schiffe mit sich führte, so wie die Einladung, ihm entgegen zu kommen, bestimmten die verbündete Flotte zum Rückzuge nach Corfu. Sie bestand nach ihrer völligen Vereinigung aus 134 Galeeren, 10 Galeonen und 45 bewaffneten Schiffen. Man war schon bis zum September vorgerückt, wo große Unternehmungen in der Jahreszeit Hindernisse finden. Das türkische Heer an der Küste Morea's vermied sorgfältig den Kampf. Die Verbündeten griffen unnützerweise einige Plätze dieser Halbinsel an, worauf sich die Spanier nach ihrer Gewohnheit von den Venetianern trennten, und in ihre Häfen zurückkehrten. Gewarnt durch diese neue Erfahrung schlug der Senat Friedensunterhandlungen ein, denen die besorgten Türken

bereitwillig Gehör gaben, wiewohl sie darum von ihren früheren Forderungen nichts nachließen. Durch den am 15. März 1573 abgeschlossenen Frieden erhielt die Republik alle die frühern Vorrechte ihres Handels wieder zurück, gab aber gegen diese Vergünstigung Sopoto in Albanien zurück, die einzige Eroberung während dieses Krieges, trat Cypern ab, bequemte sich, den jährlichen Tribut für die Insel Zante von 500 Ducaten, zu verdreifachen und zahlte außerdem endlich eine Entschädigung von 300000 Ducaten. Es schien, wie Voltaire bemerkt, als hätten die Türken die Schlacht von Lepanto gewonnen.

Diesem unglücklichen Kriege, welcher der Republik eine ihrer schönsten Colonien kostete und noch andere Verluste ankündigte, folgte eine Waffenruhe von 30 Jahren. Die Regierung versäumte indessen nichts, um sich durch die Schaustellung von Glanz und Wohlseyn in der Meinung der übrigen Völker zu behaupten. Die prachtvolle und festliche Aufnahme Heinrich III. als dieser nach dem Tode Karls IX. heimlich den polnischen Thron verließ, und zum Empfange der ihm zugestellten französischen Krone durch Italien reiste, bewies nicht allein den Reichthum der Venetianer, sondern auch ihre Ueberlegenheit in den Künsten. Sie liehen zum Zeichen ihrer Ergebenheit diesem tiefer-schöpften Könige auf sein Ansuchen, unter Gewährleistung zweier Banquiers, 100000 Thaler und zwar ohne Interessen. Eine neue Pest suchte Venedig und seine Provinzen 1575 heim. Sie entriß allein der Hauptstadt gegen 40000 Einwohner, unter diesen auch den berühmten Mahler Tizian; sie pflanzte sich durch Ansteckung nach Mailand fort, wo der

Erzbischof Borromäus gefeierten Andenkens in der edelsten geistlichen Wirksamkeit gegen ihre Schrecken kämpfte. Bald nachher brach sie auch auf Candia aus, wo ihre Verwüstungen mehrere Monate anhielten.

Nach dem Tode des Dogen Moncenigo 1576 wählte man unter einstimmigen Beifall, einen der siegreichen Helden von Lepanto Sebastian Veniero zum Nachfolger. Er regierte nur zwei Jahre; seinen Platz nahm 1578 Nicolaus Daponte in einem Alter von 88 Jahren ein. Die Venetianer bewiesen durch solche Wahlen, daß sie nicht wünschten, von ihrem Dogen regiert zu werden.

Zehn Jahre verflossen ohne ausgezeichnete Ereignisse. Die Seeräubereien der Uskoken veranlaßten mehrere kriegerische Strafgerichte: die Wegnahme einiger Schiffe, eine Menge aufgehängter Seeräuber, die Plünderung ihrer Wohnsitze blieben 150 Jahre hindurch das Hauptergebniß dieser Unternehmungen, ohne daß dadurch die Wurzel des Uebels ausgerottet wurde. Die innere Verwaltung zeichnete sich in dieser Friedenszeit durch mehrere wohlthätige Anordnungen aus. Man vereinfachte die Formen des Rechtsganges, sicherte den Preis der Lebensmittel durch vernünftige Polizeimaßregeln, und arbeitete am Abtragen der Kriegsschulden. Der herzogliche Plaast erstand aus seinen Ruinen. Der St. Markusplatz wurde vollendet, die schöne Rialtobrücke, die durch einen einzigen Bogen die beiden Ufer des großen Canals verbindet, wurde von neuem in Marmor ausgeführt. Palladio baute die prachtvolle Kirche des Erlösers, zufolge eines Gelübdes der Republik für die Befreiung von der Pest. Julius Savorgnano legte an der Gränze Friauls

die schöne Festung Palma Nova an; sie war ein Denkmal des Sieges bei Lepanto; endlich gründeten neun Männer, die einen großen Theil ihres Lebens den Wissenschaften gewidmet hatten, eine Gesellschaft, aus der die venetianische Akademie hervorging.

Nicolaus Daponte erlag 1585 dem Alter; sein Nachfolger gehörte zu einer der Familien, die 1381 nach dem Kriege von Chiozza geadelt worden waren; er hieß Paschal Cicogna. Diese Wahl hatte ihren Grund in dem System, welches eine mittlere Partei zu unterhalten und den fort und fort wachsenden Ehrgeiz der alten Häuser zu zügeln strebte. Man rühmte nicht nur Cicogna's Tugenden, sondern wußte auch von seinen Wundern zu erzählen, die ihn bei den Abergläubischen in den Geruch der Heiligkeit brachten.

Italien verdankte den Genuß des Friedens größtentheils den bürgerlichen Kriegen, welche Frankreich so viele und tiefe Wunden versetzten. Nach der Ermordung Heinrichs, von der Hand eines Mönches 1589, trat der König von Navarra, das Haupt der Hugenotten, später berühmt und beliebt unter dem Namen Heinrichs IV. mit Ansprüchen auf den erledigten Thron hervor. Seiner Erhebung widerstand der Parteigeist des Volks, die Macht des Fanatismus, der Wille der Fremden, als des Königs von Spanien, des Herzogs von Savoyen und des Papstes. Wiewohl er seinen Glauben noch nicht eidlich gegen die Annahme des Catholicismus vertauscht hatte, erkannte ihn dennoch die Republik nach mehrtägigen Berathschlagungen zur lauten Freude des venetianischen Volkes als rechtmäßigen König von Frankreich an, ohne Rücksicht auf die Einsprüche des heiligen Gerichts, treu dem

oft vertheidigten Grundsatze, daß die Verdammung Roms nicht unfähig zur Regierung macht. Heinrich IV. bewies der Signoria seine dankbare Freundschaft durch Uebersendung desselben Degens, den er, seiner schriftlichen Versicherung zufolge, in der Schlacht von Ivry geführt hatte. Die Gegengefälligkeit blieb nicht aus. Die Venetianer liehen Heinrich nicht blos Summen, die ihm das Unglück der Zeit nothwendig machte, sondern sie befahlen auch ihrem Gesandten am französischen Hofe, die Schuldscheine vor den Augen des Königs ins Feuer zu werfen. Einige Zeit darauf, als er den Protestantismus abgeschworen, und sich mit dem apostolischen Stuhle versöhnt hatte, nahm er Venedig zum Schiedsrichter in seinem Streite mit dem Herzoge von Savoyen, wegen der Markgrafschaft Saluzzo; und als er Maria von Medicis heirathete, äußerte er den Wunsch, daß der Name des Hauses Bourbon in das goldene Buch Venedigs eingetragen würde. Man willfahrte seinem Begehren mit ehrfurchtvollem Eifer, und ertheilte ihm und seiner Nachkommenschaft die Rechte venetianischer Edeln. Es ließ sich damals nicht voraussehen, daß der Name des ältesten europäischen Fürstenhauses einst von der Liste ausgestrichen werden sollte.

Dem verstorbenen Dogen Paschal Cicogna folgte 1595 Marino Grimani. Am Ende des 16. Jahrhunderts erregte der Tod des Herzogs von Ferrara Alphons II. einige vorübergehende Unruhen, in welche sich der Papst höchst leidenschaftlich einmischte, und an denen auch die Venetianer lebhaften Antheil nahmen. Da die Geburtsrechte Cäsars von Este, der als Erbe auftrat, nicht vollgültig waren, so erklärte ihn der Papst für ungeeignet zur Nachfolge, und

als jener dessen ungeachtet das Herzogthum in Besitz nahm, so verweigerte er ihm die Belehnung; er stand nämlich zu dem päpstlichen Stuhle in Verhältnissen der Abhängigkeit. Die Venetianer ergriffen umgekehrt die Partei des neuen Herzogs als ein Verwahrungsmittel gegen die fortschreitende Macht des Papstes, und suchten den Absichten ihrer berechnenden Politik durch Absendung von Truppen einen größern Nachdruck zu geben. Der Ausbruch des Krieges schien nicht mehr fern. Clemens VIII. äußerte, daß er den letzten Kirchenkelch daran setzen und vor den Laufgräben Ferraras mit dem Sacrament in der Hand sterben wollte; allein Cäsar, der seine Ansprüche eben so schnell fallen ließ, als er sie erhoben hatte, trat Ferrara gegen den Titel eines Herzogs von Modena und Reggio an den apostolischen Stuhl ab. So reichte also der Kirchenstaat durch die Vergrößerungen während der letzten Zeit bis zum Po, und berührte die Gränzen der Republik, die den Nachtheil einer solchen Nachbarschaft gar bald empfand.

Mit großer, man darf wohl sagen, mit ängstlicher Sorgfalt, erhielten die Venetianer den Frieden mit den Türken. Er kostete ihrer Eigenliebe sehr empfindliche Opfer.

Man hat der venetianischen Regierung vorwerfen wollen, als habe sie durch Auslieferung Don Sebastians des portugiesischen Königs an Spanien, die Rechte der Gastfreundschaft und des Unglücks verletzt. Diese Anklage ist unbegründet. Die Geschichte Sebastians, der im Kampfe gegen die Ungläubigen bei Alcazar auf afrikanischem Boden, lauten Versicherungen zufolge umgekommen war, ist niemals völlig aufgeklärt worden, so daß es dahin gestellt

bleibt, ob der junge merkwürdige Mann, der 1598 vor dem venetianischen Senat in der Rolle des todtgeglaubten Königs auftrat, mit ihm eine und dieselbe Person war oder nicht. Gesetzt aber auch, die Venetianer hätten an der Identität nicht zweifeln können, so war ihnen vernünftigerweise nicht anzumuthen, daß sie sich mit Spanien überwerfen sollten, um Don Sebastian wieder auf den Thron von Portugal zu sehen.

In den letzten 60 Jahren des 16. Jahrhunderts war der Friede nur durch einen kurzen Krieg unterbrochen worden. Während dieses langen Zeitraums waren zwei Menschenalter ohne jene Prüfungen verstrichen, welche männliche Seelen bilden. Es widerspricht sich, wenn man zugleich die Früchte der Krieges bewahren, und die Annehmlichkeiten des Friedens genießen will. Schon in dem letzten Kampfe mit den Türken verläugnete Venedig jene Kraft, die früher in den größten Gefahren den Staat zur Bewunderung der Welt gerettet hatte. Der Wahlspruch eines tüchtigen Volkes muß das römische Wort seyn: Magna populi romani fortuna, sed semper in malis major resurrexit.

Die Künste trugen fortwährend in Venedig die erfreulichste Blüthe. Das Feuer hatte im herzoglichen Palaste die Malereien Tizians und anderer berühmten Meister verzehrt. Paul Veronese und Salviati halfen dem schmerzlichen Verluste durch ihre glänzenden Talente ab. Während dieser Periode standen auch die Wissenschaften in der höchsten Achtung. Die Bibliothek von St. Markus wuchs durch die Freigebigkeit des Patriarchen von Aquileja, Johann Grimani, der sie mit einer Sammlung von Statüen, Marmorarbeiten, Medaillen und

Alterthümern bereicherte. Aldus Manutius, Paul Paruta und ähnliche Männer, erhoben Venedig zum Range der gelehrten Städte, und zwar in einer Zeit, wo andere Völker noch in Barbarei vergraben lagen; der Handel gedieh, die Bank hatte sich neu gestaltet. Das Glück streute seine Gaben mit vollen Händen auf Venedig; aber der Wohlstand des Staates sank anstatt zu steigen. Privatreichthum war fortan das einzige Idol. Wie weit diese Krankheit der Seele in allen Klassen um sich griff, zeigt die lächerliche Wuth, mit welcher sich Venedig damals in die Arme eines unverschämten Charlatans warf, der das Geheimniß des Goldmachens entdeckt haben wollte. Dieser Golddurst war nichts Neues in der Republik, aber er war nicht mehr von jenen kräftigen Leidenschaften begleitet, die gut oder übel geleitet die Bewunderung der Welt an sich reißen und ihre Theilnahme unterhalten. Es war für Venedig schwer, wo nicht unmöglich, beraubt des Welthandels durch die Fortschritte der Länderkunde, und gedrängt von Oesterreich und den Türken, den Rang einer ersten Macht zu behaupten, aber vielleicht hätte der Staat mit Ehren die zweite Stufe des Ansehens einnehmen können, hätte er Kraft entwickelt, die der Mittelmäßigkeit insbesondere ziemt. Je schwächer man ist, desto mehr bedarf man des Muths. Die Armuth wird edel, wenn sie ihre Unabhängigkeit zu sichern weiß. Das Unglück der Venetianer bestand darin, daß sie sich zu sehr der Erinnerung an ihre ehemalige Größe und den Verführungen des Eigennutzes hingaben. Wie man auch über ihre politischen Einrichtungen denken mag, ein Charakterzug derselben, gut oder schlecht, läßt sich nicht abläugnen,

sie waren dauerhaft. Die frühere Größe der Republik beruhte auf drei wesentlichen Ursachen, auf ihrem fast ausschließenden Handel, auf der Ueberlegenheit ihrer Marine in Vergleichung mit andern Völkern, auf den Vorzügen ihrer Verfassung und Verwaltung, durch welche sie andere Staaten weit überflügelte. Diese Mittel hatten aber, wie natürlich, ein bestimmtes Maß der Wirksamkeit. Alle Weisheit des Senats konnte nicht verhindern, daß der Handel eine neue Richtung nahm, daß die Schifffahrt im Ocean eine Umänderung im Bau der Fahrzeuge hervorbrachte, wodurch die adriatischen Galeeren unnütz wurden, daß die Völkerschaften Asiens die östlichen Küsten des Mittelmeeres besetzten, daß Oesterreich mächtig wurde und die übrigen Länder eine feste, gesellschaftliche Ordnung erhielten und in der Kunst der Verwaltung Fortschritte machten. Als die Quelle der Reichthümer, welche bisher der Welthandel genährt hatte, abzunehmen anfing, als die Marine Venedigs ihre Furchtbarkeit verlor, als die großen Staaten Nachbarn der Republik wurden, und mit ihr in der Wissenschaft des Regierens auf gleicher Höhe standen; so mußte sie nothwendig von dem Gipfel ihrer Macht herabsteigen, hätte aber den Sturz vermeiden können, wäre sie in der Zeit des Glücks immer mit jener Mäßigung zu Werke gegangen, die man später nur auf Rechnung ihrer Schwäche setzen kann. Alle Eroberungen ziehen den Uebergang der kleinern Republiken nach sich, wie Machiavell bemerkt, und Venedig gehörte zu den letztern, im Verhältniß zu den andern mächtigen Staaten. Wenn es der Begierde nach Eroberungen auf dem italienischen Festlande widerstanden hätte,

so wäre es unheilvollen Kriegen, unversöhnlichen Feindschaften und unermeßlichen Ausgaben entgangen. Es konnte dann länger seine überseeischen Besitzungen behaupten, einen ausgedehnten Handel forttreiben, die Türken glücklicher bekämpfen, und seiner Flagge im Ocean Achtung verschaffen, wie die Portugiesen, die Spanier, die Holländer thaten, die zu der Zeit, wo sie sich so bedeutend ausbreiteten, weit weniger geschickte Seeleute als die Venetianer waren; während diese mit ihren Nachbarn um den Besitz von Bergamo und Cremona kriegten, setzten sich jene dafür in den beiden Indien fest. Neun italienische Provinzen wogen allerdings einige indische Inseln auf, allein wie schön sie auch seyn mochten, bildeten sie doch nur einen mittelmäßigen Staat. Die sclavische Abhängigkeit derselben hatte ihren Verlust herbeigeführt. Wollte die jetzige Regierung sie auf die Dauer zu ihrem beiderseitigen Vortheile beherrschen, so mußte sie dieselben mit sich verschmelzen und in ihnen nicht Unterthanen sondern Mitbürger gewinnen. Dieser Richtung widersprach die Verfassung Venedigs, und es ist daraus der Schluß zu ziehen, daß diese Republik sich nicht eignete, ihre Kräfte durch Eroberungen auf dem nahen Festlande zu stärken. Welchen Weg man aber auch für den sichern Besitz der neuen Provinzen einschlagen mochte, so stand man doch immer zu den benachbarten Mächten auf einem zu ungleichen Fuße. Der Fehler oder das Unglück der Republik lag mit einem Worte darin, daß sie unter veränderten Zeitumständen ihre Bestimmung verkannte.

Als die Edlen, anstatt für ihr Vaterland ihr Blut zu vergießen, und den Staat durch Siege zu

verherrlichen und durch Eroberungen zu vergrößern, nur daran dachten, Würden zu genießen, und den Ertrag der Abgaben gemeinschaftlich zu verzehren; so wurde man zu der Frage hingetrieben, aus welchem Grunde und mit welchem Rechte 8—900 Einwohner sich zu Eigenthümern der Republik aufwarfen. Sie selbst mußten an Verdiensten und die andern an Ergebenheit verlieren. Die Bande des Staats lockerten sich mehr und mehr auf. Die Unterthanen der Signoria lernten ihr Loos mit der Stellung der Unterthanen oder der Bürger unter fremder Herrschaft vergleichen. Lange Zeit hindurch fast allen Völkern überlegen, weil diese in den Fesseln des Feudalismus lagen, waren sie so weit herabgekommen, daß sie Ursache hatten, nicht nur die freien Republikaner, sondern auch die Bürger der Monarchen zu beneiden. Reich, ruhig und im Besitz der Gewalt hatten die venetianischen Oberherren nur den einen Gedanken, die Vortheile der Ruhe auf Kosten ihrer Achtung zu bewahren. Sie konnten die Republik verjüngen, wenn sie fortschreitend mit dem Jahrhundert und nach dem Beispiele Hollands ihre Verfassung durch zweckmäßige Uebergänge umbildeten, und die Unterthanen zur Würde der Bürger erhoben. Will man, daß eine Republik oder Religion fortbestehen solle, so muß man die eine oder andere, wie Macchiavelli bemerkt, auf ihren ursprünglichen Lebensgeist zurückführen; nun war dieser für Venedig die Gleichheit und der Handel; bei der Umkehr zu jener Richtung gab es freilich eine große Schwierigkeit, das Verderbniß des Volkes; auch handelte es sich nicht darum, die Aristokratie in eine Demokratie umzugestalten, sondern einer zahlreichen von allen politischen Rech-

ten ausgeschlossenen Classe, dadurch wieder Vaterlandsliebe und Muth einzuhauchen, daß man derselben verstattete, die Stirn zu erheben. Der aristokratische Stolz, der in seiner schimpflichen Unthätigkeit nicht mehr wußte, woran er sich halten sollte, bestand hartnäckig auf den kleinlichsten Vorrechten, riß alles an sich, und mußte bald nachher aus Zwang sich unter das eiserne Joch beugen, welches ihm die Oligarchie auflegte. Der Müßiggang, die Ungebühr, die Eitelkeit, der Mangel an Gelegenheiten, Ruhm und Reichthümer zu erwerben, untergruben das Vermögen und Ansehen der meisten Patrizier. Diejenigen, welche geschickt genug gewesen waren, das eine oder andere im Besitz der bedeutendsten Stellen zu behaupten, betrachteten dieselben als ihr Erbtheil an, und sahen in denjenigen nur Schützlinge, die vermöge der ursprünglichen Verfassung ihres Gleichen waren. Die Gewalt zog sich immer enger in wenigen Händen zusammen. Es gab Reiche, die sich dem Drucke gelehrig fügten, weil die Menschen noch stärker am Gelde als an der Ehre hängen. Viele Patrizier lebten in Armuth, und was noch schlimmer war, in der Dunkelheit; sie wirkten durch Abgeben ihrer Stimme zur Ernennung des Fürsten mit und brachten außerdem ihr Leben mit Bemühungen um die kärglichsten und drückendsten Aemter hin. Ihre Dürftigkeit setzte sie mit den sogenannten Edlen des festen Landes ziemlich in dieselbe Klasse. Da die gesellschaftlichen Einrichtungen der Venetianer die der andern Staaten nicht mehr übertrafen, als die Zeit alle Verhältnisse der Reichthums, der Größe und der Dienstleistungen zwischen dieser Macht und den übrigen Völkern geändert hatte, so bestand

die Republik zwar noch fort, weil sie eine Dauer von zwölf Jahrhunderten zählte, aber in jedem Kriege erlitt sie Verluste, bei jedem Vertrage verlor sie an Achtung, und im Friedenszustande, den sie oft erkaufte, blieben die Wunden ihrer Kraft ungeheilt, weil Kraft nur gedeiht, wo Muth vorhanden ist. Man mag einigermaßen darüber erstaunen, daß bei einem solchen Mangel an Vaterlandsliebe, Gemeingeist und Schwungtrieb die Regierung selbst nicht noch auffallender von ihrer frühern Bahn wich, denn darf man auch behaupten, daß sie das Zukünftige nicht immer richtig voraussah, und dafür das wirksamste Mittel anwandte, so verdient sie doch wegen ihrer Beharrlichkeit und Grundsätze Bewunderung, wie die Thatsachen bezeugen.

Venedig hatte beträchtliche, oft siegreiche, manchmal auch unzufriedene Heere. Die Flotten wurden nur den bedeutendsten Personen im Staate anvertraut, die Landtruppen fremden Anführern, die Stelle eines Generalcapitains der Republik war die höchste Stufe des Glücks, nach welcher ein Kriegsmann in Italien trachten konnte. Niemals dachte ein fremder oder venetianischer General daran, die ihm übergebene Gewalt zu mißbrauchen, weil die Regierung nie vergaß, daß derjenige, welcher die Republik retten kann, auch im Stande ist, sie ins Verderben zu stürzen. Das Landheer, aus Milizen und den Ausflüssen verschiedener Völker gebildet, wurde höher besoldet als geachtet; das war kein Mittel, wodurch es besser werden konnte, aber wohl eine Maßregel, die dazu diente, es unschädlich zu machen. Die Proveditoren beaufsichtigten den Feldherrn; zuweilen verlangte man seine

Frau oder seine Kinder als Geißeln, immer aber belohnte man ihn freigebig, und pflegte ihn im Fall eines Verdachtes nachdrücklich zu bestrafen. Hätten immer Venetianer das Heer angeführt, solche nämlich, deren Herz für das Vaterland schlug, so würden Kraft, Ergebenheit und Rechtlichkeit gewiß öfter den Fortgang der Waffen beschleunigt und gesichert haben. Daß der Kriegsdienst in den Händen von Söldlingen lag, that offenbar bei glänzenden Erfolgen einen schweren Eintrag. Man sieht daraus, daß Venedig in seiner heimischen Bevölkerung nicht genug Hülfsquellen vorfand, um zugleich die nothwendigen Land- und Seetruppen zu unterhalten. Die Anführer zur See, die bestimmt aus den Patriziern gewählt wurden, gingen von den Waffen zur Verwaltung bürgerlicher Aemter über; man überhäufte sie mit hohen Ehren, wenn sie solche verdient hatten, setzte sie ab, beraubte sie ihrer Würden, schickte sie in die Verbannung, selbst in Fällen, wo sie nur unglücklich gewesen waren.

Mit heilsamer Sorgfalt wurde die Geistlichkeit in den gehörigen Schranken gehalten. Sie war wohlhabend, zahlreich und wie es ihr gebührt, geachtet und zum Gehorsam angewiesen. Wenn der römische Stuhl keine besondere Ermächtigung gab, von ihr den Zehnten zu erheben, so trug sie nicht zu den öffentlichen Lasten bei. Sie hatte seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts keinen Einfluß auf die Geschäfte der Regierung und der Verwaltung, jede Einmischung in dieselbe war ihr streng untersagt. Jeder Vorwand zu Eingriffen in die Angelegenheiten des Staats fiel ohnehin weg, weil Venedig den Grundsätzen des katholischen Glaubens unerschütterlich anhing. Keine neue Meinung oder

Lehre fand Eingang. Die Concilien, Wortfehden, Religionskriege, die damals in der Ferne umher soviel Unheil anrichteten, blieben der Republik von Grund aus fremd. Wie im Glauben so war sie auch im System der Duldung unveränderlich. Nicht nur diejenigen Unterthanen, die sich zu der griechischen Kirche bekannten, genossen die Wohlthat freier Religionsübung, hatten ihre eigenen Bischöfe und Priester, sondern auch die Protestanten, die Armenier, Mahomedaner, Juden, kurz alle Parteien und Sekten, fanden in Venedig ihre besondern Bethäuser offen, und das Begraben der Ketzer in den Kirchen war nicht verboten. Die Wachsamkeit der Polizei arbeitete den Ausbrüchen der Zwietracht, des Fanatismus und störenden Neuerungen glücklich entgegen. Bei den öffentlichen Andachtsübungen herrschte Ordnung und Pracht. 37 Bischöfe, Erzbischöfe oder Patriarchen bildeten die hohe Geistlichkeit. In den Zeiten ihrer Macht behauptete die Republik eifrig das Recht, die Unterthanen zu wählen, mit denen der Papst die Bischofsstellen besetzte. Seit dem 7. Jahrhunderte war es Regel, daß der Bischof die mit seinem Amte verbundenen zeitlichen Vortheile nur mit Erlaubniß der Regierung genießen konnte; nur mit ihrem Willen durften Synoden und Concilien gehalten werden. In den ersten Zeiten sprach der Doge, indem er dem Bischof Ring und Stab überreichte: Empfanget dieses Bisthum von Gott und dem heiligen Markus, Als die Unfälle, die aus der Ligue von Cambrai hervorgingen, die Republik dem Ansehen des päpstlichen Stuhles unterwarfen, mußte sie auch in diesem Punkte nachgeben. Der römische Hof riß das Recht an sich, die meisten Bischofssitze

nach seinem Gutdünken zu vergeben; die Regierung hatte nur über den vierten Theil derselben zu verfügen, aber jene wie diese, konnten nur Eingebornen verliehen werden. Der Senat bestand endlich darauf, daß die venetianischen Unterthanen, die bei Erledigung der Bischofsstellen von Seiten des römischen Consistoriums in Antrag kamen, ausschließend von venetianischen Cardinälen vorgeschlagen werden wußten. Die offenbarste Gunst des römischn Hofes konnte die venetianischen Bischöfe und Cardinäle nicht gegen die Ahndung der Republik sicher stellen. Waren sie abwesend, verweigerten sie den Gehorsam, so verbannte man sie, setzte sie ab, brachte Verderben über ihre Familie. Die Hauseigenthümer innerhalb des Kirchsprengels ernannten die venetianischen Priester, ohne bei der Wahl Rücksicht auf die besondern Standesverhältnisse zu nehmen; die Edlen warben übrigens nicht um dergleichen Stellen. Priester, die fast unabhängig vom Bischof waren, verwalteten die geistliche Gerichtsbarkeit. Der Bischof übte nur eine ziemlich beschränkte Gewalt über die geistlichen Orden aus. In der Verwaltung ihrer Einkünfte, bei ihren Ausgaben, in ihrem Polizeiwesen stand die Ordensgeistlichkeit unter dem Magistrat. Jeder Geistliche ohne Ausnahme, vom venetianischen Patriarchen bis zum geringsten Mönch herab, war dem Rath der Zehn unterworfen. Endlich konnte kein Mitglied der Geistlichkeit, von welcher Abkunft es auch seyn mochte, irgend ein bürgerliches Amt bekleiden; die Verwandten desselben waren ausgeschlossen von den obrigkeitlichen Stellen, die über geistliche Gegenstände oder Personen entschieden, und wenn es sich im Senat, im großen Rath oder in andern

Staatsversammlungen um eine Angelegenheit handelte, die den römischen Hof näher betraf, so mußten alle diejenigen, die etwas zu suchen oder Verwandte in der Kirche hatten, auf das Abgeben ihrer Stimme verzichten. Die Unterthanen, welche vom Papst Dispensationen oder andere Gnadenerweise zu erhalten wünschten, waren deshalb an die Verwendung des Gesandten der Republik in Rom gewiesen. Kein Beschluß des heiligen Stuhls wurde in den Staaten der Signoria angenommen, bekanntgemacht, vollzogen, ohne Bewilligung der Regierung. Der Einfluß der Inquisition erstreckte sich nicht viel weiter, als auf die Censur der Bücher. Wenn man bedenkt, daß die Venetianer in einer Zeit, wo fast alle Völker vor der päpstlichen Gewalt zitterten, ihre Geistlichkeit in Abhängigkeit zu erhalten wußten, und den kirchlichen Strafen und Interdicten nicht selten trotzten, ohne daß man ihnen Verletzung der Glaubensreinheit vorwerfen konnte, so muß man eingestehen, daß die Republik in diesem Theile der Regierungskunst den übrigen Staaten viel vorgeschritten war. Der berühmte Wahlspruch; siamo Veneziani poi Christiani (seyen wir erst Venetianer und dann Christen) besagt es auf eine kraftvolle Weise, daß sie das Staatsinteresse dem Religionsinteresse voranstellen wollten, fest entschlossen, jeden fremden Eingriff in die Rechte der Republik abzuwehren.

Venedig hatte die Jesuiten einige Zeit nach der Gründung ihres Ordens aufgenommen. Sie wurden insgesammt von dem Gebiet der Republik vertrieben, weil sie in dem bald zu erzählenden Streit, den dieselbe mit dem Papst Paul V. führte, die Partei des Letztern ergriffen hatten. Man zog

ihre Güter ein, und verkaufte dieselben; und als die Regierung später in ihre Rückkehr einwilligte, mußten sie das Kloster, in dem sie sich niederlassen durften, auf eigene Kosten an sich bringen. Es dauerte nicht lange, so erfuhr man, daß ein Pater dieser Gesellschaft unter den Gondelführern eine Verbindung zu angeblichen Zwecken der Andacht gestiftet hatte. Da diese Leute durch ihr Geschäft mit allen reichen und bedeutenden Personen in vorübergehende Berührung kamen, und oft Kenntnisse von den Schritten, und selbst von den Geheimnissen derselben hatten, so schien es gefährlich, das Handwerk des Spionirens in den Händen der Jesuiten zu lassen. Jener geistliche Verein wurde demnach verboten und aufgehoben, und der Urheber derselben mußte Venedig verlassen. Ein neueres Gesetz untersagte jedem Jesuiten, länger als drei Jahr in den Staaten der Signoria zu verweilen. Selbst solche Personen, die nicht zum Orden gehörten, und blos sechs Monate lang die Kleidung desselben getragen hatten, bedurften einer besondern Erlaubniß für ihren Aufenthalt. Die Notare waren beauftragt, kein Testament abzufassen, welches die Jesuiten zu Erben einsetzte, und als die Republik gänzlich mit dem Orden brach, verbot sie allen Familien, ihre Kinder in Anstalten erziehen zu lassen, die unter der Leitung der Jesuiten standen. Im Uebertretungsfalle entzog man den Ungehorsamen ihre Würden. Man vergleiche diese feste und wachsame Polizei mit den schonenden Rücksichten, welche dieser Orden in andern Ländern genoß. Die übrige Geistlichkeit war leichter in Ordnung zu halten. Die Politik der Regierung schien von dem Grundsatz auszugehen, daß es vortheilhaft sey, um

sich ihrer Unterwerfung fester zu versichern, ihr jene Freiheit der Sitten nachzusehen, welche in Venedig überhaupt in allen Classen herrschte. Die Erfahrung hat indessen häufig bewiesen, daß die Geistlichkeit darum nicht weniger herrschsüchtig ist, wenn sie sich den Ausschweifungen ergiebt. Niemals hatte sich die Regierung das Recht nehmen lassen, die Geistlichen vor den weltlichen Richterstuhl zu ziehen, wenn die obschwebenden Verbrechen nicht von kirchlicher Natur waren, so stark auch die Päpste fortwährend gegen dieses Recht ankämpften.

Man sieht aus dem Vorhergehenden, wie ernstlich die Republik darauf bedacht war, den Geist der Herrschsucht unter den Militairpersonen und Geistlichen zu bändigen; es blieb ihr noch die Sorge übrig, sich gegen eine Classe von Usurpatoren zu schützen, die um so furchtbarer waren, weil sie, ausgerüstet mit großer Gewalt, ein gesetzliches Daseyn genossen. Der Rath der Zehn, der wie bereits erwähnt, im Anfange des 14. Jahrhunderts eingesetzt worden, um allen Verzweigungen der Verschwörung des Thiepolo nachzuspüren, hatte sich darauf verstanden, die Gränzen seiner festgesetzten Dauer, und mit ihnen den Umfang seines Einflusses zu erweitern. Man hat gesehen, wie er das Richteramt und die Geschäfte der Verwaltung an sich riß, wie er einen Dogen absetzte, Frieden schloß und Provinzen abtrat, ohne besondere Ermächtigung von Seiten der obersten Staatsbehörde. Schon 1468 schränkte ein Gesetz die Gewalt der Decemvire ein; man ließ ihnen bloß die Sorge, über das Wohl der Republik zu wachen, dahin ging auch ihr ursprünglicher Beruf; allein er bot der Willkür, wie jener vieldeutige Ausdruck anzeigt, ein so weites Feld

dar, daß man sich über die Anmaßungen und Mißbräuche nicht wundern darf, die sich jene Gewalthaber unter den verschiedensten Vorwänden immer wieder von neuem erlaubten. Um das Ziel der Eigenmacht leichter zu erreichen, hatten sie die Methode gewählt, sich Mitglieder aus andern Staatskörpern beizugesellen. Dies waren anfänglich die sechs Räthe des Dogen. Da die Mitglieder des Raths der Zehn unter gewissen Umständen nicht allen Versammlungen beiwohnen konnten, so wurde 1402 verordnet, daß die Präsidenten der peinlichen Quarantia ihnen zur Ergänzung dienen sollten. Dieser Beisatz mißfiel dem furchtbaren Tribunal. Nichts ist so unverträglich, als die willkürliche Gewalt und die geregelte Magistratur. Um sich der hemmenden Gegenwart der zugeordneten Magistratspersonen zu entledigen, ließen sich die Zehnmänner von dem großen Rath 1414 ermächtigen, 20 Patrizier zu wählen, zum Ersatz der abwesenden Mitglieder, oder solcher, die nach Maßgabe der Gegenstände keinen Theil an der Berathung nehmen konnten. Der Rath der Zehn traf die Wahl selbst, und unterwarf sie blos der Form nach der Genehmigung des großen Raths. Es war ein großer Schritt zu Erhöhung ihrer Gewalt, daß ihnen freigestellt wurde, 20 Stimmgeber bezeichnen, sie zulassen oder ausschließen zu können, die eben deswegen Geschöpfe des Tribunals waren, und in dringenden Fällen der Macht desselben durch ihren Beitritt ein neues Gewicht gaben. Endlich wollte der Rath der Zehn das Recht der Beigesellung auf 50 Patrizier ausdehnen, deren Ernennung gleichfalls von ihm abhängen sollte, so daß auf diese Weise der Staat in seinem Mittelpunkte durchkreuzt worden

wäre. Der große Rath begriff die Gefahr, und verwarf den Vorschlag. Im Jahre 1582 hob er die bestehende Sitte der erwähnten Beigesellung zwar nicht förmlich auf, bestätigte aber keins der vorgeschlagenen Mitglieder. Dieser kräftigen Maßregel folgte eine andere; man erneuerte das Gesetz von 1468 und beschränkte die Geschäfte der Zehnmänner auf Unterdrückung der Verbrechen, die Verrätherei, Verschwörung und öffentlichen Aufruhr betrafen; auf die richterliche Erkenntniß in den peinlichen Prozessen der Patrizier, auf die Polizeiaufsicht über die Münze, die Wälder und die Geistlichkeit, so daß die Einmischung in politische und finanzielle Angelegenheiten nach dem Sinne dieser Verordnung nicht mehr statt finden sollte. Der Rath der Zehn ging damit um, die drei oder vier Hauptanführer dieses Beschlusses aufheben und hinrichten zu lassen, stand jedoch von der Ausführung dieses Staatsstreiches ab. So war dieser Staatskörper, der fast seit dreihundert Jahren dahin strebte, alle Gewalten in sich zu vereinigen, forthin weiter nichts als eine obrigkeitliche Behörde, wenn dieser Name einem Vereine zukommt, der ohne Form, ohne Regel, und im Dunkeln richtet.

Anhang.

Verfahrungsregeln der Staatsinquisitoren.

Den 23. Juni 1454. Da wir Staatsinquisitoren unsere Statuten oder Kapitularien für uns und unsere Nachfolger festzusetzen haben, so beschließen wir:

1. Alle Bestimmungen und Verordnungen des Gerichts werden von der Hand eines unserer Mitglieder geschrieben. Man wird sich nur für die Ausfertigung der Vollziehungsbeschlüsse an einen Sekretair wenden, ohne ihn in das Geheimniß des Raths einzuweihen.

2. Die gegenwärtige Verordnung wird in ein Kästchen niedergelegt, zu dem jeder von uns nach der Reihe während eines Monats den Schlüssel haben wird, damit er sich das Verordnete bequem ins Gedächtniß prägen kann.

3. Die Form der Verfahrungsweise des Gerichts bleibt unwandelbar geheim. Weder wir, noch unsere Nachfolger werden irgend ein äußeres Abzeichen tragen. Der öffentliche Dienst wird um so sicherer versehen seyn, je mehr sich das Gericht ins Geheimnißvolle einhüllt.

4. Die Vorladungen werden im Namen der Häupter des Zehngerichts getroffen, welche die Vorgeladenen unmittelbar zur Verfügung unsers Tribunals stellen werden.

5. Ebenso wird es mit den Verhaftungen gehalten. Man wird niemals zu einer Bekanntmachung, zu einem äußern Verfahren schreiten. Wenn die zu verhaftende Person sich in einer Lage befinden sollte, daß man jener nicht befehlen kann, vor den Häuptern des Zehngerichts zu erscheinen, oder wenn sie den Gehorsam verweigern sollte, so wird man die Verhaftung derselben dem Anführer der Sbirren auftragen, indem man demselben die Weisung giebt, die Verhaftung in der Wohnung zu vermeiden, sondern auf die unversehene Ergreifung der Person auszugehen, wenn sie nicht zu Hause ist, um sie unter die Bleidächer zu führen.

6. Das Gericht wird die größtmögliche Anzahl von Beobachtern unterhalten, sowohl aus der Klasse des Adels als unter den Bürgern, dem gemeinen Volke und den Mönchen. Man wird ihnen als Belohnung ihrer Berichte, wenn selbe von einiger Wichtigkeit sind, das Recht versprechen, einige Verwiesene zu bezeichnen, die man auf ihre Angabe von der Verbannung befreien wird; die Anwartschaft auf dieses oder jenes Amt, die Enthebung von gewissen Abgaben oder andere Vorrechte. Man wird ihnen Geld zahlen, wenn sie jede andere Belohnung ausschlagen, aber sie werden keinen festen Gehalt beziehen. Die Bezahlung wird sich nach den geleisteten Diensten richten, und sollten sie in irgend einen schlimmen peinlichen Rechtshandel oder in Schuldsachen verwickelt seyn, so kann ihnen eine

Sicherstellung gewährt werden, aber nur auf eine Zeit lang, blos für acht Monate, mit dem Vorbehalt, selbe zu erneuern, wenn sie es durch ihren Eifer verdienen.

7. Vier dieser Späher werden beständig, ohne daß einer von dem andern weiß, das Haus jedes fremden, in dieser Hauptstadt wohnhaften Gesandten umlauern, um von allem, was darin vorgeht, und von Allen, die dahin kommen, Rechenschaft zu geben.

8. Wenn es den bei einem Gesandten aufgestellten Beobachtern nicht gelingt, in die Geheimnisse desselben einzudringen, so wird man irgend einem verbannten Venetianer den Befehl ertheilen, sich um die Aufnahme in den Palast des Gesandten zu bemühen, unter dem Vorwande, das Recht des Asyls zu genießen. Man wird Maßregeln ergreifen, daß er keiner Beunruhigung ausgesetzt ist; die Aufhebung der Verbannung oder andere seinem Stande angemessene Belohnungen werden der Preis seiner Entdeckungen seyn.

9. Niemals wird man die bei den fremden Gesandten aufgestellten Beobachter aus der Zahl der Patrizier nehmen.

10. Das Gericht wird sich Tags darauf versammeln, wenn der große Rath eine Sitzung gehalten hat. Hier wird man die Namensliste aller derer prüfen, die zu Stellen erwählt worden sind, die Eintritt in den Senat gewähren; ihr Ruf, ihr Vermögen, ihre Gewohnheiten werden den Gegenstand dieser Prüfung abgeben, und wenn einer der Erwählten einen Verdacht zu rechtfertigen scheint, wird man ihm zwei Beobachter zuordnen, ohne

daß einer von dem andern Kunde hat, um den Schritten und allen Handlungen desselben nachzuspüren und davon Rechenschaft zu geben. Wenn dieses Spähen zu keiner Auskunft führt, so wird man eine in Kenntniß gesetzte Person an ihn abschicken, um mit ihm von den Angelegenheiten der Zeit auf eine geheimnißvolle Weise während der Nacht zu sprechen, und ihn unter Anlockung einer beträchtlichen Belohnung dahin zu bringen suchen, ein gewisses Geheimniß der Regierung einem fremden Gesandten zu entdecken, und wenn der Patrizier selbst im Falle der erfolgten Weigerung nicht auf der Stelle bei dem Gericht über die ihm gemachten Anträge Rechenschaft ablegt, so wird er in das sogenannte Register der Verdächtigen eingetragen, und sorgfältig von uns und unsern Nachfolgern beaufsichtigt.

11. Wenn der auf die Probe gestellte Patrizier im Gegentheile sich bereit zeigt, dem fremden Gesandten die verlangten Mittheilungen zu erstatten, so wird man ihn noch sorgfältiger beobachten, und geräth er in gerichtliche Händel, so wird man die Sache dergestalt in die Länge ziehen, daß sie nicht eher zur Beendigung kommt, als nach Verlauf der Amtsverrichtungen, die diesem Edlen den Eintritt in den Senat gewährten.

12. Man wird irgend ein Verständniß in dem Hause jedes Gesandten anknüpfen, indem man sich bemüht, einen oder den andern Sekretair zu gewinnen, dem man für den Monat hundert Thaler anbietet, blos zu dem Ende, damit derselbe die Verbindungen entdeckt, die irgend ein venetianischer Edler mit dem Gesandten unterhalten dürfte. Man

wird diese Eröffnungen durch einen Mönch oder Juden betreiben, da diese Leute überall hinkommen.

13. Jedesmal, wenn der Senat einen Gesandten ernannt hat, um an einem fremden Hofe Sitz zu nehmen, wird ihn das Gericht zu sich entbieten, um ihm aufzutragen, sich in dem Privatrathe des Fürsten, an den seine Bevollmächtigung lautet, irgend ein Verständniß zu verschaffen, in der Absicht, um hinter die Entwürfe dieses Hofes und die von seinem Gesandten in Venedig abgeschickten Berichte zu kommen. Er wird die Weisung erhalten, das Gericht sorgfältig und fortwährend von seinen Entdeckungen zu unterrichten, und wenn selbe wichtig sind, sie nicht in den an die Regierung gerichteten Depeschen zu berühren, da das Gericht sich vorbehält, darüber nach den Umständen Anordnungen zu treffen. Man wird ihm erklären, daß er zum Behufe dieser Entdeckungen über freigestellte Geldsummen zu verfügen hat. Diese Maßregel wird sich bis auf den Bailo (Geschäftsträger) in Konstantinopel erstrecken, da derselbe mit dem Senat einen fortwährenden Schiffwechsel unterhalten soll.

14. Unabhängig von diesem Vorsichtsmittel, wird der Großkanzler beauftragt, den Gesandtschaftssekretairen dieselben Verhaltungsbefehle zu ertheilen, damit sie das Gericht von allem unterrichten, was etwa dem Gesandten entgehen könnte; der Geschäftssekretair in Rom wird insbesondere den ausdrücklichen Befehl erhalten, dem Gerichte zu melden, ob der dortige Gesandte mit Hintansetzung seiner Pflicht für sich oder seine Verwandte um geistliche Pfründen oder Würden nachsucht. Der Schutz

des Gerichts wird diesen Meldungen als Belohnung folgen.

15. Wenn es, was Gott verhüten wolle, dahin käme, daß einer von uns Staatsinquisitoren selbst oder von unsern Nachfolgern, seinen Pflichten zuwider handelte, und zwei seiner Amtsgenossen es nothwendig fänden, dagegen auf Abhülfe zu denken, so werden sie, da die Vereinigung von drei Stimmen in wichtigen Angelegenheiten erforderlich ist, mit dem Dogen zusammentreten und nach Umständen gegen den Schuldigen insgeheim einschreiten. Dasselbe Mittel wird angewendet, wenn gegen eine mit einem Inquisitor verbundene Person einzuschreiten ist.

16. Wenn das Gericht jemands Tod für nöthig erachtet, wird die Vollstreckung niemals öffentlich statt finden. Der Verurtheilte wird während der Nacht im Kanal Orfano ersäuft.

17. Wenn das Gericht für dienlich hält, jemanden aus Venedig zu entfernen, dessen Aufenthalt gefährlich seyn könnte, so wird man dieser Person den Befehl melden, binnen 24 Stunden unter Lebensstrafe das Staatsgebiet zu verlassen, und ihren Namen auf die Liste der Verbannten setzen. Der Verwiesene wird nur zurückkehren dürfen, nachdem sein Name vermöge einer Berathung des Gerichts von der Liste ausgestrichen ist; man wird aber Sorge tragen, dieses Mittel nicht gegen Fremde und Geistliche anzuwenden. Was die Uebrigen betrifft, so wird man in Gemäßheit des Vergehens nach den gewöhnlichen Formen verfahren.

18. Die Maßregeln der Wachsamkeit, welche für die Edlen vorgeschrieben sind, die in den Senat

treten, werden auf die Bürger angewendet, welche die Wahl zu den Amtsverrichtungen der Sekretaire ruft. Man wird alle Jahre beim Ende des Septembers über jeden derselben Erkundigungen einziehen. Man wird dafür sorgen, daß der Sekretair des Gerichts keinen Theil an dem Verfahren nimmt, noch Kenntniß davon erhält, sondern man wird sich im Nothfall an den Großkanzler oder einen der Avogadori wenden, den man für diesen Zweck berufen wird.

19. Da es wichtig ist, die Sekretaire des Senats nicht zu erneuern, aus Besorgniß, es möchte einer unter ihnen beim Abgange von seinem Posten ins Ausland übertreten, so wird das Gericht die Weisen, wenn sie eine Aenderung vorschlagen sollten, vor den Dogen bescheiden, um ihnen die Meinung der Inquisitoren darzulegen, und sie zur Bestätigung der dienstleistenden Sekretaire zu vermögen. Sollte einer der genannten Sekretaire freiwillig seinem Posten entsagen, so wird ihn das Gericht vor sich laden, und ihn bedeuten, nicht ohne Erlaubniß das Gebiet der Republik zu überschreiten. Man wird ihn zu gleicher Zeit unter die Aufsicht zweier Aufpasser setzen.

20. Die aus der Klasse des Adels genommenen Beobachter werden den besondern Auftrag erhalten, Rechenschaft abzustatten von allem, was die Patrizier im Broglio gesagt haben möchten, vorzüglich am frühen Morgen, weil man da freier redet, wegen der geringern Anzahl von Personen, die sich dort einfinden. Diese Beobachter werden einen wöchentlichen Bericht abliefern, wenn sie irgend einen wichtigen Umstand zu offenbaren haben.

21. Man wird dieselbe Methode auch auf die

Kundschafter aus dem Bürgerstande oder dem gemeinen Volke anwenden, und ihnen insbesondere einschärfen, Meldung zu thun von den kleinsten Vereinen oder Winkelversammlungen, die unter verschiedenen Personen statt finden dürften, da dieser Gegenstand für die Sicherheit des Staats höchst wesentlich ist.

22. Alle zwei Monate wird sich das Gericht den Briefkasten des römischen Kouriers herbeischaffen lassen; man wird die Briefe öffnen, um Kenntniß von den Korrespondenzen zu nehmen, welche die Päpstlichgesinnten mit der römischen Regierung unterhalten dürften.

23. Da ein Indult des Papstes Eugen IV. besteht, des Inhalts, daß der Archidiaconus von Castello dem Rathe der Zehn beiwohnen soll, wenn man in demselben über einen Geistlichen Gericht hält, so wird dieser Archidiaconus vorgefordert und dahin bedeutet werden, diese Verwilligung außer Acht zu lassen. Bei jedem neuen Archidiaconus ist auch diese Andeutung zu erneuern.

24. Da die Criminalbehörden dieser Hauptstadt im Besitz des Richteramts über die Geistlichen sind, so wird man an diesem Herkommen nichts abändern. Die auswärtigen Richter werden aber diese Befugniß nicht ausüben können, wofern sie ihnen nicht förmlich von dem Senat oder dem Rathe der Zehn übertragen ist. Dieser Artikel geht jedoch die Land- und Seebefehlshaber nicht an, in Betracht, daß sie vermöge ihres Postens mit der vollen richterlichen Gewalt bekleidet sind.

25. Das Gericht wird die auf Cypern oder Candia befehligenden Generale ermächtigen, im Falle,

daß im Lande irgend ein Patrizier oder sonst eine einflußreiche Person vorhanden seyn sollte, deren Aufführung ihren Tod wünschenswerth machen dürfte, solchen oder solche insgeheim umbringen zu lassen, wenn sie diese Maßregeln nach ihrem Gewissen für unumgänglich halten, mit Vorbehalt ihrer Verantwortlichkeit vor Gott.

26. Wenn irgend ein Arbeiter eine Kunst zum Nachtheile des Staats ins Ausland einführt, so wird man ihm den Befehl der Rückkehr zusenden. Gehorcht er nicht, so wird man seine nächsten Verwandten ins Gefängniß werfen, um ihn durch das Interesse, welches er an ihnen nimmt, zum Gehorsam zu bewegen. Kommt er zurück, so wird man ihm das Vergangene verzeihen und eine Niederlassung in Venedig verschaffen. Wenn derselbe ungeachtet der Gefängnißhaft seiner Anverwandten darauf beharrt, im Auslande bleiben zu wollen, so wird man Maßregeln ergreifen, ihn, wo er auch seyn mag, aus dem Wege zu schaffen; nach seinem Tode werden seine Verwandten ihre Freiheit zurück erhalten. Alle Gesandten, Residenten, Consuln in fremden Ländern sind verpflichtet, dem Gerichte alle die Neuigkeiten zu melden, die dem Staate Gefahr bringen könnten.

27. Wenn irgend ein Bischof, wie es geschehen ist, irgend eine Macht oder Gerichtsbarkeit über die Weltlichen auszuüben gedächte, so wird er daran durch Mittel der Güte und anderweitig verhindert werden. Die Bischöfe werden gegen die Priester bis zur Enthebung derselben von den gottesdienstlichen Verrichtungen einschreiten können; aber ihr Ansehen wird nicht so weit gehen, denselben bis ans

Leben zu kommen, noch weniger gilt dies von den Mönchen, weil diese nicht unter der bischöflichen Gerichtsbarkeit zu stehen behaupten.

28. Wenn irgend ein edler Venetianer dem Gerichte Anträge enthüllt, die an ihn von Seiten eines Gesandten ergangen sind, so wird er ermächtigt, diesen Verkehr fortzusetzen, und hat man darüber thatsächliche Gewißheit erlangt, so wird der vermittelnde Unterhändler dieses Verständnisses aufgehoben und ersäuft, wofern er nicht der Gesandte selbst, oder der Gesandtschaftssekretair ist, sondern eine Person, die man nicht zu kennen vorgeben kann.

29. Wenn irgend ein Verbannter oder ein von der Gerechtigkeit Verfolgter sich in den Palast eines Gesandten flüchten wird, falls das Vergehen nur ein gewöhnliches ist, so wird man sich stellen können, als wisse man nicht, wo der Schuldige ist, wofern er nicht zum Vorschein kommt; handelt es sich aber um ein Staatsverbrechen, um Veruntreuung der öffentlichen Gelder, oder um eine heillose That, so wird man alle Mittel zu seiner Verhaftung anwenden, und ist diese nicht zu erlangen, denselben meuchlings umbringen lassen.

30. Wenn irgend ein Patrizier wegen eines Vergehens, sey es schwer oder leicht, ein Asyl in dem Palaste eines fremden Gesandten suchen sollte, so wird man dafür sorgen, ihn daselbst unverzüglich tödten zu lassen.

31. Wenn ein auswärtiger Fürst sich für die Begnadigung eines verbannten Edlen verwendet, so kann selbe nach Gutbefinden des Senats zugestanden werden, wofern es sich nicht von einem schweren Verbrechen, noch von einer Veruntreuung der

öffentlichen Gelder handelt; der zurückgekehrte Verbannte wird aber unter immerwährender Aufsicht stehen, und in das Register der Verdächtigen eingetragen werden.

32. Wenn ein nicht verbannter Patrizier in den Dienst eines fremden Fürsten treten sollte, ohne Priester oder Mönch, und in Rom wohnhaft zu seyn, so wird er auf der Stelle zurückgerufen werden, bei Strafe, in die Ungnade der Regierung zu fallen. Verweigert er den Gehorsam, so werden seine nächsten Verwandten eingekerkert. Zwei Monate nachher wird man auf Mittel denken, ihn, wo er sich auch befinden mag, tödten zu lassen; ist dies unmöglich, so wird er auf Beschluß des Gerichts der Zehn entadelt, worauf seine Verwandten wieder ihre Freiheit erlangen werden.

33. Wenn irgend ein Patrizier in Verwandtschaft mit einem fremden Fürsten treten will, so wird der Heirathsvertrag nur unter der Rücksicht erlaubt, daß jener vorläufig die Erlaubniß dazu gesucht und von dem Senat oder Rath der Zehn erhalten hat.

34. Es bleibt allen Statthaltern verboten, sich, ihre Söhne, Brüder oder Neffen mit einer Edlen aus einer der Republik unterworfenen Stadt zu verheirathen, ehe der für die Dauer ihrer Geschäfte bestimmte Zeitraum abgelaufen ist. Dann haben sie ein Bittschreiben bei dem Gerichte vorzulegen, welches der Gewißheit wegen, daß keine Gewalt gebraucht worden ist, die Verwandten der zur Heirath begehrten Person oder sie selbst herbeirufen, und die Erlaubniß gewähren wird, wenn sie statthaft ist.

35. Wenn irgend ein Edler bei einer Rede im Senat oder großen Rath den Gegenstand der Erörterung verlassen, und in Fragen eingehen wird, die dem öffentlichen Interesse Nachtheil bringen können; so wird ihm einer von den Häuptern im Rathe der Zehn sogleich das Sprechen untersagen. Wenn er sich zu Erörterungen über das Ansehen des Raths der Zehn anschickt, und denselben anzutasten versucht, so wird man ihn ohne Unterbrechung anhören, unmittelbar nachher wird er verhaftet; man wird ihm den Prozeß machen, um ihn in Gemäßheit seines Vergehens zu richten, und kann man auf diesem Wege nicht dazu gelangen, so wird man ihn heimlich umbringen lassen.

36. Wenn ein Gesandter von seiner Sendung zurückkehrt, so wird das Gericht geheime Nachforschungen anstellen, um sich zu versichern, ob dieser Gesandte von dem Hofe, bei welchem er beglaubigt war, nicht noch andere Geschenke erhalten hat, als diejenigen, die von ihm angegeben und bei dem höchsten Collegium niedergelegt sind; und wenn sich findet, daß der genannte Gesandte dergleichen erhalten hat, so wird er vor das Gericht gestellt, und man wird ihm den Prozeß machen.

37. Bei einer Klagesache gegen ein Haupt im Rathe der Zehn wird die Einleitung des Prozesses insgeheim getroffen, und handelt es sich blos von einigen Privatvergehen, so wird man von diesem Rathe die Ernennung dreier Mitglieder aus ihrer Mitte fordern, damit diese sogleich mit den drei Staatsinquisitoren wegen der anhängigen Privatsache zusammentreten. Das aus sechs Personen bestehende Gericht wird zur Berathung schreiten

und fünf Stimmen zur Verurtheilung nöthig haben. Man wird in dieser Sache mit dem größten Geheimniß verfahren, und im Fall der Verurtheilung zum Tode das Gift jedem andern Mittel vorziehen. Wenn der Angeklagte nicht ein Haupt im Rathe der gegenwärtig dienstleistenden Zehn war, so wird er ausschließend von den Staatsinquisitoren gerichtet.

38. Man wird die im obigen Artikel festgesetzten Formen für den Fall anwenden, daß der Doge selbst in eine für den Staat überaus wichtige Angelegenheit verwickelt seyn sollte; aber so, daß man nur nach reiflicher Ueberlegung handelt.

39. Der mißvergnügte Edle, der etwa übel von der Regierung redet, wird vorgefordert, und zweimal warnungsweise zu größerer Vorsicht angewiesen. Das dritte Mal wird man ihm verbieten, innerhalb zweier Jahre in den Rathsversammlungen und an öffentlichen Orten zu erscheinen. Wenn er nicht gehorcht, wenn er nicht eine strenge Zurückgezogenheit beobachtet, oder wenn er nach zwei Jahren neue Unziemlichkeiten begeht, so wird man ihn als einen Unverbesserlichen ersäufen lassen.

40. Es wird nicht nur Späher in Venedig, sondern auch in den vorzüglichsten Städten der Republik geben, hauptsächlich an den Gränzen. Sie werden zweimal des Jahres sich persönlich dem Gerichte vorstellen, um hier zu erklären, ob sie Kenntniß davon haben, daß die Statthalter oder andere ausgezeichnete Personen irgend ein Verständniß mit den benachbarten Fürsten unterhalten, oder sich schlecht betragen. Bei der geringsten Meldung einer dem öffentlichen Dienste schädlichen Unordnung wird

das Gericht dagegen kräftig einwirken, jedoch vorsichtig, damit es nicht durch Verläumdung irregeführt werde. Die Späher können in dringenden Fällen ihre Berichte auch schriftlich erstatten, und wichtige Nachrichten wird man mit Freigebigkeit belohnen.

41. Die Guardiani der Schulen werden ihr Kapitel nicht versammeln können, ohne die mit der Aufsicht über die Schulen beauftragten Proveditoren der Polizei davon zu benachrichtigen, noch ein Kapitel halten oder irgend eine Berathung vornehmen dürfen, wenn nicht wenigstens einer dieser Proveditoren zugegen ist, und zwar deshalb nicht, um den Nachtheilen plebejischer Winkelsammlungen vorzubeugen.

42. Wenn ein Patrizier oder Bürger eine Gnade nachsucht, so wird der Sekretair, welcher beauftragt ist, die Bittschrift zu lesen, selbe sogleich an den Sekretair unsers Gerichts abgeben. Dieser wird nachweisen, ob der Name des Bittstellers auf dem Register der Verdächtigen steht, und in diesem Falle wird den Räthen und Weisen bedeutet, keinen Vorschlag zu Gunsten des Ansuchenden zu thun.

43. Wenn ein Avogadore vor einem andern Rathe das Verfahren des Raths der Zehn zu beurtheilen unternimmt, so wird er vor das Gericht beschieden, und hier wird er die Weisung erhalten, daß es den Interessen des Staats nicht zuträglich ist, dergleichen Urtheile in Umlauf zu setzen, weil es der erfahrungslosen Menge nicht zukommt, über die Handlungen verständiger Männer zu richten, und daß, wenn ihm ein Verfahren oder Urtheil des Raths der Zehn zu Bemerkungen geeignet scheint,

er diese dem Rathe selbst unterwerfen kann, der seine Schritte berichtigen wird, wenn dieses statthaft ist.

Wenn der Avogadore nach dieser Warnung darauf beharrt, im großen Rath oder vor dem Senat reden zu wollen, unter der Behauptung, daß er darauf vermöge seiner Amtes ein Recht habe, so wird man ihm vorstellen, daß das Gesetz, vermöge dessen die Avogadori eingesetzt sind, ihren Urtheilen die Handlungen des Raths der Zehn nicht hat unterwerfen können, weil der Rath der Zehn damals noch nicht vorhanden war. Wenn er ungeachtet dieser Winkes auf seinem Vorhaben besteht, so wird man ihm befehlen, davon abzulassen; man wird ihm Stillschweigen auferlegen, und bleibt er unerschütterlich, so wird man ihn zwingen, ehe er das Gericht verläßt, schriftlich zu erklären, vor welcher Rathsbehörde er seinen Einspruch führen will. Man wird für den Augenblick nicht gegen ihn einschreiten, sondern einen der Kundschafter unter falschem Namen beauftragen, mit ihm, wie mit einem Privatmanne, der wegen eines Vergehens angeklagt ist, Händel zu suchen. Die Sache wird dann vor das Gericht der Zehn kommen, welche sogleich die Aufnahme des Prozesses verordnen werden; seine Verhaftung wird verhängt, wie die eines Privatmannes, ohne daß man dabei seine Hartnäckigkeit erwähnt, den Rath der Zehn anklagen zu wollen. Die Staatsinquisitoren werden den Dogen, die Häupter des Raths der Zehn, einige Mitglieder dieses Raths, hauptsächlich diejenigen, welche in der Staatsinquisition gesessen haben, von den wahren Umständen der Sache unterrichten, damit sie durch ihre Abstimmung dazu beitragen, die Verhaftung

des verwegenen Avogadore auszusprechen. So als Privatmann vor Gericht gestellt, verfolgt, wie ein angeklagter Uebelthäter, wird er seiner Geschäftsführung enthoben und der Rechte seines Amtes beraubt. Erscheint er selbst und stellt er sich als Gefangener ein, so wird man den Prozeß bis zu dem Augenblick hinziehen, wo sein Amt zu Ende geht, und dann wird über die Sache so entschieden werden, wie es das Staatswohl erheischt.

Wenn sich bei dieser Gelegenheit einiges Murren erhebt, so wird man es den Urhebern lebhaft verweisen, und zwar mit der Miene des Rechts, weil man sich nicht die Ermächtigung herausnehmen dürfe, von geheimen Angelegenheiten zu sprechen, und weil man Tadel verdiene, wenn man unbesonnen von demjenigen spricht, was man nicht wissen kann.

44. Wenn irgend ein aus Venedig Verwiesener vor einem Gesandten der Republik erscheint, und ihm erklärt, daß er Entdeckungen zu machen hat, welche den Staat angehen, so wird der Gesandte ihm einen Geleitsbrief ausstellen, damit er vor das Gericht treten kann. Dieser Geleitsbrief wird nur für drei Monate Gültigkeit haben; bei seiner Ankunft auf der Gränze wird sich der Verbannte insgeheim dem Gouverneur vorstellen, indem er demselben seinen Geleitsbrief vorzeigt. Dieser wird ihm so lange Sicherheit gewähren, als die von Venedig entgegenzunehmende Antwort erfordert, und das von der Ankunft des Verbannten unterrichtete Gericht wird ihn aufgreifen lassen, damit er nicht Gelegenheit hat, eine neue Uebelthat zu begehen. Die Gesandten werden indessen

keinem Venetianer einen Geleitsbrief zugestehen können, der wegen eines Staatsverbrechens oder wegen Veruntreuung der öffentlichen Gelder verwiesen seyn dürfte; in diesem Falle werden sie das Verlangen desselben zur Sprache bringen, in Begleitung eines Schreibens, das der Verbannte eigenhändig, oder eine von ihm gewählte Person abgefaßt hat, worauf die Versiegelung in seiner Gegenwart erfolgt, ohne daß der Gouverneur davon Kenntniß nimmt, und dasselbe mit den Depeschen abgeht. Das Gericht wird darauf verfügen, was es für ersprießlich achtet.

45. Jeder von den Gesandten oder einer andern Person an das Gericht überschriebene Brief wird unter doppeltem Einschluß liegen. Unter dem einen gelangt er an das Gericht, unter dem andern an die Häupter des Raths der Zehn, der ihn versiegelt den Staatsinquisitoren zustellt. Er muß wenigstens von zwei Staatsinquisitoren erbrochen werden.

46. Niemals, wenn es sich darum handelt, einen Verbannten verhaften oder umbringen zu lassen, wird man demjenigen, der sich damit befaßt, die Begnadigung eines verbannten Staatsverbrechers zusagen können, wenn der zu Verhaftende nicht selbst ein Staatsverbrecher ist.

47. Ein verbannter Staatsverbrecher, der seine Begnadigung nachsucht, wird sie nur von dem Gericht und durch demselben geleistete Dienste erlangen können, das heißt, durch Entdeckungen im Kreise der Staatsangelegenheiten oder durch die Verhaftung oder das Tödten eines andern Staatsverbrechers. Wenn der Getödtete eine wichtige Person

war, so wird man denjenigen der des Letztern Kopf herbeigeschafft hat, die Begnadigung zusprechen können. Im entgegengesetzten Falle wird man dasjenige ersehen, was zur Verordnung geeignet ist, und wenn man nicht die Begnadigung ertheilt, so wird man demjenigen eine Belohnung zustellen, welchen der Mörder zu dem Ende bezeichnet haben wird.

48. Wenn künftig die Strafe der Verbannung gegen jemand ausgesprochen werden soll, so wird das Gericht in Ueberlegung ziehn, ob der Verurtheilte unter die wegen Staatsverbrechen Verbannten einzuschreiben ist oder nicht. Im letztern Falle wird ihn der Sekretair des Gerichts in das für diesen Zweck unterhaltene Register eintragen, um auf ihn die Regeln anzuwenden, die für dergleichen Verbannte vorgeschrieben sind. Die Gouverneurs und Generale werden den Befehl empfangen, dem Gerichte Rechenschaft abzulegen über die Verbannungsurtheile, die sie etwa ausgesprochen haben, um das Gericht in Stand zu setzen, dieselben unter ihre Klasse zu bringen.

Ergänzungen in den Verfahrungsregeln der Staatsinquisitoren.

1. Seit der Erwerbung des Königreichs Cypern*) durch die Entsagung der Königin Katharina Cornaro hört man im Broglio und selbst anderswo

*) Da die Republik sich Cyperns im Jahre 1489 bemächtigte, so müssen die gegenwärtigen Ergänzungen in eine spätere Zeit fallen.

Stimmen, die sich zu sagen erlauben, daß die Nachkommen der Brüder der Königin Ansprüche machen, Prinzen von Geblüt zu heißen, und daß andere, nicht mit der Königin verwandte Patrizier, die aber als Lehen gewisse Inseln des Archipels oder andere Ländereien in der Levante besaßen, ebenfalls den Titel von Prinzen verlangen. Die Späher sind angewiesen, aufmerksam diese abgeschmackten Reden dem Gericht zu hinterbringen, da solche im Staate Verwirrung anrichten könnten. Es ist beschlossen, daß bei jedem ähnlichen Vorfall diejenigen, welche dergleichen Ansprüche äußern sollten, vorgeladen werden; man wird ihnen andeuten, sich dergleichen Reden unter Todesstrafe nicht zu erlauben, und wenn sie kühn genug seyn sollten, in dieselben zurückzufallen, und man darüber einen gerichtlichen oder außergerichtlichen Beweis erlangen kann, so mag einer derselben des Beispiels wegen ersäuft werden.

Es ist dem Gericht zu Ohren gekommen, daß viele Personen nicht allein unter den Edlen, sondern selbst unter dem gemeinen Volke und den Fremden sich eigenmächtig herausnehmen, über die Rechte der Republik auf das Königreich Cypern hin und her zu schwatzen; andere, die noch unsinniger sind, lassen es sich beikommen, darüber zu urtheilen und zu erklären, das Recht der Republik auf diesen Staat gehe lediglich von dem Besitze desselben aus, in Betracht, daß die Rechte der Königin Katharina selbst schwach begründet seyen. Da viel daran liegt, dieser Frechheit einen Zaum anzulegen, so wird man die Kundschafter anweisen, alle diejenigen anzugeben, die dergleichen Reden etwa führen. Die Hauptschuldigen wird man vorladen:

wenn ihre Reden nur dem Leichtsinn oder der Unbesonnenheit beigemessen werden können, wird man sich mit einem strengen Verweise und dem Befehle begnügen, vorsichtiger zu seyn; wenn man darin Bosheit erblickt, oder wenn sie, aus welchem Grunde es auch geschehen mag, auf Rückfällen betroffen werden, so wird man sie ersäufen lassen. Ist es ein Fremder, der sich solcher Reden schuldig gemacht hat, so wird er Befehl erhalten, das Gebiet der Republik binnen 24 Stunden zu verlassen, wofern er keine schlimmen Absichten hegte denn ist dies der Fall, so hat er seinen Fehler mit dem Leben zu bezahlen.

2. Wir sind von einigen Reden benachrichtigt worden, die in dem Palast des Nuntius umgehen. Man erlaubt sich daselbst zu sagen, daß die Macht des weltlichen Fürsten nicht so weit reicht, die Geistlichen zu richten, weder in bürgerlichen Angelegenheiten, wenn sie dabei betheiligt sind, noch in peinlichen Rechtshändeln, wenn sie die Schuldigen sind, wofern nicht eine päpstliche Verwilligung der Regierung das Richteramt übertragen hat, und daß jeder Fürst, der es damit anders hält, ein Schismatiker sey. Es sind nicht allein die in der Residenz beim Sitze der durchlauchtigsten Signoria angestellten Personen, welche sich diese Reden erlauben; man sieht auch Geistliche aus der Klasse der edlen Venetianer, Bischöfe, Pfründenbesitzer daran Theil nehmen, geschehe es nun, um Schöngeisterei zu treiben, oder um die Gewogenheit des Papstes zu erwerben. Sie zeigen keinen geringern Eifer, als jene andern, um diese Meinung zu unterhalten, und sie begehen sogar die Tollheit, dieselben Gespräche in ihrer Wohnung zu wiederholen, mitten unter

ihrer Familie und ihren Gesellschaften. Um diesen Mißbräuchen zu begegnen, ist beschlossen, daß man, was die Personen vom Hause des Nuntius anlangt, sich nicht mit den Reden derselben befassen will, wenn solche den Bezirk dieses Hauses nicht überschreiten. Wenn Einige sich erlauben, anderswo als im Sitze des Nuntius davon zu reden, so wird man für die Wegräumung eines derselben sorgen, und zugleich verlauten lassen, daß er auf Befehl des Gerichts, und um dieser Ursache willen getödtet worden ist; aber zu gleicher Zeit wird man eiligst dem Gesandten der Republik in Rom davon Meldung thun, damit er für die Sicherheit der Personen seines Hauses die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln ergreifen kann. Die adelichen venetianischen Prälaten, die kühn genug seyn werden, ähnliche Grundsätze im Hause des Nuntius auszusprechen, werden in ein Register eingetragen, das die Ueberschrift führt: Geistliche, die der Regierung wenig genehm sind. Man wird an den Magistrat, an den Rector schreiben, in dessem Bereiche ihre Pfründe liegt, um denselben zu beauftragen, unter der Hand nachzusehen, ob nicht irgend ein Privatmann vorhanden ist, der gegen die Pfründe oder den Pfründenträger einen gut oder schlecht begründeten Anspruch zu erheben hat. Dieser Privatmann wird ermuthigt werden, selben geltend zu machen, auf Gerechtigkeit zu dringen und einen Prozeß anzuknüpfen. Augenblicklich werden alle Einkünfte des Prälaten mit Beschlag belegt, und dieser Beschlag wird unter verschiedenen Vorwänden so lange aufrecht erhalten, bis der Schuldige auf den wahren Beweggrund dieser Strenge verfällt, und deshalb sich eines Bessern besinnt; sollte er aber außerhalb

des Palastes des Nuntius diese tollen Reden geführt haben, so wird man ihn vorladen, und in dem Fall, daß er nicht erscheint, ihn heimlich aufheben und auf lange Zeit einsperren, damit diese verderblichen Meinungen ausgerottet werden, oder wenigstens die Anhänger des römischen Hofes sich gezwungen sehen, dieselben geheim zu halten, und dergleichen nicht in Venedig auszubreiten. Wenn nach der Beschlagnahme auf die Einkünfte und einer langwierigen Entdeckung der Schuldige wieder umschlägt, so wird man gegen ihn mit der äußersten Strenge verfahren, weil das eingewurzelte Uebel mit Feuer und Schwert ausgerottet seyn will.

4. Einige unserer Patrizier erlauben sich Handel zu treiben, sey es unter eigenem oder fremden Namen. Diese Sache ist großer Ueberlegung werth, und dem seit dem Jahre 1400 in der Republik weislich eingeführtem Gebrauche entgegen, welcher ihnen vorschreibt, diesem Geschäfte zu entsagen. Das öffentliche Wohl gestattet nicht, daß derjenige, welcher Richter seyn soll, einem eigennützigen Interesse folgen könne. Nun würde es aber kein Mittel geben, die Handelsangelegenheiten zu erwägen, wenn ein Edler, dem eine berathende Stimme zustände, zugleich Kaufmann wäre. Es ist demnach beschlossen, daß es jedem Patrizier schlechthin verboten seyn soll, irgend einen Handel zu treiben, sowohl unter eigenem als unter fremden Namen, sowohl in Venedig als auswärts, sowohl in dem In- als Auslande, und zwar unter Strafe der Einziehung der Waaren, unbeschadet der andern Strafe, welche das Gericht ihm aufzulegen belieben wird. Alle drei Monate werden von uns und unsern Nachfolgern Maßregeln ergriffen werden zur Ausführung

dieser Anordnung, indem wir unversehens zwei oder drei Kaufleute, ohne daß einer von dem andern darüber Kunde hat, vor unser Gericht rufen, um jeden insbesondere über diesen Mißbrauch zu fragen. Entdeckt man einige Schuldige, so wird man streng gegen sie verfahren, damit jedermann Gehorsam lerne; und damit niemand die Nichtkenntniß der gegenwärtigen Entscheidung vorschützen könne, wird sie unser Sekretair in der nächsten Versammlung des großen Raths bekannt machen, was dieselbe Wirkung haben wird, als wenn sie die Stimme des Drucks würde zur Oeffentlichkeit gebracht haben. Die Edlen werden jedoch ihr Vermögen auf Wechsel und Erbzins anlegen können, aber nicht anderswie; und sollten sie Kapitale verleihen, um in eine Gesellschaft einzutreten, so werden diese Kapitale eingezogen. Die eine Hälfte erhält der Angeber, die andere fließt in die Kasse des Raths der Zehn und anders wohin; der schuldige Patrizier wird zehn Jahre lang von dem großen Rathe ausgeschlossen bleiben.

5. Ein anderer Mißbrauch von nicht minderm Belange ist unter die Edlen und solche, die nicht edel sind, eingedrungen. Er besteht in der Versendung von Kapitalien ins Ausland, und in der Erwerbung unbeweglicher Güter. Um zu beurtheilen, bis auf welchen Punkt dieser Mißbrauch dem öffentlichen Wohle schädlich ist, reicht die Betrachtung hin, daß die Menschen im Allgemeinen dem Lande anhängen, wo sie Vortheile genießen, und daß, wenn der Staat gezwungen ist, Auflagen zu erheben, diese Auflagen nicht die im Auslande gelegenen Besitzungen treffen können. Demnach ist allen Unterthanen der Republik, Adligen wie Nicht-

adligen verboten, im Auslande nicht nur unbewegliches Eigenthum zu besitzen, sondern auch Kapitale, mögen sie in den öffentlichen Fonds oder anderswo gegen Zinsen angelegt seyn, so daß der Patrizier mit der Entziehung seiner Adels, und der Nichtadeliche am Leben gestraft wird. Alle diejenigen, die im Auslande unbewegliche Güter oder Kapitale haben, werden sie realisiren müssen, und den Betrag derselben binnen einer Frist von sechs Monaten wieder zurückfördern, und wenn sie nicht vermögen, die Herbeischaffung derselben zu besorgen, so müssen die Kapitale unthätig ruhen, ohne Zinsen abzuwerfen.

6. Es liegt daran, Maßregeln zu ergreifen, um die in den Gefängnissen des Gerichts aufbewahrten Personen nicht nur an der Entweichung, sondern auch am Briefwechsel mit dem Auslande und am Absenden und Empfangen von Nachrichten zu hindern. Zu diesem Zweck wird der Großcapitain beauftragt werden, den Eingesetzten nach ihrem Stande Lebensmittel darzureichen. Der Preis derselben wird alle Monate geschätzt und aus den Vorräthen der Kasse der Zehn bezahlt werden.

7. Viele Edle machen sich einer andern Art anstößiger Reden schuldig, welche auf die Einführung von Familienunterscheidungen und auf die Stufenfolge der alten, neuen und herzoglichen Häuser abzwecken; einige, nicht zufrieden mit der Aufnahme dieser Unterschiede in ihr Gespräch, verlangen auch noch, daß wir bei den Wahlen darauf Rücksicht nehmen sollen, indem sie diesen oder jenen Kandidaten unterstützen oder zurückweisen, nicht weil sie ihn für mehr oder weniger würdig halten, sondern weil

er zu der Klasse gehört oder nicht, die sie begünstigen wollen; ein Mißbrauch von den verderblichsten Folgen, weil er dahin trachtet, in der Republik Parteiungen zu stiften, und weil er das Verdienst zurückdrängt, um demjenigen Ehrenstellen zu übertragen, der ihrer unwerth ist. Es liegt daran, dem Untergange des Staats zuvorzukommen, der daraus unvermeidlich entstehen würde. Zu dem Ende sind die aus der Klasse des Adels genommenen Kundschafter, welche ihre Stellung in dem Geschäft der Beaufsichtigung begünstigt, angewiesen, alle diejenigen aufzuzeichnen, welche dergleichen Reden führen, ebenso diejenigen, welche jenen geneigt zuhören, um sie dem Gericht zu bezeichnen. Man wird Sorge tragen, daß dieser Auftrag nur solchen Edlen gegeben wird, die diesen Parteiungen fremd sind. Die Schuldigen werden vorgeladen und das erstenmal ohne Barmherzigkeit unter die Bleidächer geschickt, wo man ihnen einen Aufenthalt von sechs Monaten anweisen wird. Nach Verlauf dieses Zeitabschnittes wird man ihnen andeuten, bei Lebensstrafe nicht wieder ähnliche Reden zu führen. Man wird ihnen zwei Aufseher zugesellen, um ihr Betragen zu beobachten; fallen sie in denselben Fehler zurück, so wird sie man sie insgeheim aufheben und ersäufen lassen.

8. Es giebt Patrizier, welche bei dem Ballotiren des großen Raths so verwegen sind, ihre Freunde oder ihre Verwandten durch das gleichzeitige Einlegen von mehr als einer Kugel zu begünstigen: ein Mißbrauch, der wo möglich noch verwerflicher ist, als der vorerwähnte. Man wird alle ersinnliche Mühe anwenden, um einen dieser Schuldigen zu entdecken. Das erstemal wird er verurtheilt

werden, sechs Jahre unter den Bleidächern zu bleiben. Nach Verlauf dieses Zeitabschnittes wird er herausgelassen, aber für sechs andere Jahre vom großen Rathe ausgeschlossen werden; und sollte er abwesend seyn, wenn man gegen ihn einschreitet, so wird er verbannt und für immer des Adels beraubt werden. Wenn er endlich nach der ersten ausgehaltenen Verurtheilung wieder umschlägt, so wird man ihn als einen Unverbesserlichen aus der Welt schaffen.

9. Wenn ein Gesandter der Republik am römischen Hofe irgend eine geistliche Pfründe oder Würde nachsuchen sollte, für sich oder seine Kinder, Brüder oder Neffen, so wird man, abgesehen von den bereits ausgesprochenen Strafen, so wie von jenen, deren Zuerkenntniß wir oder unsere Nachfolger nöthig erachten werden, den Betrag der Pfründe für immer einziehen, wenn selbe innerhalb des Staatsgebietes liegt. Diese Einkünfte werden für denjenigen aufgehoben, der selbe in der Folge rechtmäßiger Weise genießt, und wenn der seines Pfründeneinkommens Beraubte darüber beim römischen Hofe Forderungen erhebt, so wird man dafür sorgen, ihm insgeheim und unverzüglich ans Leben zu kommen.

10. Wenn irgend ein Patrizier, der mit dem Gesandten in einem der oben bezeichneten Grade verwandt ist, durch dessen Vermittelung eine Pfründe oder Prälatur zu erlangen wünscht; so hat er so lange zu warten, bis der Zeitraum der Sendung des Gesandten verflossen ist, und bei der erfolgten Rückkehr desselben nach Venedig eine Bittschrift bei unserm Gericht einzureichen, das ihm die Er-

laubniß zur Erlangung der Pfründe nach Beschaffenheit der Umstände gewähren oder verweigern wird.

11. Die alten Gesetze verordnen, daß alle Titel der Patrizier wegen Bestätigung des Adels den Avogadori vorzulegen sind, und daß ein Register über ihre Namen in dem goldenen Buche gehalten wird. Nach dem Beispiele jener haben die ursprünglichen Bürger die Gewohnheit angenommen, derselben Behörde die Beweise ihrer Bürgerschaft zu übergeben, damit sie später zur Mitbewerbung um eine Stelle in der herzoglichen Kanzlei zugelassen werden. Es hat sich der Gebrauch eingeschlichen, ihre Namen auf ein Register zu schreiben und in Folge dieser Einzeichnung haben einige unter ihnen verlangt, es sollte daraus für sie ein gewisses Recht entspringen und das Vorrecht ihres Bürgerthums ihrer Familie dergestalt zugehören, daß neue Familien von dem Mitgenusse desselben ausgeschlossen seyen, etwas, das die Regierung nie in diesem Sinne gemeint hat. Die bei der Kanzlei angestellten Personen sind von einem bürgerlichen Herkommen, das man mit dem Namen des Bürgerthums bezeichnet; aber diese Laufbahn ist nicht geschlossen, und diejenigen, welche Eintritt in dieselbe erlangen, theilen eben nur in sofern alle Rechte derselben. Nur nach dem Patriziat darf Niemand trachten. Um allen diesen Ansprüchen zu begegnen, welche, wenn man versäumte, sich darum zu kümmern, unfehlbar wachsen würden, wird den vor Gericht geladenen Avogadori eingeschärft, künftig auf die Rolle des Bürgerthums jeden Unterthan zu setzen, der sich hinlänglich über sein ehrsames Geschäft, seine rechtmäßige Geburt, und die venetianische Ansässigkeit seines Großvaters, seines Vaters und seine eigene ausweist, und ihn

hierauf als eintrittsfähig für jedes Amt zu erachten, das dem Bürgerthume eigen ist.

12. Ein anderer Gebrauch, der eigentlich den Namen des Mißbrauchs verdient, fängt an um sich greifen; viele Edle fordern unter dem Vorwande der Armuth von der Signoria oder den Räthen die Anwartschaft auf untergeordnete Aemter, die nur der dienstbaren Klasse zukommen; und wenn sie dieselben erhalten, so schämen sie sich nicht, selbst Verrichtungen, die unter ihrem Range sind, persönlich zu versehen, wie zum Beispiel die der Gerichtsdiener. Dieser Gebrauch hat den doppelten Nachtheil, daß er der Regierung ein Mittel entzieht, die von den Bürgern oder dem gemeinen Volke geleisteten Dienste zu belohnen, und daß er dieser Klasse eine Ermunterung nimmt. Da diese Stellen zweitens von demjenigen versehen werden müssen, der damit bekleidet ist, wenn er nicht durch die peinliche Quarantia davon losgesprochen ist; so trifft es sich, daß man Patrizier unwürdige Geschäfte vollziehen sieht. Dieser Mißbrauch verlangt die Fürsorge des Gerichts, und da es nachtheilig seyn würde, im Wege der Oeffentlichkeit zu verordnen, daß dergleichen Stellen den Bürgern oder Unterthanen vorbehalten bleiben; so ist beschlossen, daß jedesmal, wenn ein Edler eine Stelle dieser Art nachsucht, der mit dem Lesen der Bittschrift beauftragte Sekretair nach ihrer Annahme darüber dem Gericht Rechenschaft geben soll, und daß dieses nach Umständen die Sache in Ueberlegung ziehen wird, ehe sie an den Rath zur Entscheidung zurückgeht.

13. Das Gericht hat erfahren, daß es Edle giebt, die sich erlauben in ihrem eigenen Hause ein

Privatgericht zu halten; daß sie diesen oder jenen Unterthanen vor dasselbe bescheiden, um demselben unter Drohungen zu befehlen, bald einem angeblichen Gläubiger zu bezahlen, bald nach einer erlittenen Beleidigung sich zu versöhnen, bald das Betreiben eines bürgerlichen Prozesses aufzugeben. Man weiß sogar, daß, wenn eine vorgeladene Person sich weigert zu erscheinen, oder diesen Forderungen Gehorsam zu leisten, sie sich schweren Beleidigungen, Schlägen, Wunden und sogar manchmal dem Tode aussetzt. Dieser ungeheure Mißbrauch verhöhnt die göttliche und menschliche Gerechtigkeit, verletzt die öffentliche Freiheit und giebt den Unterthanen Anlaß zum Aergerniß und zum Murren gegen die gesetzmäßige Macht. Es ist unmöglich dagegen die Augen zu verschließen: man hat sonach verfügt, daß alle Späher, mögen sie zum Adel, zum Bürgerstande, zum gemeinen Volke oder zu den Mönchen gehören, beauftragt werden sollen, über diejenigen zu wachen, die dergleichen verschulden, und davon dem Gerichte Meldung zu thun. Zufolge dieser Meldung und nachdem insgeheim erwiesen ist, bis auf welchen Grad der angegebene bezichtigte Patrizier seinen Uebermuth getrieben hat, ob er bei Drohungen stehen geblieben ist, ohne bis zu Thätlichkeiten zu gehen, wird ihn das Gericht vorladen und ihm befehlen, sich künftig jedes ähnlichen Verfahrens zu enthalten. Man wird ihn hierauf von zwei Agenten beaufsichtigen lassen. Uebertritt er die erhaltene Warnung, so wird er aufgehoben, und wenigstens auf drei Jahr unter die Bleidächer eingesperrt; und läßt er sich nach wiedererlangter Freiheit einen dritten Rückfall zu Schulden kommen, so wird er ersäuft. Waren aber beim ersten Male seine Drohungen mit Beleidigungen und

Thätlichkeiten verbunden, so wird er persönlich gezüchtigt und ins Gefängniß gesetzt werden; hat er endlich schwere Ausschweifungen begangen, so kann man ihn zum Beispiele für andere das Leben nehmen, und die Bestrafung wird gegen die Gewohnheit des Gerichts öffentlich stattfinden, um diese Mißbräuche gänzlich auszurotten und den Edlen des Festlandes als Strafunterricht zu dienen.

14. Das Gericht wird jedes schwere Vergehen in Untersuchung ziehen, dessen sich ein Vorgesetzter der Arbeiter im Zeughause schuldig gemacht haben dürfte. Wird der Angeklagte in gefänglicher Haft gehalten, so wird man den Nutzen berücksichtigen, den solche Leute dem öffentlichen Dienste gewähren. Ist das Verbrechen unverzeihlich, so wird man das Urtheil in die Länge ziehen, und den Schuldigen heimlich vergiften lassen. Ist er abwesend, so wird man ihn zur Verbannung verurtheilen, indem man ihm einen Aufenthaltsort auf dem Festlande anweist, außerhalb der Nähe jedes Fürsten, der eine bewaffnete Seemacht unterhält. Sollte man auf außergerichtlichem Wege erfahren, daß der Verwiesene den Bann nicht geachtet und Dienste bei einer fremden bewaffneten Seemacht genommen hat; so wird man Maßregeln ergreifen, ihn wo er sich auch befinden mag, meuchlings tödten zu lassen, wofern er nämlich in dem Rufe eines tapfern, in seinem Geschäfte brauchbaren Mannes steht; ist er im Gegentheile ein unbedeutender Mensch, so wird man sich darauf beschränken, in den gewöhnlichen Formen gegen ihn zu verfahren.

Auszug aus verschiedenen Ergänzungen zu den obigen Verordnungen.

Es dürfte gut seyn, vermittelst eines Kundschafters die Leute des Gesandten zu gewinnen, hauptsächlich diejenigen, welche in ihrer Livree Brot, Fleisch und Fische verkaufen, die während des Karnevals Tanz- oder Spielhäuser halten, weil sie unter dem Schutze des Gesandten, und wegen ihres Dienstes in seinem Hause Gelegenheit haben, alles zu beobachten, was darin vorgeht, und denjenigen keinen Verdacht einflößen, die in demselben ein strafbares Einverständniß unterhalten.

Es trifft sich oft, daß die fremden Gesandten ihre Wohnungen verändern, oder daß der Nachfolger den Palast nicht bezieht, den sein Vorgänger inne hatte. Es ist Regel, daß, wenn ein Gesandter ein Haus zu miethen wünscht, das einem Edlen gehört, der Letztere nichts abmachen kann, bevor er nicht vor unserm Gericht erschienen ist, und dazu die Genehmigung erhalten hat. Das Gericht schreibt ihm die Art vor, wie er diese Geschäftssache ohne die mindeste Berührung mit dem fremden Gesandten zu betreiben hat. Alle diese Vorsichtsmaßregeln sind vernünftig; aber man kann zum Behufe größerer Sicherheit noch andere hinzufügen. Das Tribunal verordnet folglich, daß, wenn künftig ein Gesandter, oder der Minister eines gekrönten Hauptes, ein Wohnhaus zu miethen begehrt, jeder Staatsinquisitor für sich allein dieses Haus sorgfältig besehen und durchgehen soll, um zu entdecken, ob es mit den benachbarten Häusern eine geheime Verbindung hat, ob das Dach mit den Dächern der

anstoßenden Häuser gerade ausgeht, und ob man endlich durch die Giebel aus einem ins andere kommen kann. In dem Fall, daß einer dieser bemerkten Umstände eintreten und ein edler Venetianer ein daranstoßendes ihm zugehöriges Haus bewohnen sollte; so wird man ihn vor das Gericht bescheiden, und ihm andeuten, auszuziehen und sein Haus an einen Unadeligen zu vermiethen. Diese Weisung wird man ihm in der Form eines Rathschlages zukommen lassen. Man wird ihm begreiflich machen, daß es nothwendig ist, diesen Weg einzuschlagen, um Unannehmlichkeiten auszuweichen, und daß selbst die Unschuld kein hinlängliches Schutzmittel gegen die Verläumdung ist; dieß werden mehr Ermahnungen als Befehle seyn, und wenn er einen Funken gesunden Menschenverstandes hat, so wird er einsehen, welchen Gefahren er sich durch Ungehorsam aussetzt. Ist dieser Patrizier nicht Eigenthümer, sondern blos Miether des Hauses, welches mit dem seinigen zusammengränzt, welches der Gesandte bewohnen wird, so wird man ihm in den bestimmtesten Ausdrücken befehlen, dasselbe zu räumen und sich anderswo niederzulassen. Ist das Haus zu vermiethen, so erheischt das Interesse, dasselbe von einem Agenten des Gerichts beziehen zu lassen, dessen Vermögen und Stand zu dieser Wohnung passen; man wird ihn selbst für einen Theil des Miethzinses auf Kosten des öffentlichen Schatzes entschädigen können. In der Nähe wird es diesem Agenten desto leichter seyn, alles zu beobachten, was im Hause des Gesandten vorgeht, ingleichen diejenigen, welche es besuchen.

Nichts ist vernünftiger von einer Regierung, als wenn sie die Fehler Anderer benutzt, um ein durch

entgegengesetztes Verfahren unter ähnlichen Umständen den Nachtheilen zu begegnen, welche sich jene zugezogen haben. Man ist zuweilen genöthigt, eine Standesperson verhaften zu lassen, welche sich den Verhältnissen des Unterthanen nicht fügen will, den Staat ihres Theils in Verwirrung setzt, und die Regierung beunruhigt. Bestraft man einen solchen Schuldigen, so ist er nachher nur um so feindseliger und gefährlicher: was er erst aus Verkehrtheit thun wollte, das wird er jetzt aus Rache unternehmen. Schafft man ihn aus dem Wege, so bringt diese übermäßige Strenge einen Erbhaß hervor, der sich in den Familien und unter andern Anhängern verewigt. Begnadigt man ihn aber, so heißt man sein Betragen gut, und sein Uebermuth wird anstößig. Das Gericht erklärt, daß es in einem solchen Falle die Untersuchung vor sich ziehen wird, um sie geheimer zu führen. Ergiebt sich aus dem Gange des Prozesses die Straffälligkeit des Verhafteten, und wird er des Todes schuldig befunden, so wird es dafür Sorge tragen, daß irgend ein Gefangenwärter, der sich stellt, als sey er durch Geld bestochen worden, ihm die Mittel zur nächtlichen Flucht darbietet. Den Tag vor seiner Entweichung wird man ihm Gift unter die Nahrungsmittel mischen, das aber nur langsam wirkt und keine Spur zurückläßt. Auf diese Art wird die Gerechtigkeit ihr Ziel zwar etwas langsamer, aber um so gewisser erreichen und alle öffentlichen und einzelnen Interessen schonen.

Ein neuer Mißbrauch ist seit 25 Jahren in Venedig eingedrungen. Man hat viele Andachtsorte errichtet. In einigen kommen Personen von verschiedenen Ständen zusammen, in andern sieht man

nur Krämer oder gemeines Volk. Unsere Väter, obschon gottesfürchtiger als wir, kannten diese Anstalten nicht, die man für fromm ausgiebt, und die es in der That seyn würden, wenn man sich dabei durchgängig auf ihren Gegenstand beschränkte. Allein unsre Väter haben uns ein anderes Beispiel zurückgelassen. Sie sorgten dafür, daß dem Volke keine Gelegenheit übrig blieb, sich zu versammeln. Sie trieben ihre Wachsamkeit so weit, daß sie den Mönchen von der Kongregation der Schulen ihre Zusammenkünfte untersagten, mochten dieselben auch Gegenstände der Geschäftsverwaltung betreffen, wenn nicht ein Proveditor zugegen war, damit sie sich immer unter den Augen einer Magistratsperson befänden, welche darüber wachte, die Unordnungen zu unterdrücken, die sich in diesen Versammlungen erheben könnten. Diejenigen, welche mit der Geschichte anderer Staaten bekannt sind, kennen die Verwirrungen sattsam, die dort aus Volksversammlungen entsprungen sind, die sich unter dem Vorwande der Religion bildeten, und unsere Hauptstadt selbst ist ihnen nicht gänzlich entgangen. Das öffentliche Wohl fordert demnach in dieser Hinsicht zu Maßregeln der Vorsicht auf. Wollte man alle, welche diese Andachtsorte besuchen, dazu verpflichten, sich nur unter der Aufsicht einer Magistratsperson zu vereinigen, so könnte dies eine Art von Aergerniß geben. Es würde den Anschein haben, als suche man die Verehrung Gottes irgendwie zu hemmen; auch haben sich die Andachtsorte dergestalt vermehrt, daß eine solche Beaufsichtigung gar viele Magistratspersonen erfordern würde. Um dagegen einzuschreiten, wird das Gericht Beobachter aussuchen, und zwar zwei, ohne daß einer von

dem andern weiß, als Aufseher jedes einzelnen Erbauungsortes bestellen. Sie werden den Auftrag erhalten, indem sie sich unter dem Schein einer exemplarischen Frömmigkeit einführen, alles zu belauschen, was man in diesen Vereinen sagt oder thut, besonders in der Versammlung bei den Jesuiten, die man nicht scharf genug im Auge behalten kann, in Erwägung ihres Betragens zu allen Zeiten.

Betrachtet man diese Verfahrungsregeln der Staatsinquisitoren von der sittlichen und der rechtlichen Seite, so fehlt es an Worten, um den Abscheu auszudrücken, den sie nothwendig jedem unverwahrlosten Gefühle einflößen; denn sie bezeichnen in jedem Zuge die vollendete Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung, wie überhaupt den tiefsten Verfall der menschlichen Natur, indem sie jedes Mittel, auch das verruchteste, durch die Tyrannei der eigennützigsten Zwecke zu rechtfertigen suchen, mit einer so schaamlosen Kühnheit, einer so teuflischen Naivetät, einer so eisernen Folgerichtigkeit, daß vielleicht in der Geschichte der entsetzlichsten Verirrungen nirgends ein ähnliches Beispiel vorkommt. Die französische Revolution ist zwar reich an furchtbaren Greuelthaten, sie tragen aber fast alle mehr oder weniger das Gepräge der leidenschaftlichen Ueberspannung, der schwärmerischen Wildheit, und verrathen dadurch, wenn auch in den verworrensten und traurigsten Spuren, immer noch ein gewisses Streben nach dem Bessern, eine Art von Aberglauben an die Fortschritte der Zeit und Bildung; selbst die ausschweifendsten Bösewichter offenbaren nicht selten einen Wahnsinn,

der sie den Besessenen gleich macht, und der das Gift als Arzenei hinnimmt und austheilt. Eine solche Desorganisation des Kopfs und Herzens ist und bleibt nun zwar immer ein schweres Verbrechen, weil sie sich nur aus dem Untergange aller reinen und höheren Grundsätze erklären läßt: es ist indessen die Frage, ob der kalte, berechnende, systematische Despotismus der venetianischen Staatsinquisitoren, der seine politischen Laster, wie ein nothwendiges und obendrein ehrsames Geschäft ausübte, vor dem Richterstuhle des Gewissens nicht noch eine Stufe niedriger steht, als jener weltzerstörende Fanatismus. Darum darf man jedoch keineswegs der kunstreichen Ausführung dieses infernalen Gebäudes seine Bewunderung versagen; was die bloße Klugheit auf Kosten jeder löblichen Gesinnung vermag; welchen Firniß sie braucht, um ihre Frevel zu beschönigen, das sehen wir hier im hellsten Lichte, und der Schauer, mit dem wir davor zurückbeben, schreibt uns zugleich das Maß der Anerkennung vor, das wir jenem ungeheuren Gericht schuldig sind, insofern wir unser Urtheil auf die planmäßige Geschicklichkeit desselben beschränken. Die Staatsinquisition bildete die Kuppel zu den Säulen des unnatürlichen Aristokratismus; dieser konnte in seiner fortschreitenden Entartung ohne jene gar nicht bestehen; sie war ein unvermeidliches Uebel, das, wo nicht zur Heilung, doch zur Verhüllung der andern tiefliegenden Gebrechen diente, gleichsam eine Aufhebung der bürgerlichen Ordnung im Interesse ihrer Erhaltung. Daß die aristokratische Mißgestalt des Staats sich nicht anders als durch eine solche verzweiflungsvolle Gegenwehr behaupten konnte, ist eben der größte Vorwurf,

den jene auf sich geladen hat, der Stab Wehe über ihrem Haupte, den keine Parteilichkeit wegvernünfteln kann.

Der Mönch Paolo Sarpi, dessen schon früher gehörigen Orts gedacht worden ist, hat den Staatsinquisitoren auf ihr Ansuchen Rathschläge mitgetheilt über die tauglichsten Maßregeln, die bestehenden Einrichtungen der Republik auf die Dauer zu sichern: sie sind zu interessant, um nicht hier anhangsweise eine Stelle zu finden. Hier sind einige, aus denen sich auf den Geist der übrigen schließen läßt.

Ich fürchte mich nicht, voraus zu sagen — so nimmt er das Wort — daß dieser Republik, das allen andern gemeinschaftliche Schicksal fremd bleiben wird; das heißt, man wird in ihr nie die Gewalt aus vielen Händen auf eine kleinere Anzahl, und von dieser auf einen Einzigen übergehen sehen. Ich fürchte die Großen nicht; der alterthümliche Geist der Republik leistet mir Sicherheit; sie bewachen sich gegenseitig, nicht blos eine Familie die andere, sondern auch ein Verwandter den andern. Der Wettstreit, die Eifersucht bürgen mir dafür: es giebt unter ihnen auch nicht Einen, der seinen Bruder möchte zum König haben.

Der Fehler unserer Regierung besteht darin, daß sie zu zahlreich ist. Sie wird wohlthun, den großen Rath durch alle mögliche Kunstgriffe dahin zu vermögen, sein Ansehen dem Senat und dem Rathe der Zehn zu übertragen. Allein diese Veränderungen müssen so unmerklich getroffen werden, daß man sie nur erst wahrnimmt, wenn sie ins Leben getreten sind. Man muß es eingestehen,

dieser große Rath schmeckt nach dem Volkseinfluß; auch unterliegt er übereilten Berathungen, und ich wundere mich, daß unsere Vorfahren sich nicht der Einfalt der alten Zeiten bemächtigt haben, um einige Schritte mehr vorwärts zu thun, und der Tyrannei der Kleinen zu entgehen.

Diese Kleinen muß man so nahe am Boden halten als möglich ist. Die Viper kann ihr Gift nicht loslassen, wenn sie erstarrt ist.

Ich wünschte, man vermiede, Edle zum Tode zu verurtheilen, besonders zur öffentlichen Hinrichtung, wie schuldig sie auch seyn mögen. Es ist besser, sie mit ewigem Gefängniß zu bestrafen, oder ihnen einen heimlichen Untergang zu bereiten.

Wenn ihr Würden vertheilt, so gebt sie so weit es nur immer angeht, denen, welchen sie durch Vererbung zukommen, mit Vorbehalt einiger Ausnahmen zu Gunsten des hervorragenden Verdienstes.

Was die Stelle eines Avogadore anlangt, so wählt dazu immer Männer, die über den Vorurtheilen des Volks stehen, damit der Senat und der Rath der Zehn ihre Gewalt ohne Widerspruch nach den Umständen ausdehnen und sie zuletzt durch den Gebrauch heiligen können. Kann die Wahl nicht auf einen ergebenen Avogadore fallen, so nehmt den mittelmäßigsten, der sich findet, sollte er auch mit einigen Flecken gezeichnet seyn.

An der Schwächung der Quarantien muß unausgesetzt gearbeitet werden; diese Richter sind Volksfreunde. Man ziehe die wichtigen Angelegen-

heiten vor den Rath der Zehn. Wenn man sich ein für allemal jener Gerichtsbehörde entledigen könnte, so würde alles besser von statten gehen.

Die größte Handlung der Gerechtigkeit, die ein Herrscher vollbringen kann, besteht in seiner Selbsterhaltung.

Gerecht ist mir alles dasjenige, was zur Erhaltung des Staats beiträgt. Man sey langsam im Abfassen der Gesetze, halte aber mit Strenge auf ihrer Befolgung; der Ungehorsam gegen die Gesetze hat in der Republik gefährlichere Folgen als in der Monarchie, weil die Thronbesteigung eines entschlossenen Fürsten die Ordnung wieder herstellt, während in der Republik die Regierung nicht sogleich wieder zur Festigkeit gelangt.

Bei den Streitigkeiten zwischen Edlen ist es Regel, den minder Mächtigen streng zu züchtigen. Hat es ein Edler mit einem Plebejer zu schaffen, so gebe man immer dem Edlen Recht. In der rein bürgerlichen Rechtspflege kann und soll man eine unvollkommene Unparteilichkeit beobachten.

Duldet die Heirath der Edlen mit plebejischen Töchtern: es entspringt daraus ein doppelter Vortheil: man entzieht dem Volke auf eine gelinde Weise seine Reichthümer, und benutzt den Arbeitsertrag mehrerer plebejischer Geschlechtsfolgen zur Aushülfe einer großen Familie.

So oft der Herrscher sein Wort gegeben hat, so muß er es halten, wieviel es ihm auch kosten mag. Die Untreue kommt theuer zu stehen; denn woher läßt sich ein neuer Eid nehmen, dem man trauen darf, wenn der erste verletzt worden ist?

Nach diesen Regeln hat sich die Regierung gegen ihre Unterthanen zu verhalten.

In Venedig nähre man die Streitigkeiten derselben unter einander. So verfuhr Cato mit seinen Sclaven, und unsere Vorfahren ließen die Kastellanen und Nicolotten zusammen miteinander kämpfen.

In Ansehung der Kolonien erinnere man sich, daß nichts so unsicher ist, als die Treue der Griechen. Man sey überzeugt, daß sie nach dem Beispiel ihrer übrigen Stammgenossen bereit sind, das türkische Joch zu tragen. Man behandle sie wie wilde Thiere, verkürze ihnen die Zähne und Klauen, demüthige sie häufig, und nehme ihnen besonders alle Gelegenheit sich für den Krieg zu bilden. Brot und Schläge, das ists, was sie nöthig haben; heben wir die Menschlichkeit für eine bessere Gelegenheit auf.

In den italienischen Provinzen suche man die Städte ihrer Vorrechte zu berauben, begünstige die Verarmung der Einwohner, und spiele ihre Güter durch Kauf Venetianern in die Hände. Es ist gut, zwischen den Edlen und den Unterthanen die Gleichheit der Abgaben aufrecht zu erhalten, weil dies so eingeführt ist; aber man muß den Erstern Fristen und Erleichterungen zugestehen, aus Besorgniß, die liegenden Gründe möchten sonst nicht bei den patrizischen Familien bleiben. Der Uebelstand, zu arme Edle zu haben, ist eben so groß, als die Gefahr, zu reiche um sich zu sehen.

Diejenigen, welche in den Gemeinderäthen eine besondere Kühnheit oder Ergebenheit für die Interessen des Volks zeigen, muß man zu Grunde

richten, oder um jedweden Preis gewinnen; finden sich in den Provinzen einige Parteihäupter, so muß man sie unter irgend einem Vorwande vertilgen, aber dabei die Zuziehung der gewöhnlichen Rechtspflege umgehen. Möge Gift die Stelle des Henkers vertreten; es ist nicht so gehässig und um vieles zuträglicher.

Daru begleitet Sarpi's unpolitische und abscheuliche Rechtspflege mit einer überaus treffenden Bemerkung. Nächst der Verachtung — so sagt er — haben die Herrscher nichts sorgfältiger zu vermeiden als den Haß. Sie täuschen sich darüber gewöhnlich; die Schmeichelei wünscht ihnen zu ihrer Furchtbarkeit Glück, und schon sind sie gehaßt. Die venetianische Regierung hatte unstreitig auf das eine und andere gleiches Recht, aber abgesehen davon, daß eine sanfte und vernünftige Verwaltung das Hassenswerthe mäßigen konnte, so ist noch zu bedenken, daß der Haß für eine Gesammtregierung nicht so gefährlich ist, als für die einzige Person der Fürsten. Die Ursache springt in die Augen.

Ich will zulassen, fährt derselbe Schriftsteller fort, daß der Haß immer ein geringfügiger Nachtheil ist, wenn man ihm zu trotzen vermag; ich will mir sogar gefallen lassen, daß man die Erklärung einer guten Regierung auf den einfachen Ausdruck zurückführt: jede Regierung ist gut, welche die Grundkräfte ihrer Erhaltung in sich trägt; es ist darum nicht weniger ausgemacht, daß die venetianische Regierung sich unablässig mit der Unterdrückung des Mißvergnügens beschäftigen mußte, weil sie dasselbe erzeugte, und daß sie durch

das System der innern Verwaltung unfähig wurde, sich aufmerksam gegen die Gefahren zu schützen, die früher oder später von außen hereinbrechen mußten.

Unter den Schriftstellern, welche von dieser Republik gesprochen haben, drückt sich keiner so bestimmt und prophetisch als Condillac aus. Welche Lobsprüche man auch der Republik Venedig ertheilen mag — sagt er — so ist doch diejenige Regierung immer ein politisches Ungeheuer, die immer über Verdacht brütet, und ohne Sitten ist. In Ermangelung der Soldaten hat sie nur Miethstruppen; ich behaupte sogar, daß ihr Bürger fehlen; denn können Menschen Bürger heißen, die untauglich sind, die Waffen zu führen, und welche der Staat nicht zu seiner Vertheidigung aufzurufen wagt? Die Edlen sogar würden fürchten, da sie sich blos auf bürgerliche Aemter beschränken *), die Anführung des Heeres irgend einem aus ihrer Mitte anzuvertrauen. Aber vergeblich nimmt diese Republik alle Maßregeln der Vorsicht, vergeblich zwingt sie zum tiefsten Stillschweigen, um das Lautwerden ihrer Berathungen zu verhindern: denn was dürfte wohl einer in Italien herrschenden Macht an Kenntniß der Verhandlungen liegen, mit denen sich der Rath von Venedig beschäftigt?

Diese, vermöge ihrer Verfassung schwache Republik wird unfehlbar unterliegen, sobald ein mäch-

*) Diese Bemerkung geht über die Gränzen der Wahrheit hinaus, da viele und zwar höchst glänzende Beispiele von Edlen bekannt sind, die sich dem Seedienst widmeten.

tiger Feind ihre Ohnmacht durchschaut. Sie könnte dem System des Mißtrauens und schlechter Sitten entsagen, ohne fürchten zu dürfen, daß einer ihrer Bürger die Oberherrschaft an sich zu reißen vermöchte. Auf dieser Seite liegt das Unglück nicht, welches sie bedroht. Wenn man die Zusammensetzung und das Gegengewicht ihrer Obrigkeiten kennt, so überzeugt man sich auch, daß sie bei dem Bestreben, jeder Revolution im Innern zuvorzukommen, sich auf den Punkt der größten Schwäche nach außen versetzt hat.

Ende des vierten Bändchens.

Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Neunzehnter Theil.

Geschichte von Venedig.

Fünftes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilscherſche Buchhandlung.
1828.

Geschichte

von

Venedig,

von

Dr. Ferd. Philippi,
Großherzogl. Sächs. Hofrath.

Fünftes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilscherſche Buchhandlung.
1828.

Ueberſicht des Inhalts.

Seite

Vorerinnerungen über die Geſchichte von Venedig. I. 1

Erſte Periode.

Von den früheſten Zeiten Venedigs bis zur Gründung der herzoglichen Würde (697). I. 5

Zweite Periode.

Von der Einführung der Dogen bis zur Ernennung des Senats; von 697—1173. . I. 31

Dritte Periode.

Von der Errichtung des Senats bis zur Theilung des griechiſchen Reichs und der Begründung der venetianiſchen Seeoberherrſchaft; von 1173—1205. . . . . I. 73

Vierte Periode.

Seite

Von der Theilung des griechischen Reichs bis zur Gründung des Raths der Zehn; von 1205—1310. . . . . I. 105

Fünfte Periode.

Von der Einführung des Gerichts der Zehn bis zur Gründung der Staatsinquisition; von 1310—1457. . . . . II. 1

Sechste Periode.

Von der Einführung der Staatsinquisitoren bis zum Untergang der Oberherrschaft des venetianischen Handels durch die Entdekkungsreisen zur See. Von 1457—1493. II. 94

Siebente Periode.

Von dem Untergange der Oberherrschaft des venetianischen Handels durch die Entdekkungsreisen der Spanier und Portugiesen bis zum Verlust aller italienischen Besitzungen durch die Ligue von Cambrai; von 1493—1517. . . . . III. 1

Achte Periode.

Vom Verluste der Besitzungen auf dem italienischen Festlande bis zur Einschränkung des Raths der Zehn; von 1517—1605. IV. 1

Neunte Periode.

Seite

Von der Einschränkung der Gewalt des Raths der Zehn bis zum offenen Verfall der Republik; von 1605—1789. . . . V. 1

Zehnte Periode.

Von dem Verfall der Republik bis zu ihrer Auflösung. Von 1789—1798. . . . V. 170

Anhang.

Verfahrungsregeln der Staatsinquisitoren. . IV. 103

Neunte Periode.

Von der Einschränkung der Gewalt des Raths der Zehn bis zum offenen Verfall der Republik; von 1605 bis 1789.

Wie kräftig auch die Republik die Gesellschaft im Gehorsam erhielt, und die Anmaßungen des Papstes zurückwies, so zeigte sich doch bald eine neue Gelegenheit, wo sie ihre Beharrlichkeit und Grundsätze an den Tag legen konnte.

Der Cardinal Camillo Borgheſe, der 1605 Papst geworden war, und als solcher Paul V. hieß, hatte einen ganz unbeschränkten Begriff von der geistlichen Macht. Erzogen in den Ideen des römischen Hofes, glaubte er, daß der Papst ein allgemeiner Oberherr sey, eingesetzt von Gott, um alle Völker zu regieren, die Fürsten zu leiten, zu tadeln, zu bestrafen und abzusetzen; daß, da die Kirche den Königen befehlen dürfe, den Königen keine Macht, selbst in ihrem Lande, über die Personen und Dinge zuständе, die der Kirche angehörten, und daß endlich die Befehle des Papstes, gegründet auf das doppelte Recht der Oberherrlichkeit und Untrüglichkeit, überall und immer einen blinden und leidenden Gehorsam finden müßten.

Einige Päpste haben in Betrachtung der Barbarei und des Elends der Völker vielleicht nur nach der Oberherrschaft gestrebt, weil sie die edle Absicht hatten, jene zur Gesittung und Wahrheit zu führen. Die Venetianer hatten zuerst das Daseyn dieser Oberherrschaft in weltlichen Angelegenheiten geläugnet, und die übrigen Völker waren in verschiedenen Fällen gleicherweise und sattsam zu der Erkenntniß gekommen, daß die angemaßte Obmacht der Kirche die Heiligkeit ihres Ursprungs Lügen strafe, da sie sich mehr mit ihrem als mit fremden Interesse beschäftigte. So lange die herrschende Meinung die Gewissen der Gläubigen den päpstlichen Aussprüchen bis zur Knechtschaft unterwarf, mußten natürlich auch solche Schritte und Verfügungen der Kirchengewalt auf schwache Gemüther einen ängstlichen Einfluß ausüben, über welche heutzutage eine erleuchtete Denkart sorglos und wohl gar spottend hinwegsieht.

Der neue Papst, Paul V. genannt, war er überzeugt oder nicht von der Rechtmäßigkeit seiner apostolischen Ansprüche, hielt sie mit einer Stärke aufrecht, als sey dieselbe eine Sache der Pflicht. Schon als Cardinal hatte er in Gegenwart Leonhard Donato's, des damaligen Gesandten der Republik, seine Meinung dahin geäußert, daß er, wäre er Papst und gäbe Venedig ihm Anlaß zur Unzufriedenheit, seine Zeit nicht mit Mahnungen und Unterhandlungen verlieren, sondern auf der Stelle zum Interdict schreiten würde: und ich, versetzte der Gesandte, wäre ich Doge, so würde ich eure Bannflüche verachten. Beide fanden bald darauf Gelegenheit, einander Wort zu halten. Zuerst versuchte der Papst seine übergreifende Macht an den Schwachen, an der

Republik Lucca, dann an den Genuesern; sie fügten sich seinem gebieterischen Willen, den er unter der Form und dem Vorwande der geistlichen Obergewalt geltend machte, so sehr sie auch das Recht auf ihrer Seite hatten. Auch die größern Staaten waren nicht sicher vor seinen Eingriffen. Er forderte von Frankreich ohne Prüfung und Einschränkung alle Entscheidungen des Tridentinischen Conciliums anzunehmen. In Spanien verbot er gewisse Freiheiten der Jesuiten. In Neapel bekräftigte er eine Entscheidung der Inquisition, welche einen Großen dieses Königreichs verurtheilt hatte. Es dauerte nicht lange, so gab ihm die Republik Gelegenheit, denselben Eifer an den Tag zu legen, der ihm für die Erhaltung des kirchlichen Richteramts beseelte. Der Nuntius des Papstes bei der Signoria sprach wie sein Herr; er beklagte sich darüber, daß er bei den Venetianern nicht die ihm vorgerühmte Frömmigkeit fände, es gab aber nach seinem Dafürhalten keine Frömmigkeit ohne vollständigen Gehorsam gegen das geistliche Ansehen; er wagte es dem Dogen vor der versammelten Regierung zu sagen, daß ohne Unterwürfigkeit Tugenden und verdienstliche Werke unstatthaft seyen. Die Türken führten damals Krieg mit den Ungarn: der Papst verlangte mit Nachdruck eine Geldunterstützung von der Republik als Beisteuer für die Ungarn. Der Senat, der einen Bruch mit der Pforte vermeiden wollte, verweigerte diese Beihülfe; davon ging die erste Beschwerde aus. Einige Zeit nachher beschwerte sich der Papst über die Verordnung, der zufolge alle Fahrzeuge bei Venedig anlegen sollten, die fremde Waaren von einem Hafen des adriatischen Meeres zum andern führten. Diese

Maßregel war in der That für den Handel der päpstlichen Unterthanen drückend, aber das machte sie darum nicht zu einem Gegenstande kirchlicher Entscheidung. Ein Gesetz von 1603, das sich auf die große Anzahl schon bestehender Kirchen und Klöster gründete, hatte die Erbauung neuer Andachtsstätten verboten, wenn die Regierung nicht ihre Ermächtigung dazu gäbe. Ein anderes und noch wichtigeres wurde 1605 gegeben. Es untersagte jede Schenkung, jede Veräußerung des Eigenthums zu Gunsten kirchlicher Anstalten. Das waren zwei Klagepunkte, welche Paul V. weder verzeihen noch verschmerzen konnte. In dieser Verfassung befanden sich die Sachen und Gemüther, als die Regierung Sarraceno, einen Canonicus aus Vicenza, ins Gefängniß setzen ließ. Er wurde angeklagt, die Gattin eines Patriziers beschimpft und die Siegel an der bischöflichen Kanzlei von Vicenza, deren Verwaltung damals erledigt war, erbrochen zu haben. Jene Strafe, die blos für eine Handlung der gewöhnlichen Rechtspflege anzusehen war, dünkte hingegen dem Papste eine Verletzung der kirchlichen Freiheit. Er ließ den Gesandten der Republik vorladen, forderte von ihm die Auslieferung des Gefangenen unter dem Andeuten, daß ein Geistlicher mit seinem Willen nie von der weltlichen Obrigkeit gerichtet werden sollte, daß er die Schlüssel des heiligen Petrus empfangen habe, um die Unabhängigkeit der Kirche zu behaupten, und daß er sich glücklich schätzen würde, sein richterliches Ansehen mit Gefahr des Lebens zu vertheidigen. Mit derselben Heftigkeit sprach er bei dieser Gelegenheit von den beiden Verfügungen in Betreff der Kirchen und Schenkungen, er verlangte die Aufhebung der er-

stern und setzte hinzu, daß alle die daran Theil genommen, dadurch allein schon die Ahndung der Kirche verwirkt hätten. Der Gesandte stellte ihm in Beziehung auf den Canonicus von Vicenza vor, daß die Republik sich nie ihres Rechts begeben habe, die Geistlichen zur Rechenschaft zu ziehen; daß dieses Recht allen Oberherren zukomme, daß es von den Päpsten anerkannt worden sey, daß die dem Gefangenen zur Last gelegten Verbrechen rein weltlicher Beschaffenheit seyen und daß die Auslieferung desselben an den apostolischen Stuhl, um ihn von demselben richten zu lassen, eine theilweise Veräußerung der oberherrlichen Gewalt in sich schließe. Was die Kirche und Klöster anlangt, so gab es deren in der Hauptstadt mehr als 200. Weder der öffentliche Gottesdienst, noch die Nothwendigkeit geistlicher Vereine forderte eine größere Anzahl. Diese Gebäude machten die Hälfte der Stadt aus. Die über diesen Gegenstand erlassene Verordnung war eine unumgängliche Maßregel der Verwaltung, bei welcher die Religion auf keine Weise betheiligt wurde. Endlich war auch das Verbot der Güterentäußerung zu Gunsten der Geistlichkeit nichts ungewöhnliches; es war schon 1357 gesetzlich ausgesprochen und seitdem in den Jahren 1459, 1515, 1536 und 1561 wiederholt worden. Es gründete sich auf die Befugniß der Regierungen, die Richtschnur zu bestimmen, nach welcher die Unterthanen über ihr Eigenthum verfügen können; auf das vorgängige Beispiel der andern Staaten, namentlich des römischen Hofes, da Clemens VIII. der Kirche von Loretto die Annahme neuer Schenkungen untersagt hatte; auf die Billigung vieler Päpste, besonders auf die Nothwendigkeit, in welche diese die Re-

publik dadurch gebracht hatten, daß sie sich der Besteurung der Geistlichkeit widersetzten. Es lag am Tage, daß, wenn die geistlichen Güter von Beiträgen zu den Lasten des Staats ausgeschlossen blieben, die öffentlichen Einkünfte in dem Maße abnehmen mußten, als die Masse der bevorrechteten Güter anwuchs; und daß folglich die Sorge für die Erhaltung der Staatseinnahme auch das Recht und die Pflicht bedingte, diesem Wachsthume entgegen zu arbeiten. Der Papst, weit davon entfernt, auf dergleichen Vorstellungen einzugehn, vernahm sie mit Unwillen, und bekämpfte sie mit Heftigkeit, indem er seine geistliche Oberherrschaft als einen unmittelbaren Ausfluß des göttlichen Willens der weltlichen Regierung in allen den Punkten entgegensetzte, die nach seiner Meinung das Ansehen der Kirche beeinträchtigten. Es kostete ihm keinen besondern Aufwand von Scharfsinn und Darstellungsgabe, um seinen irdischen Absichten einen himmlischen Anstrich zu geben.

Während man in Rom die Antwort des Senats auf die Berichterstattung des Gesandten erwartete, erfuhr man, daß ein anderer Geistlicher, der Abt von Nervèse auf Befehl des Raths der Zehn verhaftet worden war. Man warf diesem Priester nicht allein ärgerliche Sitten vor, man beschuldigte ihn auch, daß er gegen einen seiner Feinde einen Meuchelmörder gedungen, und nachher diesen, einen Mönch seiner Abtei, so wie mehrere seiner Dienstleute, endlich seinen eigenen Vater vergiftet habe. Die venetianische Regierung konnte unmöglich solche Gräuelthaten unbestraft lassen, sah es aber wahrscheinlich nicht ungern, daß sie eine so wohl geeignete Gelegenheit fand, sich

auf dem einmal betretenen Wege zu behaupten. Als der Papst Kenntniß erhielt von der Unbiegsamkeit des Senats, versammelte er die Cardinäle, nicht um sie zu befragen, sondern um ihnen als Zeugen seine Beschwerden vorzutragen; denn ohne abstimmen zu lassen, nahm er Maßregeln, die sein Ansehn blosstellen konnten; er that seinen Willen durch zwei Breve's kund, die er seinem Nuntius zur Ueberreichung an den Dogen zustellte. Das eine betraf die Gefangenen, das andere die Verordnungen, deren Widerruf er verlangte. Verschiedene Umstände verzögerten die Einhändigung dieses Breve's, besonders der Tod des Dogen Marino Grimani, der den 26. December 1605 erfolgte. Als dem Papst davon Nachricht zukam, befahl er seinem Nuntius, sich der Wahl eines neuen Dogen zu widersetzen, da eine Machthandhabung excommunicirter Personen null und nichtig sey. Der Nuntius erschien, um diese Breve's zu übergeben und seinen Einspruch gegen das Wahlgeschäft darzulegen; man blieb dabei, ihm kein Gehör zu gewähren, unter dem Vorwande, daß die Signoria, so lang die Erledigung der herzoglichen Würde dauere, ein solches nicht zu bewilligen pflege; man schritt hierauf nach bestehender Sitte zur Wahl, die Leonhard Donato, Procurator von St. Markus, zum Dogen erhob, einen Mann, der den römischen Hof vollkommen kannte, denn er war an demselben siebenmal Gesandter der Republik gewesen. Nach Vollziehung der Wahl war auch die Zeit zum Einspruche gegen dieselbe dahin. Die Breve's wurden jetzt überreicht. Sie griffen die Schritte der Regierung an, drangen auf Auslieferung der Gefangenen an den päpstlichen Nuntius und auf

die Zurücknahme der beiden Verordnungen. Der Papst erklärte sodann, daß alle diejenigen, welche an der Abfassung derselben Theil genommen hätten, oder sie billigten, der Ahndung der Kirche, das heißt: dem Bann verfallen seyen, und der Entziehung der kirchlichen Lehen; er fügte hinzu, daß, wenn seine Gerechtigkeit nicht durch schnellen, gänzlichen und unbedingten Gehorsam entwaffnet würde, er diese Strafen noch schärfen müsse, da ihn keine Rücksicht abhalten könne, das volle richterliche Ansehen der Kirche ungeschmälert zu erhalten. Die venetianische Regierung trug in dieser Angelegenheit einen Ernst zur Schau, den der Papst unbeachtet ließ. Sie zog die gelehrten Doctoren Italiens zu Rathe, von ihnen die Fragen entscheiden zu lassen, die, wie man sagte, die Religion angingen. Die Universität zu Padua genoß damals einen wohlbegründeten Ruf. Die Republik selbst hatte ihren eigenen Theologen, den sein Amtsname öffentlich als einen solchen bezeichnete, und der in allen den Fällen seine Stimme abzugeben hatte, wo das Kirchenrecht mit ins Spiel kam. Dieser rathgebende Theolog war damals Paul Sarpi, aus dem Orden der Serviten, derselbe, der durch seine Geschichte des Tridentinischen Conciliums unter den denkenden Köpfen eine so vorzügliche Stelle einnimmt. Man begreift, daß die Meinung der Doctoren mit den Grundsätzen der Regierung zusammenfiel. Gestützt auf das Ansehen derselben, erklärte der Senat in den ehrerbietigsten, aber auch zugleich in den bestimmtesten Ausdrücken, daß, da seine Verordnungen den Rechten der geistlichen Gewalt nicht zuwider liefen, er darauf beharren müsse, und daß er hoffe, ein so aufgeklärter und tugend-

hafter Papst, wie der gegenwärtige, werde die Venetianer nicht um etwas bestrafen, das alle seine Vorgänger als rechtmäßig anerkannt hätten. Unter mehr als 150 Stimmen, die sich über diese Angelegenheit vernehmen ließen, äußerte sich keine abweichend; so fest hielt der Senat zusammen, wenn es die Aufrechthaltung seines Ansehens galt. Diese Erklärung versetzte den Papst in große Bewegung. Die Republik schickte einen außerordentlichen Gesandten ab. Die ganze Antwort Pauls bestand in der Aeußerung, daß seine Sache die Sache Gottes sey, und daß die Pforten der Hölle nichts dawider vermögen würden. Er fügte indessen einen Vorschlag hinzu, der den Wunsch eines Vergleichs andeutete. Er beschränkte sich darauf, die Zurücknahme der beiden Gesetze, und die Auslieferung des Canonicus von Vicenza zu verlangen. Den Abt von Nervèse wollte er wegen der Abscheulichkeit und Natur der ihm schuldgegebenen Verbrechen der weltlichen Macht überlassen. Das war nach seinem System eine Inconsequenz. Die Republik erbot sich, den Canonicus auszuliefern, wollte aber die ergangenen Verordnungen nicht fahren lassen. Nach Verlaufe der festgesetzten Frist versammelte Paul V. die Cardinäle, um wie er sagte, ihre Meinung über das von ihm selbst abgesagte Monitorium zu vernehmen. Die Rathgeber des Papstes zeigten nicht weniger Gefälligkeit, als die der Republik. Unter allen Cardinälen trieb keiner seine schmeichlerische Fügsamkeit so weit als Baronius. Das besagte Monitorium wurde den 17. April 1606 erlassen. Es forderte unter Androhung des Kirchenbannes die Aufhebung der beiden Verordnungen und die Auslieferung der beiden verhafteten

Geistlichen, gestattete der Republik zu dem Ende eine Bedenkzeit von 24 Tagen und verhängte über Venedig das Interdict, wenn es drei Tage über jenen Termin hinaus in seiner Widersetzlichkeit beharren würde. Diese Bulle wurde sogleich in ganz Italien verbreitet. Verschiedene fremde Gesandte standen nicht an, darüber ihr Mißvergnügen kund zu geben. Die Gesandten Frankreichs und der Geschäftsträger Toscana's thaten in dieser Hinsicht selbst einen öffentlichen Schritt; sie begaben sich zu den Gesandten der Republik, um ihnen ihr Beileid über die ausgesprochene Verfolgung zu bezeigen. Sobald als man in Venedig die Bekanntmachung der Bulle erfahren hatte, rief man den außerordentlichen Gesandten von Rom zurück, beschied die Häupter der Ordens- und Weltgeistlichen vor, und verbot ihnen, irgend eine Zuschrift der römischen Kanzlei zu verbreiten, zu empfangen und zu entsiegeln. Sie erhielten Befehl, alle Packete, die an sie gelangen dürften, uneröffnet der Regierung zu übergeben. Man kündigte dem Volke öffentlich an, daß in Rom eine Bulle gegen die Republik erlassen worden sey, und daß alle gute Bürger die Exemplare derselben, die in ihre Hände fallen dürften, der Obrigkeit auszuliefern hätten. Diese Bekanntmachung brachte eine außerordentliche Wirkung hervor: man schaffte nicht nur eine unzählige Menge von Abschriften der Bulle herbei, sondern von allen Seiten bewiesen auch die freiwilligen Anerbietungen von Menschen und Geld, daß der öffentliche Geist im Einklang mit den Grundsätzen der Regierung stand, und daß diese für die Vertheidigung der gerechtesten Sache auf den Eifer der Bürger rechnen konnte. Die Bernhardiner-

mönche brachten ein Opfer von 150000 Ducaten dar. Die Anhänglichkeit der Laien war nicht zweifelhaft, aber sie reichte nicht hin; man mußte Gewißheit darüber haben, daß die Geistlichkeit, ungeachtet des Interdicts, in der Verrichtung des Gottesdienstes fortfahren würde. Der Nuntius des Papstes pflog sorgfältig Umgang mit den vornehmsten Häuptern der Mönchsorden; er gab einen tiefen Schmerz darüber vor, daß die Republik der ganzen Strenge der Kirchenstrafen ausgesetzt sey; er beschwor den Senat, dem Papste irgend eine Genugthuung zu geben, um das Volk vor dem Unglück zu bewahren, welches die Ausschließung von der christlichen Kirchengemeinschaft mit sich führe. Der Doge sagte ihm bei der Gelegenheit folgende Worte, die eine furchtbare Drohung enthielten: „Europa muß die Strenge mißbilligen, welche der Papst gegen ein Volk brauchen will, welches fortwährend soviel Eifer für die Religion und soviel Ergebenheit für den heiligen Stuhl bewiesen hat. Ihr rathet den Frieden an, ihr solltet ihn denjenigen anrathen, die denselben stören; ihr ermahnt uns, größere Gefahren zu verhüten, der Papst hat eine sehr große zu vermeiden, wenn die Republik, wäre sie ihren Grundsätzen weniger treu, nur ihrer gerechten Rache folgte, das heißt, wenn sie sich von dem Gehorsam gegen den heiligen Stuhl lossagte, und darin dem neuerlich gegebenen Beispiele so vieler Völker nachfolgte. Macht diese Gefahr dem heiligen Vater begreiflich, vermögt ihn dazu, auf friedlichere Rathschläge zu achten; mein Alter und meine Erfahrung berechtigen mich, also mit euch zu reden."

Nach dieser förmlichen Antwort befahl der Se-

nat seinem ordentlichen Gesandten Rom zu verlassen, der Papst rief seinen Nuntius ab, und die venetianische Regierung machte eine Protestation bekannt, in welcher sie erklärte, es sey zu ihrer Kenntniß gekommen, daß der Papst den 17. April ein Monitorium gegen die Republik erlassen habe, daß die Republik zufolge der Verpflichtung ihr oberherrliches Recht zu behaupten, welches durch jene Bulle angetastet sey, vor Gott und Menschen gegen dieselbe auftrete, daß sie die Berufung auf ein künftiges Concilium nicht einmal für nothwendig geachtet habe, weil diese Bulle an und für sich durchaus der rechtlichen Gültigkeit ermangele, ins Leere und ungesetzmäßig hingeschleudert sey: daß man der Gewißheit lebe, das Breve seiner Heiligkeit werde den Geistlichen, allen Unterthanen der Republik und den übrigen Völkern als null und nichtig einleuchten, und die Geistlichen würden nicht aufhören, ihre Amtspflichten zu erfüllen, so wie auch die Venetianer fortwährend der römisch-katholisch-apostolischen Religion treu anhangen und in dem Gehorsam verharren würden, den sie immer dem heiligen Stuhl erwiesen, in Erwartung, daß Seine Heiligkeit zu väterlichern Gesinnungen zurückkehren werde. Der Nuntius sah diese Protestation bei seiner Abreise von Venedig an die Thür seines Palastes geheftet. Ein Manifest an alle Städte und Obrigkeiten der Republik begleitete dieselbe; es erörterte die drei Hauptgegenstände des Streites, das Verbot der Güterentäußerung zu Gunsten der Geistlichkeit, die Untersagung neuer kirchlicher und klösterlicher Bauten, die Nachweisung der Nothwendigkeit, die geistlichen Personen in weltlichen Angelegenheiten auch dem weltlichen Richterstuhle zu unterwerfen.

Das Verbot der Schenkungen fand darin eine unumstößliche Rechtfertigung, daß die Geistlichkeit bereits den vierten, und vielleicht selbst den dritten Theil vom Gebiete des Staats besaß, ob sie gleich nicht den hundertsten Theil der Bevölkerung ausmachte; neue Erwerbungen konnten ihr mithin aus Rücksichten für das öffentliche Wohl unmöglich verstattet werden. Der Senator Quirini hatte den Werth der unbeweglichen geistlichen Güter auf mehr als 30 Millionen Golddukaten berechnet und ihren jährlichen Ertrag auf anderthalb Millionen; die Einkünfte aus denselben stiegen folglich im heutigen französischen Gelde auf 26 Millionen Franken. Da die geistlichen Besitzungen unveräußerlich waren, so würde die Geistlichkeit wenn man ihr Wachsthum nicht hinderte, zuletzt alles unbewegliche Eigenthum verschlungen und die übrige Volksmasse bis zur Dienstbarkeit herabgewürdigt haben; da ferner diese Güter als Theile des kirchlichen Vermögens keine Abgaben entrichteten, so hätte der Staat seine ergiebigsten Hülfsquellen eingebüßt. Sonst erhob die Republik ohne Schwierigkeit einen Zehnten von den geistlichen Gütern; in der letzten Zeit, seitdem man dem römischen Hofe hatte nachgeben müssen, durfte der Zehnte nur mit Erlaubniß des Papstes eingefordert werden und diese Bewilligung erstreckte sich nur auf fünf Jahre und wurde oft verweigert. Es war schon ein großes Uebel für die Bürger, daß sie die gesammten öffentlichen Lasten allein tragen mußten, da sie doch nur zwei Drittel des Grundeigenthums besaßen, und außerdem waren diese Besitzungen zu Gunsten der Geistlichkeit noch mit einer Abgabe beschwert, die den zehnten Theil des Ertrags ausmachte. Das Bauen neuer Kir-

chen und Klöster mußte die Regierung zu hindern suchen, um dem gefährlichen Wachsthum der Geistlichkeit Einhalt zu thun; sie mochte nun dem Staat durch ihren Reichthum, wie es wirklich der Fall war, Verderben bereiten oder ihm durch ihre Armuth zur Last fallen, wogegen sie sich aber klüglich verwahrt hatte. Man hatte nicht Ursache, sich ihrer Vaterlandsliebe zu rühmen. Man durfte dieses mächtige Gefühl nicht von einer Schaar fremder Priester erwarten, welche die Klöster der Republik füllte; es war auf keine Weise rathsam, ihre Zunahme zu dulden; sie wären in ihren Ausschweifungen, in ihrer Unverschämtheit, in dem Mißbrauche ihres Amts, in ränkevoller Thätigkeit, in der Jagd auf Testamente nur noch weiter gegangen; man mußte ihnen Schwert und Gift entreißen, um ihnen ihre teuflischen Unternehmungen zu wehren. So lauten die Ausdrücke des Manifestes. Ein Land, in dem der geistliche Charakter eine hinreichende Schutzwehr gegen die Ahndungen des Fiscus und der beschränkenden Gesetze bildete, würde endlich nur ein Volk von Geistlichen tragen und mithin des Anbaues und der Vertheidigung verlustig gehen.

Dieses Manifest und die ihm vorangeschickte Protestation schienen nicht auszureichen, um sich der Geistlichkeit vollkommen zu versichern; der Rath der Zehn beschied deshalb die Obern aller religiösen Vereine vor sich, und deutete ihnen an, daß die Regierung ungeachtet des verhängten Interdicts die ununterbrochene Verrichtung des Gottesdienstes verlange, und daß Niemand ohne Befehl oder Erlaubniß der Regierung das Gebiet des Staates verlassen solle. Die Jesuiten, Capuziner, überhaupt alle Mönche betheuerten ihren Gehorsam; in der ganzen

Republik hatte nur der Grosvicar von Padua die Stirn, dem Podesta, der ihm diese Verordnungen zustellen ließ, darauf zu entgegnen, er würde thun, was ihm der heilige Geist eingäbe; worauf jener erwiederte, der heilige Geist habe dem Rath der Zehn bereits eingegeben, alle Widerspenstigen hängen zu lassen. Die Weltgeistlichkeit hielt ihr Versprechen, nicht so die Gesammtzahl der Mönche. Sie erhielten Briefe von ihren Obern aus Rom, die ihnen auftrugen, das Interdict wohl zu beachten. Die Jesuiten, die dem Papste gern zu Willen gewesen wären, ohne deshalb völlig mit der Republik zu brechen, sannen eine Unterscheidung aus. Sie erklärten, daß sie ihre gottesdienstlichen Verrichtungen fortsetzen und mithin ihrem Versprechen nachkommen würden; daß aber die Messe, in Betracht ihrer Vorzüglichkeit, nicht unter jenem allgemeinen Ausdruck begriffen sey, und sie solche wegen ihres Gewissens und aus schuldigem Gehorsam gegen den Papst nicht öffentlich halten dürften. Dieser Unterscheidung folgte als Antwort ein Befehl, welcher sie noch an demselben Tage aus Venedig und dem ganzen Gebiete der Republik verwies. Ein Vicar des Patriarchen nahm sogleich Besitz von ihrer Kirche, und begleitete sie bis zum Hafen. Die guten Väter warfen sich im Augenblick ihrer Einschiffung zu seinen Füßen nieder, und flehten um seinen Segen. Das Volk, welches diese gleisnerische Demuth durchschaute, rügte dieselbe mit Hohngelächter. Sie hatten noch vor ihrer Abreise die Kapuziner zum Widerstande gegen die Befehle der Regierung vermocht, die deswegen ebenfalls vertrieben wurden. Einige Zeit nachher verbannte eine Verordnung alle ungehorsame Mönche

für immer aus dem Staate und zog ihre Güter ein. Die Einkünfte der Jesuiten betrugen in Venedig allein gegen 30000 Ducaten. Man beschloß, daß das Gesetz, welches ihre Verbannung aussprach, nur mit einer Mehrzahl von fünf Sechstheilen der abstimmenden Senatoren künftig widerrufen werden könne. Als der Papst sah, daß der ausgesprochene Bann, anstatt die Republik zum Gehorsam zu zwingen, oder ihr wenigstens Verwirrung zu bereiten, keine andere Folge hatte, als die Vertreibung der Jesuiten und Kapuziner, rief er die Politik aller Fürsten zu Hülfe. Die Venetianer waren ihm darin zuvorgekommen; ihre Gesandten hatten allen Höfen die Anmaßungen und ungerechte Härte des apostolischen Stuhles vorgetragen, mit dem sichtbaren Bemühen, ihre Sache als die Angelegenheit aller Regierungen vorzustellen. Es entspann sich jetzt eine lange Unterhandlung, in welche alle katholische Fürsten, besonders die Könige von Spanien und Frankreich die Rolle der Vermittler zu spielen suchten. Jeder trachtete nach der Ehre, Schiedsrichter in dieser Streitsache zu seyn, ohne daß sie ihnen darum besonders am Herzen lag. Sie wollten ihren Einfluß vor den Augen Europa's zeigen; darauf beschränkte sich ihre ganze Theilnahme. Zehn Gesandte reisten von Paris und Madrid nach Rom und Venedig mit Vergleichsentwürfen, Gegenvorschlägen, Eröffnungen und Erklärungen, welche die Streitpunkte von den verschiedensten Seiten auffaßten und behandelten. Die Kabinette von Frankreich und Spanien legten einen so großen Werth auf den leitenden Einfluß bei dem Geschäft der Vermittelung, daß der Madrider Hof, um das Schiedsrichteramt an sich zu reißen,

einige Rüstungen vorspiegelte, als wollte er den Papst mit bewaffneter Macht unterstützen, wenn die Venetianer sich etwa in die Arme Frankreichs würfen. Der König von Spanien schrieb selbst an den Papst, um ihn davon zu versichern. Der Graf Fuentes, Gouverneur des Mailändischen, trieb seine Ziererei bis zu der Aeußerung: er wolle ganz bewaffnet ins Paradies gehen. Der Papst, welcher gleich vom Anfange dieser Spaltung erklärt hatte, daß er im Nothfalle auch irdische Waffen brauchen würde, schritt zu Truppenaushebungen, verstärkte die Besatzungen, errichtete einen Kriegsrath, gebildet aus funfzehn Cardinälen, legte Taxen auf und ließ den Schatz von Loretto holen, um ihn für den bevorstehenden Krieg zu verwenden. Die Venetianer waffneten sich gleichfalls, doch mit vieler Ruhe, weil sie überzeugt waren, daß die Spanier sie blos in Verlegenheit und Furcht setzen wollten, und daß dieselben es mit dem Kampfe zum Vortheile des päpstlichen Interesse nicht ernsthaft meinten. Der böse Wille der Spanier zeigte sich bald darauf in ihren Unternehmungen gegen die Küsten Albaniens, wo sie die den Türken zugehörige Stadt Durazzo plünderten, in der Hoffnung, daß diese deshalb alle Christen zur Rechenschaft ziehen, eine Flotte in den Golf schicken, und durch ihre Feindseligkeiten die Republik in die Nothwendigkeit setzen würden, die Hülfe Spaniens nachzusuchen. Aber es kam anders. Die Pforte änderte ihre Haltung nicht, und anstatt die Venetianer anzugreifen, bot sie ihnen ihre Hülfe gegen den Papst an, so daß selbst die Türken sich in den Streit zwischen Venedig und Rom mischten; sie verrichteten öffentliche Gebete und fasteten, damit der Himmel die Zwietracht unter den Christen

fortdauern lasse. Ihre Wünsche gingen nicht in Erfüllung; der Krieg beschränkte sich auf eine lebhafte Wortfehde, bei welcher die Doctoren der beiden Parteien ihre Wissenschaft und Bosheit an den Tag legten. Der Papst wollte, wie er in seiner verwegenen Willkühr drohte, den Dogen vor den Richterstuhl der Inquisition ziehen; er setzte hinzu, daß er Gründe hätte, denselben als Ketzer verurtheilen zu lassen. Er ordnete ein Jubiläum an, ausdrücklich in der Absicht, die Venetianer von dem Gnadenquell auszuschließen, welchen dasselbe nach dem Glauben jener Zeit über die treuen Anhänger der Kirche verbreitete. Die Jesuiten, diese treuen Trabanten des römischen Hofes, ließen sich nicht daran gnügen, eine Menge von Schriften gegen die Republik zu verbreiten, an den Höfen Ränke gegen sie zu spinnen, dieselbe auf der Kanzel durch ihre Deklamationen zu verunglimpfen, und sie der Ketzerei und Tyranei anzuklagen. Sie unterhielten Briefwechsel mit den Reumüthigen, brachten ihnen Gewissensscrupel bei, forderten Erklärungen, legten Wiedererſatz auf; glaubte man ihnen, so war die Feier der Messe, so lange Venedig unter dem Interdict lag, eine Gotteslästerung; ihr beiwohnen hieß Götzendienst.

Die Cardinäle Bellarmin, Colonna, Baronius betraten den Kampfplatz mit der Feder in der Hand; ihnen folgte eine Menge dunkler Mönche und Theologen hintennach. Die Republik setzte diesen alle ihre Doctoren entgegen, unter welchen der Bruder Paul Sarpi sich durch den Umfang seiner Kenntnisse, die Stärke seiner Dialectik und die Unabhängigkeit seiner Gedanken auszeichnete. Das Buch, welches er über den streitigen Gegenstand schrieb, verdient in mehrfacher Hinsicht Aufmerksamkeit.

Der Verfasser erklärt, daß er durch seine Schrift die Gewissen der Zehnmänner bei den Drangsalen beruhigen wolle, die ihnen der Arm der Kirche verursache. Auch ist das ganze Werk nichts als eine Sammlung von Beweisgründen gegen den römischen Hof, berechnet auf Staatsmänner. — „Es giebt, — wie er sagt, — eine Denkart für den gemeinen Haufen und eine andere für Staatsmänner. Die Wissenschaft gleicht dem Weine. Gesittete Personen genießen denselben zu ihrer Stärkung; der Pöbel braucht ihn, um sich zu berauschen. Wenn es in der Politik oft Vortheil bringt, daß die größere Anzahl unwissend bleibt, so ist dieß in Glaubenssachen ganz unumgänglich." Dieser Mönch, dessen Ideen sich so weit über seinen Stand und die Vorurtheile seiner Zeit erhoben, erfuhr einige Jahre nachher, daß es Feinde giebt, welche nie verzeihen; er wurde zwei- bis dreimal meuchlings angefallen. Er war ein Gelehrter, ein Politiker, ein tüchtiger Schriftsteller, aber zuweilen ein verhaßter Rathgeber der Zehnmänner, besonders wenn er sagt, daß Gift in gewissen Fällen die Stelle des Henkers vertreten darf. Man muß dem Cardinal Bellarmin, dem Gegner Fra Paolo's, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er den Letztern von der Verschwörung in Kenntniß setzte, die dessen Leben bedrohte. Paolo trug ein Panzerhemd unter seiner Kleidung; er ließ sich von einem seiner Klosterbrüder begleiten, der mit einem Feuergewehr bewaffnet war. Ungeachtet dieser Maßregeln der Vorsicht wurde er eines Abends von fünf Meuchelmördern überfallen, die ihm drei und zwanzig Dolchstiche beibrachten, und sich in den Kirchenstaat retteten, vermittelst einer auf Befehl des Nuntius bereit gehaltenen Barke.

Da seine Feinde ihm nicht hatten ans Leben kommen können, wollten sie ihn als Ketzer verurtheilen lassen. Man hegte den Verdacht gegen ihn, als theile er die Meinung der Reformirten, und um ihn zu überführen, suchte man seinen Briefwechsel mit dieser Religionspartei in die Hände zu bekommen. Der französische Gesandte Leon Brulart mischte sich verkehrt genug in diese Nachspürung. Die Versuche des Meuchelmordes erneuerten sich gegen den Rathgeber der Republik; er wurde endlich in Rom verurtheilt hütete sich aber weislich, daselbst zu erscheinen. Als die Venetianer nach seinem Tode dem Manne ein Denkmal errichten wollten, der sein Leben und seine Talente der Vertheidigung ihrer Staatsrechte gewidmet hatte, ließ ihnen der Papst Urban VIII. andeuten, daß er zu den äußersten Mitteln entschlossen sey, ehe er dies zugeben würde. Die Regierung, die sich nicht in neue Händel mit dem römischen Hof verwickeln wollte, ließ das Denkmal aus dem Hause des Künstlers auf die Seite schaffen.

Pauls V. Entschlossenheit wurde durch den gemessenen aber unbiegsamen Widerstand des venetianischen Senats merklich aus der Fassung gesetzt. Mehr als ein Jahr war nach der Bekanntmachung des Interdicts verflossen, ohne daß die geringste Unruhe im Staate vorgefallen, und der Gottesdienst unterbrochen worden war. Die Kirchenstrafen verloren durch ihre Fortdauer von ihrem Ansehen, und die Regierung, welche sie für null und nichtig erklärt hatte, wollte nicht einmal davon losgesprochen seyn. Die Gesandten, welche sich mit dieser Angelegenheit befaßt hatten, erhielten die Einladung zur Antwort, sie möchten sich mit ihren Bemühungen an den Urheber des Streites wenden, der

die Mittel in Händen habe, ihn beizulegen durch den Widerruf seiner eben so ungerechten als unnützen Machthandlungen. Während dieser langen Unterhandlung schrieb der König von Spanien einen Brief an Paul V., worin er ihm wirksamere Hülfe versprach; dieses Schreiben gab dem Papst seinen Muth wieder. Er verwarf alle gütliche Vorschläge, merkte aber bald an der Unthätigkeit der Spanier, daß ihre Drohung nur darauf berechnet gewesen war, die Venetianer von der Annahme der französischen Vermittelung abzuhalten. Philipp III. hatte nichts weniger im Sinne, als einen Krieg, um zu Gunsten des römischen Hofes Anmaßungen zu unterstützen, die derselbe auch gegen ihn kehren konnte. Er wußte daß die Könige von Frankreich und England den Venetianern Hülfe verheißen hatten, wenn sie angegriffen werden sollten. Da er im Grunde nur nach der Ehre des Friedensstifters strebte, so sandte er einen seiner Minister nach Venedig, wo der französische Bevollmächtigte seinen Eifer nun noch mehr anstrengte, um den entscheidenden Augenblick nicht zu versäumen. Das Drängen der beiden mächtigen Vermittler und anderer Fürsten ermüdete den Senat von Venedig auf die Länge; er wich indessen keinen Schritt von seinem vorgezeichneten Wege ab. Der Papst sah ein, daß sein Vortheil fordere, denjenigen als Mittler anzunehmen, welcher der Republik am angenehmsten seyn dürfte, das war der König von Frankreich, Heinrich IV., weil er ihr das wenigste Mißtrauen einflößte. Er gab sonach dem französischen Gesandten zu erkennen, daß er den Venetianern wieder seine väterliche Gewogenheit schenken wolle, wenn man sie

dazu bestimmen könnte, ihm eine gerechte Genugthuung zu geben; er bat denselben, in dieser Absicht mit dem Ansehen seines Hofes dazwischen zu treten. Die Sache war schwierig, da man nicht wußte, was der Papst unter der gerechten Genugthuung verstand, und die Republik ihm keine schuldig zu seyn glaubte. Nach vielen unnützerweise erörterten Entwürfen schlug man einen Plan vor, in Folge dessen der Gesandte Frankreichs den Papst im Namen der Venetianer bitten sollte, die Kirchenstrafe aufzuheben; die beiden auf Befehl der Regierung verhafteten Geistlichen sollten ausgeliefert werden, nicht unmittelbar an den Papst, sondern an den König, und blos aus Ehrfurcht für dessen Majestät; das Interdict sollte vier oder fünf Tage lang gelten; man wollte einen Tag zur Aufhebung der Kirchenstrafen festsetzen, und zu gleicher Zeit sollte die venetianische Regierung ihre Gegenerklärung zurücknehmen; die aus Venedig bei Gelegenheit des Interdicts vertriebenen Mönche sollten zurückgerufen werden; die Ausführung der beiden Verordnungen in Betreff der Kirchen und Schenkungen sollte bis nach dem Abschlusse des Vergleichs ausgesetzt bleiben.

Von diesen sechs Vorschlägen nahm die venetianische Regierung nur einen einzigen an. Sie willigte ein, dem Könige aus freier Bewegung ihres Willens und aus Achtung für einen so großen Monarchen, die beiden Gefangenen zu überlassen, aber ohne sich deshalb irgend eines ihrer Rechte zu begeben. In Ansehung der dem Papste vorzutragenden Bitte, wegen Aufhebung der Kirchenstrafen, erklärte sie, daß, da die Venetianer dem Papste keinen Anlaß zum Mißvergnügen ge-

geben hätten, sie ihn auch nicht um die Zurücknahme seiner rächerischen Maßregeln zu ersuchen brauchten; daß die Erklärung gegen das Monitorium ohne Schwierigkeit aufgehoben werden könne, daß aber vorher auch die Kirchenstrafen aufgehoben werden müßten; daß die Republik sich nicht verpflichten könne, die Ausführung ihrer Gesetze zu verschieben und daß man in der Anwendung derselben auf die bekannte Mäßigung der Regierung rechnen dürfe. Was das Interdict betreffe, so könne die Republik, die es für null und nichtig erklärt habe, nicht zugeben, daß es auch nur für eine Stunde Gültigkeit habe; die Zurückberufung der Mönche würde man besonders und später verhandeln; in allen Fällen würden jedoch die Jesuiten von der Zurückberufung ausgeschlossen bleiben. Diese Antwort nahm dem Papste alle Hoffnung auf die verlangte Unterwerfung; er bequemte sich jetzt dazu, seine friedlichen Gesinnungen zu erneuern, und als die Sache so weit gediehen war, daß sie einen glücklichen Ausgang versprach, sandte Heinrich IV. den Cardinal Joyeuse mit Vollmachten ab, um die Aussöhnung des Papstes mit der Republik entscheidend abzuschließen. Alles, was derselbe von den Venetianern erlangen konnte, bestand in der Erlaubniß, den Papst um Aufhebung der Kirchenstrafen zu bitten. Der Senat weigerte sich durchaus, dieses Gesuch seinem eigenen Gesandten aufzutragen. Der Cardinal Joyeuse sollte es nach dem Willen der Regierung nicht einmal schriftlich vorbringen. Die Aufhebung der Kirchenstrafen sollte ferner nicht, wie es der herrschende Gebrauch mit sich brachte, in Rom, sondern in Venedig vor sich gehen, und zwar nicht schriftlich sondern mündlich.

Als der Cardinal Joyeuse sich zum Papste begab, um ihm dieses Ultimatum zu überbringen, war derselbe entschlossener zur Entsagung als er von ihm erwartet hatte. Mit den Vollmachten des heiligen Stuhles versehen, kam der Cardinal den 10. April 1607 nach Venedig zurück. Er gab erst vor, um den Aufträgen des Papstes nachzukommen, als habe er keine einfache und gänzliche Annahme der vorgeschlagenen Artikel erhalten, machte auch noch sonst den einen und den andern Versuch, günstigere Bedingungen zu erhalten, namentlich für die Jesuiten; da aber der Senat unbeweglich auf seinen Entschließungen beharrte, so trug er darauf an, mit dem Dogen und der Signoria die Kirche des heiligen Markus zu besuchen, wo er nach der Messe den gewöhnlichen Segen ertheilen würde, dessen Geltung der Aufhebung der Kirchenstrafen gleichkomme. Auch dieser Vorschlag wurde verworfen, weil der Segen für eine Absolution genommen werden konnte.

Endlich begab sich den 21. April ein Sekretair der Signoria mit den beiden verhafteten Geistlichen zu dem Cardinal, bei welchem sich der französische Gesandte befand, indem er diesen also anredete: Hier sind die beiden Gefangenen, welche der durchlauchtigste Fürst der getroffenen Uebereinkunft gemäß hersendet, um sie Ew. Excellenz aus Willfährigkeit gegen den allerchristlichsten König zu übergeben, jedoch unter der Verwahrung, daß dieser Schritt der Gerichtsbarkeit keinen Eintrag thut, welche der Republik über die Geistlichen zusteht. Der Gesandte antwortete, daß er sie unter dieser Bedingung annehme und stellte darüber eine Beglaubigung aus. Hierauf überließ er die Ge-

fangenen dem päpstlichen Commissair. Begleitet von dem Gesandten nahm Joyeuse Platz in Gegenwart des Dogen und des Rathes, und richtete an die Versammlung, die mit bedecktem Haupte dasaß, folgende Worte: „Ich schätze mich glücklich, Ew. Durchlaucht ankündigen zu können, daß alle Kirchenstrafen aufgehoben sind, wie sie denn in der That nicht mehr bestehen. Ich freue mich über dieses für die gesammte Christenheit und insbesondere für Italien so glückliche Ereigniß."

Der Doge händigte ihm hierauf den Widerruf der Protestation gegen das Monitorium ein. Er lautete folgendermaßen: „Leonhard Donato, durch Gnade Gottes Doge von Venedig, den hochwürdigsten Patriarchen, Erzbischöfen, Bischöfen u. s. w. Da sich endlich durch die Gnade Gottes ein Mittel gefunden hat, unserm heiligen Vater, dem Papst Paul V., unsere aufrichtige Ehrfurcht zu erkennen zu geben, und da seine Heiligkeit, überzeugt von unsern Gründen, bereit ist, die Ursache aller zwischen dem heiligen Stuhle und der Republik obwaltenden Streitigkeiten aufzuheben, so haben wir mit Freude die Erfüllung der Wünsche vernommen, die unaufhörlich von uns als den unterwürfigsten Söhnen der Kirche gehegt worden sind. Darum haben wir euch durch Gegenwärtiges Kenntniß davon geben wollen, und wir melden euch hiermit, daß, da Seine Heiligkeit die Kirchenstrafen aufgehoben hat, wir uns dazu verstehen, daß die Protestation, welche wir gegen die Bekanntmachung derselben erließen, für nicht geschehen und als beseitigt angesehen werden soll, um dadurch wie durch alle unsere Handlungen unsern Entschluß zu bezeigen, die Frömmig-

keit und den Glauben unserer Väter zu bewahren."

Nach Beendigung dieser Ceremonie hielt der Cardinal die Messe in einer der Kirchen Venedigs, ohne daß ihm der Doge und die Signoria dahin folgten. Der römische Hof verbreitete die Meinung, als habe der Cardinal die Absolution ertheilt; das ist schwer zu begreifen, da die oft angebotene Absolution fortwährend ausgeschlagen war, und der Doge und seine Räthe während der Rede des Prälaten mit bedecktem Haupte saßen. Man nahm seine Zuflucht zu einem Kunstgriffe, dessen Erbärmlichkeit zu einem mitleidigen Lächeln zwingt. Man versicherte: daß der Cardinal bei seinem Eintritte in die Versammlung das Zeichen des Kreuzes mit der Hand gemacht habe, die unter seinem Bischofsmantel verborgen war; das ist möglich: allein die Venetianer, die nicht wider Wissen gesegnet seyn wollten, murrten laut über diese ausgesprengten Gerüchte; die Regierung mußte eine umständliche und begründete Darstellung über das Vorgegangene in Umlauf setzen, und um die Eitelkeit des römischen Hofes zu demüthigen, die so nichtigen Tröstungen nachging, fielen bei der Aussöhnung alle öffentlichen Freudenbezeigungen weg. Am Ende dieses Jahres fand der Papst Gelegenheit, an den Venetianern eine kleine Rache auszulassen. Der Senat hatte nämlich dem verstorbenen Patriarchen einen Nachfolger gegeben. Paul rief jetzt eine alte Verordnung ins Leben zurück, welche die von der weltlichen Macht ernannten Bischöfe einer Prüfung unterwirft. Gewöhnlich begnügte man sich damit, sie über die Wissenschaft ihres Glaubens im Allgemeinen zu ver-

nehmen. Der gegenwärtige Papst verlangte, daß der Patriarch von Venedig persönlich in Rom zur Prüfung erscheinen solle, und als jener nach langer Unterhandlung diesen Sieg davon getragen hatte, war er boshaft genug, dem Patriarchen einen Jesuiten zum Examinator zu geben.

Die Republik verlor in Heinrich IV., der 1610 meuchlings getödtet wurde, einen mächtigen Bundesgenossen; die Freundschaft beider war durch gegenseitige Dienste unterhalten und befestigt worden.

Der Doge Leonhard Donato, der 1612 starb, ließ den Staat in tiefer Ruhe zurück. Die Wahl seines Nachfolgers versetzte den alten Adel in eine unverhoffte Gährung. Seit zwei Jahrhunderten hatte derselbe der Republik keinen Dogen gegeben. Es wird erzählt, daß 19 Familien sich verbunden hatten, um fortwährend die mächtigen Häuser, deren Stolz schwer lastete, von der ersten Würde des Staats auszuschließen. Nur in Venedig konnte sich ein solcher Bund mehrere Geschlechter hindurch erhalten. Wahrscheinlich begünstigten die Staatsinquisitoren dieses System der Ausschließung gegen Familien, deren Einfluß sie fürchteten. Markus Anton Memmo folgte dem Leonhard Donato; man setzt hinzu, daß Veniero, einer der Verbündeten sich aus Verzweiflung erhängt habe, weil es ihm nicht gelungen war, diese Wahl zu hintertreiben. Unter dem neuen Dogen erhoben sich zwei Kriege; der eine war eine Fortsetzung der Räubereien der Uskoken, der andere entspann sich aus dem Streite der Häuser Savoien und Gonzaga über den Besitz von Montferrat.

Das Wort Uskok bezeichnet im Dalmatischen einen Ueberläufer. Die Einfälle der Türken in

Croatien, Dalmatien und Albanien nöthigten verschiedene Einwohner dieser Provinzen, sich auf mehreren, fast unzugänglichen Punkten anzusiedeln. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts nahm ein ungarischer Lehnsherr, Besitzer der Festung Clissa über Spalatro, eine große Anzahl dieser Flüchtlinge auf. Von hier aus unternahmen sie Streifereien in das türkische Gebiet, und theilten mit ihrem Beschützer die gewonnene Beute. Diese unaufhörlichen Feindseligkeiten zogen die Türken gegen Clissa heran. Die Uskoken vertheidigten diesen Platz hartnäckig ein Jahr hindurch. Endlich wurde er genommen, und die unglücklichen Ueberbleibsel der eingedrungenen Bevölkerung irrten in den Bergen umher. Als Ferdinand von Oesterreich vernahm, daß die Türken auch nach dem Besitz der kleinen Stadt Segna strebten; so bot er den Uskoken, die sich seit dem Falle von Clissa zerstreut hatten, seine Unterstützung an, wenn sie den neuen Zufluchtsort bewachen, und die Türken davon entfernt halten wollten. Segna liegt im Golf von Quarnero. Berge und Wälle vertheidigen es von der Landseite, viele kleine Inseln und Klippen, die krumme Kanäle und Untiefen bilden, machen es von der Seeseite für die größern Schiffe unzugänglich. Das Meer, welches unaufhörlich Winde aufwühlen, die von den Bergen zurückprallen, bedeckt die Klippen häufig mit den Trümmern der Schiffbrüche. Weder der Ackerbau noch der Fischfang reichte den Uskoken in dieser Gegend den nothwendigen Unterhalt. Gewöhnt an ein kriegerisches Leben, hätten sie sich wohl auch nicht leicht zu friedlicheren Beschäftigungen bequemt. Sie trieben ihre Plünderungen auf tür-

kischem Gebiete fort; die Nachbarschaft des Meeres lockte sie indeß bald, ihr Glück auf einem andern Elemente zu versuchen; die Krümmungen einer stürmischen Küste boten ihnen Schlupfwinkel dar, wohin man sie nicht verfolgen konnte. Anfänglich schonten sie die christlichen Schiffe, wenigstens in dem Maße, als es ihrer Zügellosigkeit möglich war. Die Türken fühlten sich empfindlich von den zahlreichen bewaffneten Barken belästigt, die ihre abgesonderten Fahrzeuge wegnahmen, oft sogar auf der Rhede und mitten in den Häfen. Die türkische Regierung führte deshalb bei der Republik Beschwerde, die als Oberherrin des adriatischen Meeres und besonders zufolge der mit der Pforte geschlossenen Verträge die Verbindlichkeit auf sich hatte, dem türkischen Handel volle Sicherheit zu gewähren. Der Divan mahnte die Venetianer an ihr Versprechen, und drohte im Weigerungsfalle sich selbst durch eine Flotte, innerhalb des adriatischen Meeres, Gerechtigkeit zu verschaffen. Die Republik konnte darüber ihre Furcht nicht verbergen, sie rechtfertigte sich gegen den Verdacht des Einverständnisses durch Aufzählung der Klagen, die sie selbst über die Uskoken zu führen hatte, wandte sich an den Kaiser, den Beschützer dieser Seeräuber, und selbst an den römischen Hof, damit auf dessen Verwendung den fortdauernden Räubereien von Seiten Oesterreichs schnell und nachdrücklich ein Ziel gesetzt werde. Der Kaiser erließ hierauf einige Befehle, die Venetianer sandten einige Galeeren, man ergriff die Uskoken auf der That und knüpfte sie an die Segelstangen, um ihre Bestrafung recht augenscheinlich zu machen. Dergleichen Züge erneuerten sich von Zeit zu Zeit,

die Pforte beklagte sich fortwährend, daß man die Uskoken nicht lebhaft genug verfolge, Oesterreich dagegen: daß man ihnen bis in sein eigenes Gebiet nachsetze; man mußte es wohl thun, weil Oesterreich ihnen Vorschub leistete. Die Unterthanen der Republik auf einigen kleinen Inseln, die an den Sitz der Uskoken stießen, hatten, zu schwach für die Selbstvertheidigung, eine Art Vertrag mit denselben geschlossen. Sie meldeten ihnen die Nähe der Gefahr und genossen dafür einige Sicherheit. Diese Räuberbanden vermehrten sich. Alle Verbrecher, die der österreichischen Gränze, den türkischen Provinzen, der italienischen Küste entflohen, wandten sich mit ihrem durch Unthaten erprobten Muthe nach jenem Raubneste, wo sie unter Oesterreichs Vergünstigung Zuflucht fanden. Sie hatten viele Weiber, die sie zu rauben pflegten. Die Weiber lebten im Müßiggange und waren fruchtbar; nie blieben sie Wittwen. Geschmückt mit der kostbarsten Beute, reizten sie ihre Männer zum Raube an. Die Pforte setzte endlich diesen Rotten eine ähnliche Miliz entgegen. Als die Streifereien auf dem Festlande gefährlicher wurden und weniger lohnten, ergaben sich die Uskoken fast ausschließend der Seeräuberei. Die Republik mußte nothgedrungen in diesem Seestriche eine kleine Eskadre unterhalten und die Kauffahrteischiffe unter den Schutz von Kriegsfahrzeugen stellen; wodurch die Plünderungen schwerer wurden; nun warfen sich die Uskoken auf die dalmatischen, bisher verschonten Inseln, verwüsteten Veglin, Arbo, Pago, brannten die Dörfer nieder, und jagten die Landeinwohner den verschlossenen Städten entgegen. Es herrschte ein wahrer Kriegszustand und zwar

ein solcher, wo man kein Quartier gab. Die Türken fuhren fort, sich mit ihrem gewöhnlichen Stolze über die Unbilden der Uskoken zu beklagen. Wenn man auch vielleicht nicht sagen darf, daß Oesterreich geradezu dieselben beschützte, so wich es doch geflissentlich, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande, dem Strafamte aus, zu dem es berufen war, und konnte es endlich den wiederholten Aufforderungen von mehreren Seiten nicht länger widerstehen, ohne sich selbst die bitterste Blöße zu geben, so schritt es mit einer so lässigen Mäßigung ein, daß der gute Wille der Regierung höchst zweifelhaft blieb. Die Venetianer hatten schon öfters Segna von der Seeseite angreifen wollen, um das Uebel in der Wurzel auszurotten: da aber die Türken sich erboten, die Stadt von der Landseite zu belagern, so schien es gefährlich, diesen eine Eroberung zu erleichtern, die sie für sich behalten haben würden. Ein Pascha der Umgegend nahm es auf sich, die Uskoken zu züchtigen; er gerieth dabei in feindselige Berührungen mit Oesterreich; der Kaiser sandte Truppen gegen ihn aus, die sein kleines Heer, als es über den Strom setzen wollte, größtentheils aufrieben. Von dem Augenblick an, als die Türken zu den Waffen gegriffen hatten, dachte die Republik nur daran, ihre Inseln zu sichern, weniger gegen die Uskoken als gegen die Türken. Die Neutralität, welche die Venetianer behaupteten, zog ihnen, wie natürlich, die Feindschaft der kriegführenden Macht zu, die im Nachtheil war. Die Oesterreicher, geschlagen von den Türken und nicht unterstützt von den Venetianern, hatten nichts dagegen, daß die Uskoken ihre Raubgier an dem Eigenthum der Republik

ausließen. Diese schickte einen Proveditor gegen sie aus, der einen ihrer Posten überfiel und zusammenhauen ließ. Eine Flotte von funfzehn Galeeren und dreißig bewaffneten Schiffen schloß verschiedene Häfen ein, die Oesterreich gehörten, das seine Empfindlichkeit über diesen Eingriff in seine Rechte laut zu erkennen gab. Die Aufhebung der Blokade wurde ein Gegenstand unnützer Unterhandlungen, über welche die Kühnheit der Seeräuber nur spottete. Eines Tages trieb der venetianische Admiral mehrere Barken derselben, auf welchen sich gegen 200 Mann befanden, in den Hafen bei Sebenigo. Die Seeräuber befanden sich auf einer Insel, auf dem Lande standen ihnen die Türken gegenüber; sie wären verloren gewesen ohne Hülfe eines Sturmes. Die Uskoken entschlüpften auf ihren leichten Fahrzeugen glücklich unter Begünstigung der Nacht. Die Venetianer errichteten hierauf Festungswerke, welche die Hauptengen einschlossen, durch welche der Golf von Quarnero mit dem Meere in Verbindung steht. Als die Uskoken ihre Seeräubereien unter diesen Umständen nicht weiter verfolgen konnten, fielen sie in das venetianische Istrien ein, ohne darnach zu fragen, ob nicht diese neue Feindseligkeit Oesterreich, das einen schweren Krieg gegen die Türken zu bestehen hatte, auch noch mit der Republik entzweien könne. Oesterreich, welches die gefährlichen Folgen der gespannten Verhältnisse durchschaute und denselben vorbeugen wollte, eilte den unzufriedenen Venetianern Genugthuung zu geben, und ersuchte sie, einen Abgeordneten nach Segna zu schicken, damit dieser sich durch den Augenschein von der strafenden Gerechtigkeit überzeuge, die dort auf die Uskoken warte. Diesmal blieb es nicht bei bloßen

Worten; die Seeräuber wurden entwaffnet, die Anführer derselben aufgehängt; diejenigen, welche Unterthanen der Republik waren, lieferte man derselben aus, und fuhr so lange mit Hinrichtungen fort als es dem venetianischen Abgeordneten gut dünkte. Man ließ etwa 100 Uskoken in Segna übrig, zweimal so viel zerstreute man in Croatien, die andern irrten in den Wäldern umher, um dem Tode zu entfliehen. Beiläufig ist daraus zu ersehen, daß die Zahl der Seeräuber eben nicht bedeutend war. Der österreichische Gouverneur hatte zu dieser Züchtigung deutsche Truppen gebraucht; nach der Entfernung derselben fiel er in einem öffentlichen Auflauf als Opfer der Rache, und, was billig Erstaunen erweckt, diese Mordthat blieb unbestraft. Die zerstreuten Uskoken eilten darauf wieder nach Segna. Dies war der Stand der Dinge im Jahre 1602.

Die Seeräuber griffen bald wieder zu ihrem alten Geschäft; 600 Mann stark wandten sie sich gegen eine kleine türkische Stadt in der Nähe von Sebenigo, das den Venetianern gehörte; sie nahmen sie ein, plünderten sie und legten sie in Asche. Die Beute war so beträchtlich, daß sie dieselbe in ihren eigenen Schiffen nicht fortbringen konnten; in dieser Verlegenheit bemächtigten sie sich zum Behufe des Transportes der Fahrzeuge, die sie bei Sebenigo vorfanden, und versenkten selbe nachher. Die Türken schöpften Verdacht gegen die Einwohner von Sebenigo und klagten sie eines stillen Einverständnisses mit den Seeräubern an. Venedig und Oesterreich hemmten einige Zeit gemeinschaftlich diese Gewaltthätigkeiten; selbe brachen indessen bald wieder von neuem aus und zwar mit einer bisher unerhörten Kühnheit. Die Töchter der wohlhabenden Ein-

wohner an der Küste oder auf den venetianischen Inseln wurden erst geraubt und dann forderten die Räuber später mit bewaffneter Hand, wie sie sich ausdrückten, die Mitgift ihrer Weiber. Drei ihrer Barken nahmen 1606 eine Fregatte weg, die mit beträchtlichen Geldsummen und Briefen für die Republik, von Cattaro nach Venedig gehen sollte. Ein Theil des Geldes wurde durch Dazwischenkunft der österreichischen Behörden wieder herausgegeben. Kaum war diese Sache einigermaßen geschlichtet, so fielen 150 Uskoken über die venetianische Stadt Pola her; sie mußten zwar weichen, schleppten aber dennoch reiche Beute mit sich fort. Noch einmal schloß die Flotte der Republik Segna ein, und schnitt allen Handel, alle Lebensmittel, alle Verbindung zwischen den von Seeräubern besetzten Häfen und den Inseln ab. Mittlerweile hatte Oesterreich mit den Türken einen Waffenstillstand geschlossen und verbot jetzt den Uskoken bei Lebensstrafe der Pforte irgend einen Anlaß zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zu geben. Ihre verwegene Thätigkeit wandte sich nun gegen die Venetianer, denen sie großen Nachtheil brachte, obschon die beständige Gegenwart ihrer bewaffneten Fahrzeuge den Einwohnern von Segna, die mehr oder weniger Mitschuldige der Seeräuber waren, harte Entbehrungen auferlegte. Der Herzog von Toscana und der Vicekönig von Neapel wollten einige Hundert dieser Banditen zur Bemannung ihrer Galeeren in Sold nehmen; mehrere unter ihnen boten der Republik ihre Dienste an. Oesterreich hintertrieb beides, weil es die Gegenwart der Uskoken als das zuverlässigste Unterpfand für die Erhaltung Segna's ansah. Da es ihnen aber nicht mehr erlaubte, ihren Lebensunterhalt nach gewohnter Weise zu gewinnen,

und ihnen auch den versprochenen geringen Sold schuldig blieb, so wurden sie dadurch gewissermaßen zum Plündern ermächtigt und gezwungen. Oesterreich wollte indessen den Venetianern eine Art von Genugthuung geben und befahl deshalb, alle Barken der Uskoken aufzubringen, und sie in Fiume zu verbrennen. Die Uskoken warfen sich auf Fiume, nahmen ihre Barken wieder weg, nebst allen andern, die im Hafen lagen. Trotz ihrer vielfachen Verluste waren sie damals zahlreicher als je. Die Häupter derselben verbreiteten mit wohlberechneter Arglist die Meinung, als ob sie auf Geheiß Oesterreichs und der Republik ihre Streifereien auf türkischem Gebiete trieben; sie wußten der politischen Lüge einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben, daß die Pforte darüber von Venedig eine Erklärung verlangte, die der Wahrheit gemäß nicht anders als verneinend ausfallen konnte. Oesterreich mochte bei seiner feindseligen Stimmung gegen die Türken mit den Waffen künstlicher Verläumdung ein verdecktes Spiel getrieben haben, das vermuthlich darauf hinaus ging, die Venetianer wider Willen einem Bruche mit der Pforte auszusetzen. Die Türken überzeugten sich vollständig von der Nichtigkeit des ausgesprengten Gerüchts, als die Uskoken einige Inseln der Venetianer verwüsteten, ihrem Fischfang, Handel und Landbau die empfindlichsten Streiche versetzten, selbst ihre bewaffneten Fahrzeuge angriffen, und den Proveditor Hieronymus Marcello mit seinen Leuten überfielen, ihn in die Berge schleppten, aus einer Höhle in die andere, bis er auf Oesterreichs Einschreiten wieder losgelassen wurde. Dieser Frevel hatte die Venetianer dergestalt erbittert, daß ihre Truppen die österreichische Gränze von Istrien

verheerten. Als die beiden Regierungen 1613 diesem Unwesen ein Ende machen wollten, zerschlugen sich die Unterhandlungen an zwei Hauptpunkten. Venedig verlangte einen Schadenersatz für seinen Verlust, und Oesterreich freie Schiffahrt im adriatischen Meere. Man kam blos dahin überein, daß Oesterreich den Räubereien der Uskoken Einhalt thun und zu dem Ende künftighin eine starke deutsche Besatzung in Segna unterhalten sollte. Oesterreich beharrte nach wie vor bei seinem zweideutigen System; es zeigte weder Lust die Uskoken zu zerstreuen, noch sie zu besolden. Sobald als die Venetianer die Blokade der Häfen wieder aufgehoben hatten, drangen gegen 500 Seeräuber aus denselben hervor, verwüsteten bis zu einer Entfernung von 50 bis 60 Meilen die Küsten, führten das Vieh weg und plünderten die Dörfer. Eine Flotille der Republik machte Jagd auf sie und nahm ihnen einige Barken; ein Verlust den sie schnell wieder ersetzten. Mit muthiger Geschicklichkeit nahmen sie eine venetianische Galeere in einem der Häfen der Insel Pago weg; nach dem Kampfe warfen sie gegen 40 Personen ins Meer, machten sich dann gegen Segna auf, schlugen unterwegs drei Oberofficieren die Köpfe ab, ermordeten den Capitain Christoph Veniero mit kannibalischer Grausamkeit, stellten sein Haupt auf die Tafel, an welcher sie ihre Gelage hielten, brachten die Galeere dann in den Hafen, und pflanzten Kanonen um die Stadt auf. Das Volk und die Freunde des unglücklichen Veniero schrieen in Venedig um Rache, und verlangten die Vernichtung der Seeräuber. Die gewichtigsten Männer des Staats dachten anders; der Krieg, der sich zwischen Spanien und der Republik erhoben hatte, rieth vor der Hand von einer

Zersplitterung der Kräfte ab, da besonders auch Oesterreichs Unentschiedenheit kein Zutrauen einflößte, und Istrien und Friaul der Fortpflanzung des Kampfes, wenn er einmal ausgebrochen war, gefährliche Berührungspunkte darboten. Man begnügte sich demnach, die Herausgabe der Galeere schriftlich zu fordern. Der österreichische Befehlshaber in Segna zeigte Bedauern über den Vorfall, welchen er ein Mißverständniß nannte und entschuldigte die Zurückbehaltung der Galeere mit der Nothwendigkeit, darüber Verhaltungsmaßregeln von seinem Hofe zu empfangen; blos den Kopf des Capitains sandte er zurück. Die österreichische Regierung schlug mit friedfertiger Miene Erörterungen vor, die kein Ergebniß versprachen, und blos zu endlosen Förmlichkeiten führten. Die Republik achtete mehr auf die Thatsachen als auf den Schneckengang der Unterhandlungen; ihre Admirale bewachten die Küste und verboten jede Verbindung mit den Ländern, welche die Uskoken bewohnten oder besuchten. Die österreichischen Minister, weit davon entfernt, an Schadenersatz zu denken, erblickten in jenem offenen Verfahren einen Grund zu Beschwerden und drangen wiederholt auf freie Schiffahrt im adriatischen Meere, das will sagen: die Schiffe unter österreichischer Flagge sollten zollfrei seyn und nicht nöthig haben, bei Venedig anzuhalten. Während dieser unnützen Wortshändel, welche die mißvergnügte Stimmung der beiden Mächte nicht verbesserte, brachen die Uskoken neuerdings in Istrien ein, und raubten hier die Heerden der Venetianer, die auf österreichischem Boden weideten. Die Venetianer übten auf dem österreichischen Gebiete das Wiedervergeltungsrecht aus, und schlossen Segna enger ein, verbrannten ein Dorf,

welches die Mundvorräthe der Uskoken aufbewahrte, überfielen das Schloß Novi, welches dem Grafen Frangipani, dem Befehlshaber von Segna gehörte, rissen unter Plünderungen die Mauern desselben nieder und zerstörten die nahgelegenen Salzwerke, nicht minder jene, die seit 40 Jahren bei Triest angelegt worden waren, denn diese beklagenswerthen Feindseligkeiten erstreckten sich längs der ganzen Küste von dem äußersten Norden des adriatischen Meeres bis nach Cattaro. Die österreichischen Unterthanen, welche von dem Ertrage dieser Salinen lebten, überfielen die Venetianer bei Zerstörung der Dämme, tödteten eine beträchtliche Anzahl, verfolgten die übrigen bis nach Friaul, und drangen, stolz auf die Erfolge ihrer Waffen, bis über die Gränzen der Republik, wo sie mit Feuer und Schwerdt wütheten. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit der rohesten Leidenschaft geführt. Im venetianischen Lager brach Zwietracht aus, die bis zum Blutvergießen anwuchs; gefährliche Ueberrumpelungen, panische Schrecken, schimpfliche Niederlagen und der Verlust der gesammten Artillerie waren die Folge davon. Es war ein Glück für die Venetianer, daß sie einige Jahre früher in dieser Grenzgegend die Festung Palma Nova angelegt hatten; sie diente den flüchtigen Truppen als Zufluchtsort und als Schutzwehr gegen die Feinde. Als die Venetianer ihr kleines Heer wieder gesammelt hatten, erneuerten sie den Angriff, warfen die Oesterreicher aus allen unbefestigten Plätzen, wie aus Medea, Sagra, Cervignano, Cormons, Meriano, Porpetto, dem verfallenen Aquileja und überschwemmten die ganze Grafschaft Görz. Die österreichischen Minister

beklagten sich laut darüber, daß die Republik die Feindseligkeiten ohne Erklärung des Bruchs angefangen habe, und theilten ihre Beschwerden allen Höfen mit. Der Kampf mit den Uskoken verwickelte die Republik zugleich in einen Krieg mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich. Die Berathung, welche dem Ausbruche der Feindseligkeiten voranging, war sehr stürmisch. Mit Hintansetzung der Gründe und selbst der Thränen alter Senatoren setzte Renico Zeno, das Organ der jüngern Männer, den Beschluß durch, welcher die Belagerung Gradisca's bestimmte. Der Baron von Trautmannsdorf erschien an der Spitze der österreichischen Truppen, und setzte Görz und Gradisca in Vertheidigungsstand. Man war damals in der Mitte Februars 1616. Von beiden Seiten wurden unnütze Ausfälle und Stürme versucht. Nachdem die Venetianer Gradisca eine geraume Zeit beschossen hatten, öffneten sie sich durch Hülfe einer Mine eine gangbare Bresche; die Muthlosigkeit der Soldaten verzichtete auf entscheidende Vortheile. Der Papst, die Franzosen, die Spanier boten unter diesen Verhältnissen ihre Vermittelung an, und schlugen einen Waffenstillstand vor. Die Venetianer hoben die Belagerung von Gradisca, die anderthalb Monat gedauert hatte, auch wirklich auf; eine falsche Maßregel, zu der sie die Besorgniß vor einem Bruche mit Spanien trieb. Die Spanier sannen der Republik in einem ziemlich hochfahrenden Tone an, alle ihre Eroberungen auf dem Gebiete des Erzherzogs Ferdinand herauszugeben, der sich dann in der Sache der Uskoken zu einer Genugthuung verstehen sollte. Die Venetianer hatten aus Er-

fahrung gelernt, wie wenig diesem oft gegebenen Versprechen zu trauen sey. Während dieser Unterhandlungen ging das österreichische Heer über den Lisonzo; die Venetianer mußten es vorher schlagen, ehe sie wieder zur Belagerung von Gradisca schreiten konnten. Der General der Republik war der Genueser Pompejus Justiniani, der seinen Ruhm den Feldzügen in Flandern verdankte. Er lehnte sich an die Festung Palma Nova, Trautmannsdorf an Görz und Gradisca. Das kühne Unternehmen dem Feind im Lager zu überfallen, mißlang ihm zwar; dafür zwang er aber die Oesterreicher zum Rückzuge gegen Görz und zur Entblößung von Gradisca. Als er über den Lisonzo setzen wollte, wurde er beim Recognosciren getödtet; die Venetianer ehrten sein Andenken durch ein prächtiges Grabmal und eine Reiterstatue. Unter Johann von Medicis, dem Nachfolger Justiniani's, bedeckten die Venetianer das ganze rechte Ufer des Lisonzo mit kleinen Bollwerken, ohne daß sonst wichtige Ereignisse vorfielen. Der Krieg verwüstete zugleich die ganze Ostküste des adriatischen Meeres. In Dalmatien suchte ein Häuptling der Uskoken, der Befehlshaber über die Festung Skrissa, vor welcher die racheschnaubenden Venetianer plötzlich erschienen waren, die Einwohner und einige Deutsche vergeblich zum Widerstande zu bewegen; sie brachten ihn um, sandten sein Haupt dem Anführer der Belagerungstruppen und öffneten diesem die Thore. Die Stadt wurde zerstört, alle aufgegriffene Uskoken starben durch die Hand des Henkers. Mit gleicher Strenge verfolgte man sie in Istrien. Die Erndten der österreichischen und venetianischen

Unterthanen gingen dabei zu Grunde, die Dörfer derselben wurden häufig von den Flammen verzehrt; zu diesen Unfällen kam noch die ungesunde Luft. Die wachsenden Schwierigkeiten erhöhten die Hartnäckigkeit mit welcher die Venetianer auf der Herrschaft über das adriatische Meer bestanden. Der Senat, der die verderblichen Folgen voraussah, die ein gleichzeitiger Krieg mit Spanien und Oesterreich nach sich ziehen könne, hatte kein Mittel versäumt, um sich Bundesgenossen zu verschaffen. Von Frankreich war nichts zu hoffen. Dieser Hof hatte sich durch eine Doppelheirath mit dem spanischen Hause verbunden und hing also auch dem Interesse des Letztern an. Dagegen vereinigte sich der Herzog von Savoyen, der gegen Spanien im Felde stand, mit der Republik, nur unter etwas zu kostbaren Bedingungen; sie fand ferner Hülfe bei den mächtigen Cantonen Bern und Zürich, hob in Graubündten unter dem unwiderstehlichen Klange des Goldes Truppen aus, und schloß endlich auch mit den Holländern auf funfzehn Jahr einen Freundschaftsvertrag. Venedig verpflichtete sich gegen die vereinigten Staaten, wenn sie angegriffen würden zu einer monatlichen Hülfsleistung von 50000 Gulden; die Holländer sagten dagegen in gleichem Falle dieselbe Unterstützung zu, in Truppen, Schiffen oder Geld, je nachdem die Republik eins oder das andere zu wählen beliebte. Der Papst empfand den heftigsten Unmuth über dieses Bündniß mit Ketzern, dem die Ankunft von 4000 Holländern unter dem Befehle des Grafen Johann von Nassau folgte. Sie stiegen am St. Markusplatze aus, wurden hier unter militairischem Gepränge gemu-

stert, bald darauf aber nach Friaul entfernt, weil ein längerer Aufenthalt dieser Fremden im Herzen der Hauptstadt dem Staate bedenklich schien. Sie halfen Gradisca enger einschließen, das, von neuem belagert, schweren Mangel litt, und auf dem Punkt stand, sich zu ergeben. Endlich bestimmte die Gefahr, Gradisca zu verlieren, die Ankunft der Holländer nebst der Neigung anderswo Nahrung für seinen Ehrgeiz zu suchen, den Erzherzog Ferdinand zu unterhandeln, nachdem der Krieg drei Jahre gedauert hatte; auf der einen Seite hielten die Spanier und Ferdinand, auf der andern der Herzog von Savoyen und Venedig zusammen. Bei aller Verschiedenheit der Erfolge sprang dennoch in die Augen, daß die Ungleichheit der Kräfte eine Vergrößerung des spanischen Hauses in Italien nach sich ziehen würde. Nur Frankreich konnte das Gleichgewicht wieder herstellen, wenn es seine Waffen brauchen wollte; es war aber mit Spanien durch Heirathsbande vereinigt und im Innern von Parteien zerrissen. Den Streit des Herzogs von Savoyen mit dem Hofe von Madrid hatte der Vertrag von Asti beigelegt; so lange er unausgeführt blieb, dauerte die Ungewißheit fort. Frankreich entschloß sich, derselben ein Ende zu machen durch einen Vergleich zwischen dem Erzherzog und den Venetianern, der aber nicht ganz den Wünschen der Letztern entsprach, weil die vorläufige Herausgabe ihrer weggenommenen Schiffe und Ladungen darin nicht ausbedungen war. Die beiden Gesandten der Republik in Paris erhoben Gegenvorstellungen über die Auslassung dieses Punktes. Der Kanzler von Frankreich drohte in gebieterischem Tone mit einem Bündnisse zwischen Frankreich und Spanien zur endlichen Beruhigung Italiens, wenn Ve-

nedig die vorgelegten Bedingungen nicht eingehen wollte. Die Gesandten forderten Aufschub, um über den streitigen Gegenstand Befehle von Venedig abzuwarten. Man verweigerte ihnen die gewünschte Frist. Der König selbst nahm ihre Verantwortlichkeit auf sich; sie waren schwach genug, über die ihnen ertheilten Verhaltungsregeln hinauszugehen. Man bestätigte zwar in Venedig den Vertrag, würde aber den Gesandten einen höchst gefährlichen Prozeß gemacht haben, hätte der König von Frankreich nicht durch seinen mächtigen Einfluß die Untersuchung niedergeschlagen, welche er als eine Beleidigung seiner Person ansah. So wurde denn in Paris der Friede geschlossen, welcher die Angelegenheiten Italiens schlichtete; er heißt gewöhnlich der Madrider Vertrag, weil er in Madrid den 26. September 1617 bestätigt wurde. Die Bedingungen desselben gingen darauf hinaus, daß die Venetianer, sobald der Erzherzog eine deutsche Besatzung nach Segna gelegt haben würde, ihm einen seiner Plätze herausgeben sollten; daß man nachher gegenseitig Beauftragte ernennen würde, die binnen 20 Tagen das Schicksal der Uskoken entscheiden und die ärgsten Unruhstifter in das innere Land verweisen sollten, ihre Barken wollte man verbrennen; hierauf sollten die Truppen der Republik alle ihre Eroberungen auf österreichischem Gebiet räumen. So wurde ein Volksstamm zerstreut, sobald man aufrichtig zu Werke ging, der nie über 1000 Köpfe gezählt, und durch eigennützigen Vorschub des österreichischen Cabinets fast ein Jahrhundert hindurch die Türken und Venetianer ermüdet hatte. Derselbe Vertrag, welcher Venedig von den Seeräubern befreite, endigte auch einen an-

dern Krieg, den die Republik während derselben Zeit in Italien führte, und der zum Vortheile einer klaren Einsicht eine abgesonderte Erzählung verdient.

Die Erfahrung zeigte deutlich, wie gefährlich es sey, den spanischen Hof an eine öftere Dazwischenkunft bei den italienischen Angelegenheiten zu gewöhnen. Karl Emanuel, ein tapferer und charaktervoller Fürst, entschied sich für den Widerstand. Er schickte den Orden des goldnen Vließes, welchen er vom spanischen Könige empfangen hatte, mit dem Beisatze zurück, er wäre so wenig geneigt Ketten zu tragen, daß er nicht einmal diese behalten wolle. Seine Truppen drangen ins Mailändische; seine Gesandten suchten die Hülfe der Republik nach. Sie zögerte, um mittlerweile ihr Heer zu verstärken, Schweizer anzuwerben, und die Unterhandlung leiten zu helfen; allein der Herzog von Savoyen verlor eine Schlacht gegen die Spanier; zur Annahme des Friedens gezwungen, wollte er ihn nur unter der Bedingung eingehen, daß die Venetianer sich dafür verbürgten. Es entging der Republik nicht, wie viel sie bei einer solchen Einmischung wage; sie nahm indessen die schwierige Rolle auf sich, um den Ausbruch eines Krieges in Italien zu verhüten. Dieser Vertrag, welcher von der Stadt Asti seinen Namen trägt, wurde 1615 den 21. Junius abgeschlossen.

In demselben Jahre starb der Doge Markus Anton Memmo; ihn ersetzte Johann Bembo, dessen Familie bis auf die frühesten Zeiten des Staats zurückging.

Nachdem Spanien den Herzog von Savoyen in die Enge getrieben hatte, machte es sich kein Bedenken daraus, die vorgeschriebenen Bedingungen zu umgehen. Karl Emanuel bestand auf denselben, und behielt gegen den Willen Spaniens seine Trup-

pen unter den Waffen. Der Krieg entzündete sich 1616 aufs neue und die Venetianer konnten nicht umhin, daran Theil zu nehmen. Sie waren außerdem wegen der Uskoken mit dem Erzherzog von Oesterreich in Feindseligkeiten verwickelt. Der spanische Hof hatte bei der deshalb versuchten Ausgleichung weit mehr seinen Stolz als seine Unparteilichkeit geoffenbart. Diese sich kreuzenden Gefahren entschieden die Republik für das Bündniß mit dem Herzoge von Savoyen. Sie gab ihm Subsidien, stellte ein Contingent von 4000 Mann, versammelte Truppen auf der mailändischen Gränze und ließ eine Flotte auslaufen. Das Ausheben der Truppen war für die Venetianer immer eine schwierige Sache; um den Mangel an waffenfähiger Mannschaft zu ersetzen, erlaubten sie allen denjenigen aus der Verbannung zurückzukehren, die Kriegsdienste nehmen wollten. 30000 Spanier oder Mailänder bekämpften in zwei Feldzügen das Heer des Herzogs von Savoyen; aber ohne jenes Feuer, welches zu entscheidenden Erfolgen führt. Das einzige bemerkenswerthe Ereigniß war die Einnahme von Verceil, das in die Hände der Spanier fiel. Da der Madrider Hof nicht mit der Republik auf förmlichem Kriegsfuß stand, so hätten sich die Feindseligkeiten nicht über Piemont ausbreiten sollen; die mailändischen Truppen streiften indessen bis in die Gebiete von Crema und Bergamo. Die venetianische Flotte stieß einigemal mit der neapolitanischen zusammen, ohne daß es dabei zu irgend einem Ausschlag kam. Es lebten damals drei Spanier in Italien, welche für geschworne Feinde Venedigs galten: Peter von Toledo, Gouverneur des Mailändischen, der Herzog von Ossuna, Vicekönig von

Neapel und der Marquis von Bédemar, spanischer Gesandter bei der Republik. Der Letztere versicherte dem Senat, daß sein Herr dem Vicekönig befohlen habe, die Flagge der Republik zu achten. Die Eskadre des Königs hatte auch wirklich den Golf verlassen, sie kehrte aber wieder in denselben zurück, als die Venetianer sich Feindseligkeiten gegen das friedliche Ragusa erlaubten, wo mehrere spanische Schiffe freundschaftlich aufgenommen worden waren. Ragusa erbat sich den Schutz des Vicekönigs von Neapel. 18 Galeonen oder andere Schiffe erschienen im Golf, welche statt der königlichen Flagge die des Herzogs von Ossuna führten. Es entwickelte sich zwischen dieser Eskadre und der vierfach stärkern aber schwach bemannten Flotte der Venetianer ein leichter Kampf, der ohne Folgen blieb, und der Republik eben deshalb zur Schmach gereichte. Bald nachher lief eine Flotte von 30 Galeeren aus dem Hafen von Neapel aus, um einige dalmatische Inseln zu verwüsten. Die Venetianer rächten sich durch Verwüstung der apulischen Küsten, es kam nirgends zu einem Kampfe; der Krieg war bis zu einer bloßen Zänkerei herabgesunken, die aber darum den Nationalhaß nicht weniger in Bewegung setzte. Ernstlicher ging es zwischen den Venetianern und Uskoken her; der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich neigte sich auf die Seite der Letztern, wie schon früher erzählt worden ist. Ferdinand strebte nach der Kaiserkrone; er wünschte deshalb mit den Venetianern aufs Reine zu kommen, und da sie nicht füglich mit ihm Friede schließen konnten, ohne sich mit dem Zweige seines Hauses zu versöhnen, der über Spanien herrschte, so schritt man zu einer allgemeinen Beilegung der obwaltenden Streitigkeiten.

Man schlichtete in dem bereits erwähnten Madrider Vertrage, die wegen der Uskoken, zwischen dem Erzherzoge Ferdinand und der Republik ausgebrochenen Händel und erneuerte in Beziehung auf den König von Spanien und den Herzog von Savoyen die drei Jahre früher zu Asti abgeschlossenen Bedingungen. Es erregt Befremden, daß die Venetianer auch jetzt noch mit dem Vicekönig von Neapel zu thun hatten. Der spanische Hof sagte sich von den Schritten desselben los, und ließ ihn dennoch auf seinem hohen Posten. Zu schwach um eine Schlacht zu liefern, trieb Ossuna im adriatischen Meerbusen das Handwerk eines Seeräubers.

Nikolaus Donato, der nach dem Tode Bembo's, 1618, als Doge folgte, regierte nur einen Monat. Er hatte Anton Priuli zum Nachfolger.

Im Monat Mai 1618 sah man mehrere Leichname unbekannter Menschen an dem Galgen des St. Markusplatzes hängen. Am folgenden Tage kamen noch andere zum Vorschein. Es verbreitete sich das Gerücht, daß man zahlreiche Verhaftungen und nächtliche Hinrichtungen vorgenommen und mehrere hundert Personen in die Gefängnisse des Raths der Zehn geworfen habe. Es hieß, daß Fremde im Dienste der Flotte erdolcht, aufgehängt, oder ins Meer geworfen seyen. Die Venetianer erfuhren, daß der Staat von einer Verschwörung bedroht worden sey, in der Absicht die Stadt den Fremden zu überliefern und den Adel zu vernichten; aber weiter verlautete nichts; der Rath der Zehn verharrte bei seinem Schweigen, und keine Erklärung minderte das allgemeine Schrecken. Der spanische Gesandte, auf dessen Rechnung die verdrüßlichsten Gerüchte umher gingen, wurde vom Pöbel

beschimpft und mußte flüchten. Erst fünf Monate später verordnete der Senat feierliche Gebete, um dem Himmel für die Rettung der Republik zu danken. Unzählig waren die Muthmaßungen, in denen man sich bei dieser Gelegenheit erschöpfte, und die Darstellungen der Historiker sind fast eben so mannichfaltig.

Don Pedro Giron, Herzog von Ossuna, war damals Vicekönig von Neapel; er hatte seinen Sohn mit einer Tochter des Herzogs Uzeda, Sohnes des ersten Ministers Lerma verheirathet; Uzeda selbst stand bei dem Könige von Spanien in hohem Ansehen. Vorher war der Herzog von Ossuno Vicekönig von Sicilien gewesen. Die Venetianer erinnerten sich mit Freuden an seine edelmüthige und wohlthätige Verwaltung. Als Vicekönig von Neapel übte er fast eine unumschränkte Macht aus. Er unterhielt einen Hof, hatte Gesandte der fremden Fürsten um sich, stand mit jenen in unmitelbarem Briefwechsel und wurde blos vom Staatsrath unterstützt, in welchem er den Vorsitz führte.

In den ersten Zeiten seiner Regierung ließ sich der Herzog besonders ohne Ansehen der Person und des Standes, eine unparteiische Gerechtigkeitspflege angelegen seyn; über 30 Edle kamen durch die Hand des Henkers um; mit gleicher Strenge behandelte der Vicekönig die Geistlichkeit; so hintertrieb er auch die Einführung der Inquisition; dieses Betragen war der Ausfluß seiner edlen wohlwollenden Seele, und seiner aufgeklärten kräftigen Grundsätze. Eine solche Politik, die wenig mit der des ersten spanischen Ministers zusammenstimmte, zog ihn von Seiten des Madrider Hofes einige Unannehmlichkeiten zu; der Herzog, ein reizbarer Charakter, empfand selbe

eben so lebhaft als tief. Zwei französische Abentheurer aus seiner nähern Umgebung, Laverrière und Daveynes, bestärkten ihn in den Gefühlen der Rache, indem sie dabei dem Vortheile nachgingen, welchen sie von seiner Leidenschaftlichkeit ziehen konnten. Die Franzosen, die noch immer nach dem Besitze Neapels lüstern waren, wünschten nichts so heftig, als die Vertreibung der Spanier aus jenem Lande; sie legten dem Vicekönig durch ihre Agenten den Gedanken nahe, daß der günstige Augenblick gekommen sey, um sich von Spanien unabhängig zu machen, und nach der unumschränkten Gewalt zu greifen. Die Ausführung dieses Entwurfs bot indessen mannichfaltige Schwierigkeiten dar; man mußte die spanische Regierung täuschen, Stützen gewinnen, unter den Fremden Truppen ausheben, eine Flotte unterhalten und alle diese Veranstaltungen zu einer Zeit treffen, wo Spanien auf dem Punkte stand, mit dem Herzog von Savoyen Frieden zu schließen, so wie Oesterreich mit den Venetianern. Der Herzog von Ossuna setzte sich mit Entschlossenheit über diese Verträge hinweg. Er sandte die Flotte, die er nach Spanien zurückschicken sollte, ins adriatische Meer, indem er hoffte, daß die Eifersucht der Venetianer und ihre angemaßte Herrschaft über den Golf Veranlassung zu Feindseligkeiten geben würden; zugleich drang er in das Cabinet von Madrid, sich gegen die Republik auf den Kriegsfuß zu stellen, und hatte auch das Glück, seinen Vorstellungen halb und halb Eingang zu verschaffen. Unter dem Deckmantel dieses scheinbaren Mißverhältnisses unterhandelte der Herzog mit Venedig; auch warb er unter der Hand um

den Schutz des Großherrn; öffentlich gab er sich hingegen das Ansehen, als rüste er gegen die Pforte, um hinter dieser Maske die Vorbereitungen und Schritte zu verbergen, deren Zweck ein ganz anderer war. Die Venetianer bemerkten sogleich mit ihrem gewöhnlichen Scharfblick den Gewinn, welchen ihnen eine Revolution versprach, die an die Stelle eines mächtigen und drohenden Nachbars einen schwachen und willfährigen setzte. Ihre erprobte Klugheit hielt sie aber von der andern Seite auch ab, in eine so gefahrvolle Unternehmung weiter als auf Versprechungen einzugehen. Die Unterhandlungen, welche Ossuna mit Frankreich anknüpfte, hatten keinen gründlichern Erfolg; man ließ übrigens von dort aus den Willen durchblicken, das angedeutete Vorhaben insgeheim zu begünstigen. Der Herzog, der sich dadurch noch mehr in seinen Absichten befestigte, suchte die verlorne Gunst des Adels und der Geistlichkeit wieder zu gewinnen. Unter verschiedenen Vorwänden entfernte er den größten Theil der spanischen Truppen, und zog die über Italien verbreiteten französischen Abentheurer in seine Dienste. Solchergestalt brachte er einige Regimenter zusammen und vervollständigte die Bemannung seiner Schiffe. Die Holländer hatten bekanntlich den Venetianern während des friaul'schen Krieges 4000 Hülfstruppen gegen den Erzherzog von Oesterreich zugesandt; der Vicekönig richtete sein Augenmerk auf dieselben; sie fielen den Venetianern jetzt zur Last, und ihre Zuchtlosigkeit machte sie außerdem gefährlich. Die vorgeblichen Feindseligkeiten, die Ossuna fortwährend gegen die Republik unterhielt, gaben einen ausreichenden Vorwand zu diesen Bewaffnungen

her; es war indessen schwer, den spanischen Gesandten über das Anwerben einer so beträchtlichen Truppenmasse zu täuschen, noch dazu in Venedig selbst, dem Hauptorte, wo die Widersacher Neapels und Spaniens einander gegenüber standen. Mehrere Umstände lassen vermuthen, daß Venedig um den Uebertritt der Holländer wußte, und demselben keine Hindernisse entgegenstellte. Der Haß gegen die Republik, welchen Ossuna mit großer Geschäftigkeit zur Schau trug, kam ihn bei dem künstlichen Gewebe seiner weitaussehenden Entwürfe nicht wenig zu statten; er entwickelte seine vorgeblichen Absichten gegen Venedig immer bestimmter und sandte geheime Unterhändler dahin ab, um die Ausführung derselben zu sichern. Einer darunter war ein erfahrner Seemann, der Capitain Jakob Peter; er hatte sich auf seinen vieljährigen Zügen in den Gewässern des Orients den Türken furchtbar gemacht, und war von dem Herzog von Nevers zur Aufwiegelung Morea's gebraucht worden; der verschlagene Ossuna vertraute ihm, daß er beschlossen habe, Venedig zu überfallen, das ein offener Ort sey, dem man auf platten Fahrzeugen von allen Seiten beikommen könne, der keine Besatzung habe, den gewöhnlich Fremde anfüllten, wo gegenwärtig eine bedeutende Truppenzahl derselben über ihre Unthätigkeit murre und das von den Aristokraten unterdrückte Volk sich gar leicht mit seinen Befreiern vereinigen würde; man dürfe zu dem Ende nur einen Theil der holländischen Soldaten verführen und neapolitanische Galeeren nach den Lagunen senden, mit 2 bis 3000 Mann Landungstruppen. Diese Winke gab Ossuna seinem Unterhändler im Namen Spaniens; dieser

gab vor, als sey er von Neapel entflohen, und nahm Dienste bei den Venetianern. Ossuna heuchelte einen heftigen Zorn über das Betragen Jakob Peters, und suchte nun auch den Marquis von Bédemar, spanischen Gesandten bei der Republik, zu hintergehen, wie er seinen eigenen Kundschafter getäuscht hatte.

Jakob Peter war auf der Flotte als Capitain angestellt worden; der Posten war unbedeutend, wie alle diejenigen, die man beim Seewesen den Fremden anvertraute. Er ließ jetzt seine Umtriebe spielen, und besprach sich, gleich Spinosa, einem andern Unterhändler des Herzogs, mit dem Marquis Bédemar, der als unversöhnlicher Feind der Venetianer die gegen die Republik angezettelte Verschwörung höchlich billigte, und in dem Herzog von Ossuna, wie jene beiden Unterhändler, einen Mann erblickte von unbegränzter Ergebenheit gegen die spanische Krone. Zufolge einer seltsamen Verwickelung von List und Gegenlist bekam es Ossuna mit einem untreuen Unterhändler zu thun; Jakob Peter entdeckte aus Furcht oder aus einem andern Grunde das furchtbare Werk der Finsterniß den Staatsinquisitoren und zwar durch Vermittelung des französischen Gesandten, der, da er von Seiten seines Hofes die wahren Absichten des Vicekönigs nicht kannte, einen großen Werth auf diese Mittheilungen legte, die mit authentischer Beglaubigung in seinem Briefwechsel aufbewahrt sind. Der Rath der Zehn stellte sich, als glaube er an die Wichtigkeit der Bekenntnisse Jakob Peters, zog weitere Erkundigungen ein, und vereinigte so alle Fäden der Unternehmung in seinen Händen, um sie augenblicklich zu

zerreißen, wenn die Einwürfe Ossuna's fehlschlagen sollten.

So standen die Sachen, als der Vicekönig durch erneuerte Unvorsichtigkeiten den Verdacht des spanischen Hofes auf sich zog. Bald stieg der Verdacht bis zur Gewißheit; ein Kapuziner, der Bruder Lorenz, wurde von einigen neapolitanischen Großen nach Madrid gesandt, um den ersten Minister von den Ränken des Vicekönigs zu unterrichten. Die Venetianer, welche den Hergang der Dinge in Spanien kannten, versäumten keinen Augenblick, um jede Spur eines stillen Einverständnisses mit dem Herzog von Ossuna zu vernichten; die Entwickelung der Ereignisse half ihnen zugleich, sich des Marquis von Bedemar, ihres wahren Feindes, zu entledigen. Alle Personen, welche die Umtriebe Ossuna's blosstellten, verhaftete man in einer und derselben Nacht. Bruslart, ein Capitain, und 50 seiner Mitangeklagten wurden erdrosselt und heimlich begraben, viele andere im Canale Orfano ersäuft, und 45 Personen, die auf der Flotte gedient hatten, nebst Jakob Peter ins Meer geworfen, ohne daß man ihnen Zeit ließ zu beichten. Man schonte die Ankläger eben so wenig und legte ihnen durch Feuergewehr und Dolch Stillschweigen auf. Der Marquis von Bedemar eilte aus Venedig, und der von seiner Regierung zurückgerufene Ossuna starb in dem Gefängnisse des Schlosses Almeida, kurz nach dem Tode Philipp III., während der Zeit, daß das neue spanische Ministerium den Prozeß gegen ihn vorbereitete.

Daru hat diese Verschwörungsgeschichte mit einer so gründlichen Kritik, mit einer so tiefen Kenntniß der Umstände und der handelnden Per-

sonen angestellt, daß seine Ansicht vor jeder andern den Vorzug verdient. Das eigenthümliche Verdienst derselben schwindet natürlich in der Trokkenheit eines gedrängten Auszugs zusammen; man hat indessen einen Vorgeschmack der Meisterarbeit, wenn man den Schlüssel ins Auge faßt, den er zur Lösung des vielfach verschlungenen Geheimnisses darbietet.

Die feststehenden Thatsachen, so sagt er, gehen darauf hinaus, daß, wenn wirklich ein Verschwörungsplan gegen Venedig statt fand, die Regierung ein Jahr früher davon benachrichtigt wurde, als derselbe dem Ausbruche nahe war. Jakob Peter, der Marquis von Bedemar und mehrere Andere konnten an das Daseyn der Verschwörung glauben, ohne daß dieselbe Grund hatte; der Herzog von Ossuna konnte hingegen unmöglich eine Verschwörung gegen Venedig beabsichtigen, weil es ausgemacht ist, daß er in derselben Zeit nach der Herrschaft über Neapel trachtete. Die Gewißheit des letzten Vorganges schließt unbedingt die muthmaßliche Annahme des ersten aus; ohne jenen bleibt das Benehmen der Venetianer und des Herzogs von Ossuna unerklärlich und führt zu Ungewißheiten, die aus der Verschiedenheit der Berichte sattsam erhellen. Legt man umgekehrt den Entwurf einer Usurpation der neapolitanischen Krone zum Grunde, eine Absicht, die sich nicht wegläugnen läßt, so erhalten alle Umstände, selbst die sonst unbegreiflichen, das erforderliche Licht. Der Herzog von Ossuna führt den Krieg fort, um der Entwaffnung der Truppen überhoben zu seyn; er läßt seine eigene Flagge auf der Flotte des Königs aufpflanzen; er schickt Kundschafter nach Ve-

nedig, um die Soldaten anzuwerben, welche die Republik abdankte; er täuscht den spanischen Gesandten über die Bestimmung dieser Truppen; er kündigt das Vorhaben an, sich Venedigs zu bemächtigen, und als seine Unterhändler ihm schreiben, daß alles zur Entscheidung bereit ist, daß man nur seine Befehle erwartet, so zögert er, dergleichen zu geben. Einige der Unterhändler, welche die von einer solchen Unternehmung unzertrennliche Gefahr schreckt, entdecken selbe der venetianischen Regierung, und stehen dessenungeachtet noch in geheimnißvollen Verbindungen mit dem spanischen Gesandten. Die Venetianer, die Grund zum Mißtrauen gegen diese Kundschafter haben, lassen sie zu, nehmen sie auf, stellen sie an. Sie wissen, daß man ihnen ihre Truppen abwendig macht und sie entfernen dieselben nicht, und danken sie eben so wenig ab. Sie stellen sich entrüstet über den Vicekönig, und lassen seine Unterhändler für ihn in Venedig Truppen werben. Zehn Monate hindurch geben sie sich das Ansehn, nichts von den Vorgängen der Verschwörung zu wissen. Das Benehmen des Herzogs von Ossuna, des Jakob Peter, des Marquis von Bédemar und der Venetianer klärt sich sonach ziemlich natürlich auf. Die Letztern merken auf einmal, daß der Entwurf des Vicekönigs ruchtbar wird; sogleich geben sie die Entdeckung einer Verschwörung vor, lassen die Unterhändler des Herzogs aufheben, nebst allen denjenigen, welche von diesen verlockt worden sind; alle werden aufgeopfert, mögen sie auch nur wenig in das Geheimniß eingeweiht seyn. Der das Meiste wußte und es schon seit geraumer Zeit offenbart hatte, wird ersäuft ohne

daß man ihn vor lauter Eile vernimmt; die übrigen werden auf die Folter gelegt, ehe man sie insgeheim hinrichtet. Wozu dieses Verfahren, dieses Vernehmen, dieses Foltern? Nicht um den Vorgeforderten das Geständniß einer Verschwörung zu entreißen, die dem Richter besser bekannt ist, als jenen, sondern die Namen einiger Mitschuldigen, denn nicht ein einziger sollte entrinnen. Die Ankläger verschwinden zugleich mit den Angeklagten, das Volk erschrickt und schaudert vor der entdeckten Verschwörung zurück; der spanische Gesandte sieht sich blosgestellt, der französische versinkt in Erstaunen und kann das furchtbare Geheimniß nicht durchdringen. Der Marquis von Bédemar entflieht von Venedig und nachdem die Regierung der Republik alle Spuren einer Verschwörung weggetilgt hat, die ihr nicht fremd geblieben war, kommt sie dem spanischen Hofe mit dem Vortheile der ersten Anklage zuvor. Alle diese Umstände stehen gegenseitig in Verbindung und Folge; die übriggebliebenen urkundlichen Nachrichten stimmen mit den Thatsachen zusammen; statt eines abgeschmackten und verruchten Entwurfs, den ein feierlicher Staatsrath und ein furchtsamer König gegen Neapel unternommen haben sollen, erblickt man das übereilte Wagstück eines ehrgeizigen Großen, das heimlich einige auf Spanien aufgebrachte Mächte begünstigen. Die Scheußlichkeit der zahlreichen und widerrechtlichen Hinrichtungen bleibt zwar haften, aber man begreift das Interesse, welches die Regierung dazu trieb, so viele Unglückliche gewaltsam wegzuschaffen. Die französische Regierung und einige andere Mächte werden angeklagt, unter der Hand

die Empörung eines spanischen Großen aufgemuntert zu haben: das ist eine Art von feindseliger Politik, welche viele Beispiele glaublich machen, wiewohl sie dieselben nicht rechtfertigen können. Die Spanier bedienten sich dieses Mittels, so lange die Ligue dauerte, und der französische Hof vergalt bei mehreren Gelegenheiten Gleiches mit Gleichem.

Im Osten der Schweiz, zwischen Tyrol und den Quellen des Rheins, bildeten drei kleine Republiken den Staat Graubündten, dessen Name auf die Beschaffenheit der Verfassung laut anspielt. Die religiösen Neuerungen, welche eine Verbesserung des Glaubens bezweckten, waren bis hierher durchgedrungen, und hatten unter den drei verbündeten Republiken den Saamen der Zwietracht ausgestreut. Diese Bergbewohner waren, halb durch Gewalt, halb durch Verträge, Herren eines der kleinern Thäler geworden, die auf dem Abhange der Alpen gegen Italien hinstreichen. Dieses Ländchen führte den Namen des Veltlin. Es ertrug mit Widerwillen seine Abhängigkeit von Graubündten, die, wie es in Republiken häufig der Fall ist, drückend genug war. Die beiden Zweige des Hauses Oesterreich, wovon der eine Theil im Osten dieser Provinz, der andere südwestlich von derselben das Mailändische besaß, trachteten seit langer Zeit nach dem Veltlin, um durch den Besitz desselben eine bequeme Verbindung zwischen ihren Staaten herzustellen. Sie würden dabei noch einen zweiten Vortheil gefunden haben, indem sie die Republik Venedig von den Ufern des Lisonzo bis zu denen des Po umzingelten, und ihr den unmittelbaren Verkehr mit

Frankreich und der Schweiz abschnitten. Ein mailändischer Gouverneur hatte bereits, am äußersten Ende des Comersees, eine kleine Feste aufgeführt, durch welche er den Thaleingang beherrschte.

Im Julius 1620 ermunterten die Oesterreicher und Spanier die Bewohner des Veltlin zur Empörung und sandten ihnen 300 Mann zu Hülfe. Sie reichten hin, um den Bürgerkrieg zu entzünden, der mit aller der Wuth um sich griff, welcher die Parteikämpfe charakterisirt, besonders wenn das Interesse der Religion den Streit nährt. Sobald der venetianische Senat die Entwürfe Spaniens durchschaute, schloß er sich Graubündten an, und empfing die Gesandten dieses Freistaates mit aller ersinnlichen Pracht und Auszeichnung. Nach Unterzeichnung des Bündnisses, welches nach dem Urtheile erfahrner Personen manche Bedenklichkeiten darbot, suchte man die Vermittlung Frankreichs nach, um bei der spanischen Regierung die Schleifung der Feste durchzusetzen, welche den Eingang zum Veltlin verschloß. Diese Feste hatte sich reißend schnell erhoben und war in kurzer Zeit mit 60 Artilleriestücken und einer zahlreichen Besatzung versehen worden. Der venetianische Senat suchte die Bünde über die Ursachen der aufrührerischen Unruhen aufzuklären, empfahl den Mitgliedern der Regierung Milde gegen die Verführten und Strenge gegen die Parteihäupter, forderte die Schweizer zur Dazwischenkunft auf, und bot Subsidien an. Man schlug sich mit verschiedenem Erfolge. Die Verstärkungen, die nach und nach aus Mailand und Tyrol herbei kamen, unterhielten das Feuer des Kriegs und drückten ihm einen solchen Charakter der Gewaltthätigkeit auf, daß ein Theil der Be-

völkerung des Veltlin in die venetianischen Staaten flüchtete. Die Venetianer sahen die Nothwendigkeit kriegerischer Rüstungen ein, wollten sie anders mit Nachdruck auftreten. Man ließ sich in ziemlich pomphaften Erklärungen aus; 30 Galeeren, so hieß es, lägen bereit; der Generalcapitain betrieb das Anwerben der Mannschaft mit einer Oeffentlichkeit und einem Schaugepränge von Reichthum, daß die berechneten Wirkungen dieser Parade jedem Unbefangenen einleuchteten. Venedig wollte sich um keinen Preis früher mit Spanien und Oesterreich überwerfen, ehe es von der Mitwirkung Frankreichs versichert war. Diese Krone zeigte anfänglich nur zum Unterhandeln Lust, unterdessen überschwemmten die Spanier das Veltlin vollends, unter dem Vorgeben, es zu beschützen. Gedrängt von den Vorstellungen Frankreichs, versprachen sie diese unglückliche Provinz zu räumen; aber anstatt ihr Versprechen zu halten, griffen sie die Graubündtner an, schlugen sie und drangen in ihre Hauptstadt ein. Nun schrieben sie ihnen Bedingungen vor, vermöge deren jene auf die Hoheitsrechte über das Veltlin verzichteten gegen eine Schadloshaltung von 25000 Thalern. Die eine von den drei kleinen Republiken kam unter die Herrschaft des Erzherzogs von Oesterreich und die beiden andern verpflichteten sich den Spaniern und Oesterreichern stets freien Durchzug zu gewähren. Diese Bedingungen, welche die Gewalt erpreßt hatte, wurden verletzt; die Graubündtner empörten sich, vertrieben die Fremden, konnten aber das Veltlin nicht wieder erobern. Die Oesterreicher schlugen ihnen einen Waffenstillstand vor, den sie annahmen; unter dem Schirme der Ruhe, welche derselbe verhieß, kehrten

die deutschen Truppen in starken Massen zurück, überwältigten Graubündten, und fügten den Bedingungen, welchen sich die Bewohner schon unterworfen hatten, auch noch die Verpflichtung hinzu, eine fremde Besatzung in ihrer Hauptstadt zu dulden. Um diesen verhaßten Gewaltstreich etwas aufzupußen, gaben Oesterreich und Spanien einen großen Eifer für die Sache des Katholicismus vor, und untersagten in dem Lande die Ausübung des Protestantismus; ein Mittel, das zur Herstellung des Friedens keineswegs geeignet war. Unter diesen Räubereien waren fast zwei Jahre verflossen; endlich schlossen Frankreich, der Herzog von Savoyen und die Republik Venedig im Anfange des Jahres 1623 ein Bündniß zur Stellung eines Heeres von 46000 Mann, um die Spanier und Oesterreicher zur Räumung des Veltlins und Graubündtens zu nöthigen. Spanien, das dem Zwange nicht nachgeben wollte, schlug eine Unterhandlung und zum Vermittler den Papst vor; dieser sollte das Veltlin in einstweilige Verwahrung nehmen; ein Antrag der auch wirklich durchging. Als es dazu kam, die Bedingungen eines Vergleichs zu bestimmen, bei dem die Graubündtner alles zurückzufordern und die Spanier nichts anzusprechen hatten; so trat der Vermittler mit dem Begehren auf, daß das Veltlin einen unabhängigen Staat bilden solle, daß den spanischen Truppen in demselben freier Durchzug verstattet werde, und daß der heilige Stuhl Entschädigungen erhalte für den Kostenaufwand, den ihm die pfandmäßige Bewachung des Landes verursacht habe. Damit waren die Spanier augenfällig in der Herrschaft über das Land bestätigt. Man suchte die Entscheidung in den Waffen. Der Marquis von Coeuvres drang

an der Spitze von 6000 Franzosen, unterstützt von 3 bis 4000 Venetianern in das Veltlin, vertrieb die Truppen des Papstes, und hatte es nur noch mit 4000 Spaniern zu thun, die den kleinen Platz Riva umgaben. Die Venetianer, welche auf diese Angelegenheit ein großes Gewicht legten, wußten, daß der französische Hof gegen 20000 Mann versammelt hatte; sie erwarteten, um loszubrechen, nur die Ankunft der Franzosen, die bis in die Berge Piemonts vorgedrungen waren. Allein dieses Heer, das einer Ungerechtigkeit abhelfen sollte, ließ sich eine andere eben so verhaßte zu Schulden kommen. Die Italiener zweifelten daran, daß Frankreich sich ernsthaft in diesen Krieg mischen wolle, der für dasselbe kein anderes Interesse hatte, als das Bekämpfen des spanischen Einflusses. Die Venetianer mochten die Last der Waffen nicht allein tragen. Der Herzog von Savoyen schlug für den Feldzug einen Plan vor, der nichts geringeres bezweckte, als den Sturz des Hauses Oesterreich. Er entwarf den Marsch fast aller damaligen mit Oesterreich befeindeten Heere, in Gemäßheit dessen die Niederlande, die Franche-Comté, die deutschen Erbstaaten und Ungarn in derselben Zeit angegriffen werden sollten, wo die holländische und englische Flotte die Küsten Spaniens bedrohen würden. Dem Cardinal Richelieu war dieser Plan höchlich willkommen, aber um alle diese Kräfte in Bewegung zu setzen, bedurfte es eines andern Armes, als der des Herzogs von Savoyen war, und bei so umfassenden Unternehmungen verschwand das Veltlin aus dem Gesichtskreise; selbst die Angelegenheiten Italiens nahmen nur den zweiten Rang ein. Um sich an den Spaniern zu rächen, wollte Karl Emanuel die Franzosen nach Italien ziehen, und

diese beiden Völker durch ein Interesse gegen einander aufreizen, das stärker war als dasjenige, welches sie in die Angelegenheiten der Graubündtner und Veltliner hineinzog. Er stellte zu dem Ende dem pariser Hofe vor, daß er sich an dem spanischen rächen solle, indem er dem Beispiele des Letztern folge. Die Fürsten haben zu allen Zeiten eine geheime Neigung für diese Art von Diversionen. Der Herzog von Savoyen bezeichnete Genua als eine wichtige und leichte Eroberung, worauf Frankreich mehrere Ansprüche hatte, und dessen Besitznahme dem spanischen Cabinette große Besorgnisse erwecken mußte.

Die Venetianer, welche man darüber zu Rathe zog, wiesen dieses Vorhaben zurück; sie sahen weiter als der Herzog, und wußten, wie gefährlich es sey, wenn man die großen Mächte daran gewöhne, ihr Gleichgewicht auf Kosten der schwächern Staaten wieder herzustellen, so daß eine Ungerechtigkeit nothwendig zur andern führt. Ungeachtet ihrer Gegenvorstellungen überzog der Connetable Lesdiguieres an der Spitze von 30000 Mann im März 1625 das genuesische Gebiet. Bei einem so unvermutheten Angriffe schien diese Republik unterliegen zu müssen, aber einer ihrer Bürger, Johann Hieronymus Doria, rieth mit patriotischem Stolze zum tapfern Widerstande. Die Eifersucht zwischen dem Connetable und dem Herzog von Savoyen hielt die Unternehmungen auf; die Anstrengungen der einen, die Zögerungen der Andern ließen so viel Zeit übrig, daß Hülfstruppen aus Neapel und Mailand herbeikommen konnten und die Heere Frankreichs und Savoyens erlebten die verdiente Schande, daß ihre Absichten auf Genua fehl schlugen und die Genueser dem französischen Gesandten den Prozeß machten, sein Haus

niederrissen, seine Güter einzogen und einen Preis auf seinen Kopf setzten. Bald darauf am 4. October ließ der schwer beleidigte König Ludwig XIII. aus Rache alle Genueser innerhalb seines Staates verhaften, und ihre Güter, Waaren und Handelsbücher wegnehmen; er versprach ferner demjenigen eine Belohnung von 60000 Livres, der beweisen würde, daß er eine von den Personen getödtet habe, die bei dem Urtheilsspruche gegen den französischen Gesandten im Spiele gewesen seyen. Die Franzosen hatten auf eine unverzeihliche Weise den günstigen Augenblick versäumt, ihre im Veltlin erhaltenen Vortheile weiter zu verfolgen; die Deutschen waren mit Macht in diese Provinz eingerückt, und das Ergebniß des ganzen Feldzugs blieb ungewiß.

Während die Venetianer, die Deutschen, die Graubündtner, die Veltliner und der Papst unterhandelten und alle Verbindungsmittel erschöpften, um einen Vergleich herbeizuführen, erscholl die überraschende Nachricht, daß der französische Hof, ohne Beiziehung seiner Verbündeten, mit dem spanischen Cabinette das Schicksal des Veltlin entschieden habe. Die beiden Könige waren durch einen abgeschlossenen Vertrag dahin übereingekommen, daß Graubündten wieder auf den Fuß vor dem Frieden gesetzt, und folglich das Veltlin seiner Oberherrschaft unterworfen bleiben solle; daß diese Provinz einen unbedeutenden Tribut zu zahlen habe, aber alle Festungen derselben geschleift werden müßten, und daß kein anderer Gottesdienst als der katholische statthaft sey; die Graubündtner durften ihre Truppen nicht mehr dorthin schicken, und der König von Frankreich behielt das Recht des Durchzugs.

Dieser Vertrag, dies leuchtete ein, brachte die

streitige Angelegenheit so ins Reine, wie es den Absichten Spaniens gemäß war, das dadurch der nothwendige Beschützer der Veltliner gegen die ehemaligen Herren desselben wurde. Richelieu hatte sich damals um wichtigere Dinge als um die Lage Graubündtens zu bekümmern. Die Venetianer, welche die Beleidigung ganz fühlten, die in diesem Verfahren für ihre Republik lag, bezwangen scheinbar ihre Rache, weil sie entzweit mit dem spanischen Hofe nicht umhin konnten, gegen Frankreich in den Gränzen eines gegenseitigen Wohlwollens zu bleiben. Vier Jahre nachher führte ein anderer Krieg andere Maßregeln herbei; die Graubündtner wurden durch zwei einander folgende Verträge wieder in ihre Rechte eingesetzt. Da aber die Oesterreicher um diese Zeit das Land noch nicht geräumt hatten, kamen die Franzosen 1631 wieder zurück, verjagten jene aus demselben, nahmen ihre Stelle ein, und behaupteten sich in derselben 6 Jahre hindurch. Die Provinz litt viel. Die Franzosen, gedrängt wegen der Zurückgabe des Veltlin, sannen auf Ausflüchte, um dieses Begehren zu umgehen. Die Graubündtner riefen in einer dieser augenblicklichen Stimmungen, welche die Entrüstung eingiebt, zur Vertreibung der Franzosen, die Oesterreicher und Spanier zu Hülfe, gegen welche sie seit 16 Jahren gekämpft hatten. Die Franzosen, 7 bis 8000 Mann stark, wurden von allen Seiten angegriffen. Ihr Anführer, der Herzog von Rohan, der sich in eine kleine Festung geworfen hatte, mußte in die Zurückziehung seiner Truppen einwilligen, und bis zum Abmarsche derselben als Geißel zurückbleiben. Die Spanier, zufriedengestellt durch die Sicherung

ihrer Herrschaft, führten das Veltlin wieder unter die Botmäßigkeit der Graubündtner zurück, so daß diese Republik, die sich eine Verbündete des Herzogthums Mailand nannte, fortan unter dem Schutze und Einflusse Spaniens stand.

Diese Sache war noch nicht beendigt, als sich diesem Hofe eine neue Gelegenheit zur Einmischung in die Streitigkeiten Italiens darbot. Der Herzog von Mantua war dem Tode nahe, und von seiner Verwandtschaft nur noch eine Nichte übrig, auf die aber die gesammte Erbschaft seines Hauses, welche das Mantuanische und Montferrat unter sich begriff, darum nicht übergehen konnte, weil das Herzogthum Mantua ein männliches Lehen war. Ein jüngerer Zweig dieses Hauses lebte seit längerer Zeit in Frankreich. Das Haupt desselben führte den Titel eines Herzogs von Nevers; der Sohn desselben war der Fürst von Rethel. Man schlug zwischen diesem und der Prinzessin von Mantua eine Heirath vor. Spanien und Savoyen widersetzten sich derselben, allein das Ende des Herzogs von Mantua nahte immer sichtbarer heran; die Verschmelzung der Rechte der beiden Erben war eine Sache von Wichtigkeit; man ließ den jungen Fürsten kommen, und die Heirath wurde am Todestage des Herzogs vollzogen.

Der Fürst von Rethel nahm für seinen Vater Besitz von den beiden Ländern; der Kaiser verweigerte die Belehnung; der König von Spanien und der Herzog von Savoyen unterzeichneten mittlerweile einen Vertrag, durch welchen sie Montferrat unter sich theilten. Die Venetianer unterhandelten mit dem Kaiser, der die Ansprüche Spaniens unterstützte, mit dem Cabinet von Madrid,

welches auf das streitige Land so lange Beschlag legen wollte, bis die Rechte der Erben festgesetzt seyn würden. Sie wandten sich ferner an den Papst und besonders an Frankreich, das ein natürliches Interesse hatte, den neuen Herzog zu unterstützen, um sich den Entwürfen der Spanier zu widersetzen. Frankreich war indessen damals mit der Belagerung von Rochelle beschäftigt. Venedig mußte auf die Hülfe Frankreichs so lange verzichten, bis die Eroberung dieses Platzes dem Könige einen freiern Gebrauch seiner Kräfte erlaubte. Die spanischen und savoyischen Truppen überzogen Montferrat und der Kaiser sandte einen Commissär ab, um durch ihn Besitz vom Mantuanischen zu nehmen. Der Herzog zeigte einen Muth, welcher der Gefahr gleich kam; er versammelte seine gesammte Macht in der Hauptstadt und bat die Venetianer um Beistand, die aber nur erst nach dem Vorgange Frankreichs Theil an dem Kriege nehmen wollten, und sich deshalb darauf beschränkten, dem Herzog einige Mittel der Vertheidigung zu gewähren.

Erst mit dem Ende des Jahres 1628 dachte Richelieu ernsthaft daran, den Spaniern das Recht zu bestreiten, welches sie sich in der Leitung der italienischen Staaten anmaaßen wollten. Er ließ den Venetianern melden, daß der König sich anschicke, in Person mit einem Heere über die Alpen zu gehen. Die Republik hatte schon ein Heer an den mailändischen Gränzen. In einer langen Sitzung des Senats, bei der man feierlich die Erleuchtung des heiligen Geistes anrief, viele Redner auftraten und Greise Thränen vergossen aus Furcht vor den möglichen Folgen des gefaßten Entschlusses, unterzeichnete die Signo-

ria für die Vertheidigung des Mailändischen einen Bundesvertrag, in Folge dessen der König von Frankreich 21000 Mann, die Republik 11000 und der Herzog 5000 stellte.

Das französische Heer bahnte sich stürmend den Weg durch die Alpen, zwang den Herzog von Savoyen zur Uebergabe der Citadelle von Susa und zum Abfalle von den Spaniern. Richelieu sandte seiner Seits den Capuziner, Pater Joseph, einen seiner Vertrauten, zu dem Herzoge von Mantua, um ihm die Abtretung des Gebiets von Montferrat an Frankreich vorzuschlagen. Diese Forderung zeigte, welchen Preis diese Macht auf ihren Schutz legte. Der Herzog fühlte, daß er einen Prätendenten mehr nach Italien gerufen habe; er entschlüpfte dem Antrage, und fast das ganze französische Heer kehrte wieder über die Alpen zurück, um die Hugenotten in Languedoc zu bekriegen. Dieser Rückzug ließ Italien in den Händen der Spanier, und drang den Venetianern die strengste Vorsicht auf. Sie boten dem Herzoge von Mantua mit Ausnahme von Truppen alles an, was sie zu leisten im Stande waren. Endlich erhob die Festigkeit dieses Fürsten die Venetianer zu einem edelmüthigen Benehmen. Sie ließen gegen 20000 Mann vorrücken, und sandten davon 5 bis 6000 zur Vertheidigung seiner Hauptstadt ab, denn auf diesem Punkte müßte er seine gesammte Macht zusammenziehen.

Das belagerte Mantua widerstand kräftig den Anstrengungen der vereinigten Spanier und Oesterreicher. Während der Herzog dem Feinde die Zugänge streitig machte, und häufige Ausfälle unternahm, ermüdete das kleine venetianische Heer

die Belagerer, und versah den Platz zweimal mit Lebensmitteln. Richelieu war Mann genug, um zu begreifen, daß es schimpflich seyn würde, wollte Frankreich einen Fürsten unterdrücken lassen, der seines Ranges so würdig war. Zum zweiten Male brach ein französisches Heer auf, und da man sich über den Herzog von Savoyen zu beklagen hatte, der die Partei wieder gewechselt hatte, so wurde er von den Franzosen seiner Staaten beraubt. Während diese so blos für sich selbst sorgten, meinten sie auf dem Wege der eingeschlagenen Diversion auch zugleich gegen den Herzog von Mantua ihre Schuldigkeit erfüllt zu haben; und da sie einen Theil des feindlichen Heeres nach den Alpen gezogen hatten, erklärten sie, es sey die Sache der Venetianer, die Truppen, die vor Mantua geblieben waren, durch ihre Anstrengungen zu zerstreuen. Der Senat entschied sich für diesen Versuch, der aber den schlimmsten Ausgang nahm; das Heer der Republik wurde bei Valesso geschlagen oder vielmehr zerstäubt, und zog sich in Verwirrung von den Ufern des Mincio bis zur Etsch zurück. Die Niederlage bei Valesso, eine der schmachvollsten Begebenheiten in der Kriegsgeschichte Venedigs, war die Folge eines panischen Schreckens und der groben Unerfahrenheit des Oberanführers, Zacharias Sagredo, eines Patriziers, der bei dieser Gelegenheit zum ersten Male im Felde erschienen war. In ganz Italien verbreiteten die Feinde der Republik, selbst ihre Verbündeten, die Schande jenes verlorenen Treffens; man wollte wissen, daß die Oesterreicher den flüchtigen Venetianern mit Stockschlägen nachgesetzt hätten. Dieß geschah im Jahre 1630. So schnell auch die Republik ihr

Heer wieder herstellte und vorrücken ließ, so gelang es dennoch den Oesterreichern Mantua zu überrumpeln. Diese Stadt, wo nur noch eine Besatzung von 1000 Mann lag, hatte in drei Monaten 25000 Einwohner durch die Verwüstungen der Pest verloren. Die Feinde waren durch einen nächtlichen Angriff und unterhaltene Einverständnisse in die Stadt gedrungen. Sie wurde geplündert, und der in seinem Palast überraschte Herzog erhielt nichts weiter als die Freiheit, seine Hauptstadt zu verlassen. Diese Eroberung machte den Kaiser zum Schiedsrichter über das Schicksal von Mantua und Montferrat. Da er aber damals in Deutschland von den Schweden bedrängt wurde, so schloß er mit Frankreich einen Vertrag, welcher den Streitigkeiten Italiens ein Ziel setzen sollte. Der Herzog von Mantua erhielt in Gemäßheit der getroffenen Anordnungen seine Staaten zurück und verlor nur die Stadt Trino, die er dem Herzoge von Savoyen abtreten mußte; in Folge dieser Erwerbung, welche der Letztere keineswegs forderte, wollte man ihn zwingen, den Franzosen Pignerol, Susa, Avigliana und Bricheras zu überlassen. So mußte der Kaiser in dem Augenblick, wo der Herzog seine Hauptstadt einbüßte, wegen der Landung der Schweden in Pommern seiner Beute entsagen, und demjenigen, den er auf dem Schlachtfelde überwunden hatte, Bedingungen einräumen, als wäre dieser Sieger gewesen. Der spanische Hof empfand dies sehr übel; erst nach zweimal wieder angeknüpften Unterhandlungen konnte man aufs Reine kommen; endlich vereinigte man sich dahin, daß Frankreich Pignerol behalten und der Herzog von Savoyen einen ziemlich beträchtlichen Theil

von Montferrat bekommen sollte. Dieser am 6. April 1631 abgeschlossene Vergleich heißt der Vertrag von Cherasco. Die Venetianer waren in denselben begriffen, und dadurch ohne Verlust und Gewinn mit Spanien ausgesöhnt. Der Madrider Hof konnte nicht einwilligen, daß Frankreich in Italien Fuß fasse. Der Krieg dauerte zwischen den beiden Kronen noch eine geraume Zeit fort. Die Republik hütete sich Theil daran zu nehmen.

Die Diversion des schwedischen Königs Gustav Adolph war den Venetianern so nützlich gewesen, daß sie ihm 400000 Franken jährliche Subsidien versprochen hatten. Nach dem Abschlusse des erwähnten Friedens hatten sie von den Schweden weder etwas zu hoffen noch zu fürchten, und verweigerten demnach die Bezahlung der festgesetzten Summe. Sie führten zu ihrer Rechtfertigung an, daß der italienische Krieg den Eroberungen des Königs eben so förderlich gewesen sey, als ihnen sein Kampf in Deutschland; die Verbindlichkeit hebe sich demnach auf beiden Seiten gleichmäßig auf; sie setzten hinzu, daß sie den König nicht unterstützen könnten, ohne den Kaiser zu beleidigen, mit dem sie gegenwärtig in Frieden lebten; sie sprachen von ihren außerordentlichen Aufopferungen und Unfällen, und schlossen mit der Versicherung, daß sie beim Wiederausbruche neuer Feindseligkeiten dem Könige durch die That beweisen würden, welchen Theil sie an seinem Glück und Ruhme nähmen. Der Minister Gustav Adolphs konnte mit dieser Antwort unmöglich zufrieden seyn; er klagte über Treubruch und sparte selbst den derben Spott nicht, suchte die Verwendung des französischen Gesandten, des Gra-

fen d'Avaux nach, konnte aber dennoch mit seiner Forderung kein Gehör finden, wie lebhaft sie auch jener unterstützte.

Die Republik und der Papst hatten sich gegenseitig durch einen Vertrag für ihre Besitzungen Gewähr geleistet; da aber die Usurpationen nicht einbegriffen worden waren, so standen die Venetianer auf dem Punkte mit dem heiligen Stuhle zu brechen, und zwar wegen des Herzogthums Castro, eines Kirchenlehns, welches der Herzog von Padua besaß und das ihm der Papst nehmen wollte, um es der Familie Barberini zu geben. Dieser Krieg, welcher der Geschichte nichts Bemerkenswerthes darbietet, endigte günstig für den Herzog, dem die Venetianer zu Hülfe gekommen waren.

Dies sind die militairischen und politischen Ereignisse, welche den Zeitraum von 1618 bis 1644 ausfüllten.

Hier sind noch einige Einzelnheiten nachzuholen, die auf die innere Verwaltung der Republik Bezug haben. Es giebt ein gleichzeitiges Denkmal, welches die damaligen Staatseinkünfte angiebt; dies besteht in einer Schrift des Marquis von Bédemar, die derselbe bei der Rückkehr von seinem Gesandtschaftsposten in Venedig an den König von Spanien richtete. Er berechnet darin die Einnahme auf 3,859,196 Zechinen und die Ausgaben auf 2,898,390. Die Republik würde demnach fast 1,000,000 als Ueberschuß gehabt haben; es ist aber hierbei zu erinnern, daß diese Berechnung keine außerordentlichen Umstände voraussetzte, die gar häufig eintraten. Wenn man dem Marquis glauben darf, so wurden die Finanzen zwar mit großer Ordnung und Klugheit verwaltet, aber nicht immer mit eben so vieler Treue.

Schon seit langer Zeit hatte man gesucht, den finanziellen Verlegenheiten durch eine besondere unverletzliche Kasse abzuhelfen, in welche seit mehreren Jahrhunderten der Ertrag gewisser Zinsen floß und beinahe auf 100000 Ducaten stieg. Man hatte diese Kasse nur höchst selten angerührt. Im Jahre 1583 enthielt sie 2500000 Ducaten. Der Marquis von Bédemar, der um 1619 schrieb, glaubte, daß dieser zurückgelegte Schatz damals 3000000 Zechinen betragen konnte. Ein anderer Gesandter gab die Summe, welche man daraus für den Krieg mit den Uskoken genommen hatte, auf 8 Millionen Ducaten an, mit dem Beifügen, daß noch fünf bis sechs darin vorhanden wären. Der erwähnte spanische Gesandte bestimmt auch die Bevölkerung Venedigs um diese Zeit. Diese Hauptstadt zählte damals nach seiner Meinung 107352 Personen, die jährlich 656970 Maaß (Staia) Mehl verzehrt haben sollen; es kamen sonach ungefähr 6 Maaß auf jeden Kopf. Nach der Angabe des französischen Gesandten, der sich um diese Zeit ebenfalls in Venedig aufhielt, würde die Bevölkerung 176000 Seelen betragen haben, von denen 40000 innerhalb der Mauern lebten. Der Marquis von Bédemar hat also wohl nur die arbeitende Klasse in Anschlag gebracht.

In der herzoglichen Würde fand um diese Zeit mehrmals eine Erledigung statt. Franz Contarini folgte auf Anton Priuli im Jahre 1623. Diesen löste 1625 Johann Cornaro ab. Nikolaus Contarini übernahm die Regierung 1630; von ihm ging sie 1632 auf Franz Erizzo über. Der zweite dieser Dogen erlebte an seinem eigenen Sohne die Unbiegsamkeit der republikanischen Gesetze.

Zwischen seinem Hause und der Familie der Zeno bestand ein vererbter Haß, wie er in Italien nicht selten ist. Rainer Zeno, eins von den drei Häuptern des Raths der Zehn, tadelte alles, was der Doge that und ihm gehörte, mit einer Strenge, die mehr Feindseligkeit als Vaterlandsliebe athmete. Er stand gegen einige Begünstigungen auf, die man aus Achtung für den Greis seinen Kindern gewährt hatte; er klagte ihn an, ihre unordentliche Aufführung zu dulden, und forderte ihn auf, derselben einen Zügel anzulegen. Da der Papst Friedrich Cornaro, Bischof von Bergamo und Sohn des Dogen, mit dem Purpur bekleidet hatte, so beeilte sich Zeno dagegen, das Gesetz anzurufen, welches den Kindern des Dogen, so lange derselbe regierte, verbot, irgend eine Pfründe von Rom anzunehmen. Man sollte auf sein Verlangen Rath darüber pflegen, ob nicht der Sohn oder selbst der Vater seiner Würde zu entsagen habe. Das Ansehn der fürstlichen Familie siegte über diesen Angriff: man stützte sich auf Beispiele, man stellte den Grundsatz auf, daß die Cardinalswürde nicht als eine Pfründe zu betrachten sey. Friedrich Cornaro wurde demnach ermächtigt, den Cardinalshut zu tragen. Bald nachher trat Zeno mit einer andern Anklage auf; er behauptete, daß nicht allen Kindern des Dogen der Eintritt in den Senat verstattet sey, und setzte es durch, daß diese Befugniß auf zwei beschränkt, und der jüngste von ihr ausgeschlossen wurde. Dieser war insonderheit die Zielscheibe für Zeno's Angriffe. Aufgereizt gegen den böswilligen Geiferer, der das Ansehen seines Amtes mißbrauchte, lauerte er demselben eines Tages am Eingange des

Palastes auf, brachte ihm neun Dolchstiche bei und ergriff die Flucht. Den folgenden Tag wurden Zeno's blutige Kleider, nebst einer Axt, welche liegen geblieben war, vor den Augen des Volks in den Palast gebracht, das über diesen Frevel noch mehr erstaunt, als von dem Auftritt ergriffen war. Der Rang und die Tugenden des Vaters, die Ehrfurcht die er sich erworben hatte, alles dies konnte den Schuldigen nicht freisprechen; es gnügte nicht, ihn zu contumaziren, über seine gegenwärtigen und künftigen Güter Beschlag zu verhängen und seinen Namen aus dem goldnen Buche zu streichen; man suchte die Unbiegsamkeit des Gesetzes noch durch ein marmornes Denkmal zu bestätigen, das an dem Orte des begangenen Verbrechens aufgeführt wurde.

Dieses Ereigniß vergiftete vollends den Haß der beiden Familien, welche in Venedig zwei Parteien bildeten. Rainer Zeno, der an den empfangenen Wunden nicht gestorben war, harrte nur auf die Stimme der Rache, und bedrohte alle Anhänger der Cornaro. Man befürchtete einen bürgerlichen Krieg, und glaubte, daß der Rath der Zehn der Helfer oder das Haupt einer der Parteien werden würde.

Dieses schon lange verhaßte Tribunal hatte vor einigen Jahren den öffentlichen Unwillen auf sich geladen durch eine dieser übereilten Entscheidungen, zu denen Obrigkeiten, die ohne Oeffentlichkeit und Formen urtheilen, so leicht hingerissen werden. Die Ermunterungen, welche das Geschäft der Anklage genoß, hatte eine heimliche Gesellschaft von Angebern ins Daseyn gerufen, welche, indem sie die Rollen der Ankläger und Zeugen unter sich ver-

theilten, gegen diejenigen peinliche Processe anhängig machten, auf deren Verderben sie sannen. Dergleichen Verfolgungen waren um so gefährlicher vor einem Tribunal, das der Unschuld so wenig Vertheidigungsmittel ließ, und das sich zu der Maxime bekannte, bei Verurtheilungen einen Verdacht wie einen sichern Beweis zu behandeln.

Der Senator Anton Foscarini, der Gesandter in Frankreich gewesen war, wurde angeklagt, als habe er mit dem Auslande einen geheimen Briefwechsel unterhalten. Foscarini, obschon unschuldig, obschon Mitglied der angesehensten Körperschaft im Staate, obschon tief unterrichtet von den Gesetzen seines Vaterlandes, konnte sich in seinem Gefängnisse nicht gegen Beschuldigungen vertheidigen, deren Urheber ihm unbekannt waren. Er wurde als Verräther aufgehängt.

Dieser Vorgang vermehrte die Anklagen; sie wurden so zahlreich, und die Unverschämtheit der Angeber wagte so unwahrscheinliche, daß man endlich die Augen öffnen mußte. Man entdeckte und bestrafte die Bösewichter, und stellte das Andenken Foscarini's wieder in Ehren her; allein dieses Ereigniß, welches alle Bürger mit Schrecken ergriff, schlug dem Ansehen des Raths der Zehn eine tiefe Wunde, und häufte den öffentlichen Haß auf ihn. Man erinnerte sich und wiederholte mit Bitterkeit, daß einem seiner Mitglieder einst die Aeußerung entschlüpft war: Wir sind Könige. Jedermann wünschte der Macht eines Tribunals Gränzen, das dieselbe so unglücklich brauchte und einer Inquisition, die in die geringsten Einzelnheiten des Privatlebens einzudringen strebte.

Rainer Zeno, der unversöhnliche Feind der

Cornaro, war ein glühender Kopf, der die Menschen wenig schonte, wenn sie auch selbst zu seiner Partei gehörten. Einige Jahre vorher war er wegen seiner stürmischen Reden im großen Rath vor demselben Tribunal, an dessen Spitze er jetzt stand, zu zehnjähriger Verbannung verurtheilt worden. Man muß ihm aus Liebe zur Gerechtigkeit nachsagen, daß der Kastengeist ihn nicht verblendete, und daß er die Eingriffe der Gewalt mißbilligte, welche der Rath der Zehn sich erlaubte. Er gab selbst die Absicht zu erkennen, die Berathung des großen Raths auf einen Gegenstand zu lenken, der, wie er glaubte, außer dem Bereiche der Zehnmänner lag. Diese verboten es ihm; er hatte Muth genug, nicht zu gehorchen, und seine Amtsgenossen verurtheilten ihn noch einmal zur Verbannung.

Dieses despotische Verfahren, welches einem Mitgliede der obersten Behörde das Recht untersagte, ihr einen Vorschlag zu thun, erregte allgemeinen Unwillen; man ergriff indessen gegen den Rath der Zehn keine Maßregel; als aber die Zeit seiner Erneuerung herannahete, gab die Versammlung der Patrizier keinem der bezeichneten Candidaten die nothwendige Zahl von Stimmen; es fand keine Wahl statt, und folglich gab es keinen Rath der Zehn mehr.

Diejenigen, welche eine lange Erfahrung daran gewöhnt hatte, die alten Einrichtungen der Republik als unverletzlich zu ehren, erschracken über eine Neuerung, die noch mehrere andere anzukündigen schien. Es wurde eine Commission ernannt, die eine Abschaffung der den Zehnmännern vorgeworfenen Mißbräuche beabsichtigte. Die Meinung dieser

Commission ging dahin, daß in einem Staate, wo so viele Personen an der obersten Gewalt Theil nähmen, es unerläßlich sey, durch eine stets wirksame Kraft den Ehrgeiz der Einzelnen zu zügeln, und daß die Einsetzung des Raths der Zehn dieser Absicht vollkommen entspreche; daß man ihm aber die Erweiterung seiner Befugnisse über die vorgeschriebenen Gränzen hinaus untersagen müsse, und daß er vor allen Dingen die Gesetze des großen Raths nicht erklären, beschränken, abändern oder gar aufheben dürfe.

Als diese Sache in Ueberlegung genommen wurde, erwachten alle Leidenschaften. Die Mehrheit der Edlen wünschte besonders der Verantwortlichkeit gegen ein Tribunal entbunden zu seyn, welches die kleinsten Fehler zur Rechenschaft zog und über dieselben in der Dunkelheit richtete, unter geheimen Formen, die noch schrecklicher waren als die Strenge. Man ging auseinander, ohne zu einem festen Beschluß gekommen zu seyn. Am folgenden Tage sprach Karl Contarini mit Feuer gegen die Befugnisse eines Raths, die derselbe andern Tribunalen entrissen habe; er entwarf ein so lebhaftes Gemälde von dem Entsetzen, welches das vorhandene Decemvirat verbreite, daß fast die ganze Versammlung ohne nähere Abstimmung ausrief: sie theile die Meinung des Redners. Jetzt trat ein Senator mit gebleichten Haaren auf, Baptiste Nani; sein Anblick stellte die Ruhe wieder her und seine Rede hob die Nothwendigkeit des Raths der Zehn im Geiste des bestehenden Systems so kräftig hervor, daß die Gemüther der Zuhörer davon unwiderstehlich hingerissen wurden. Man begriff, daß die Aristokratie sich mehr als jede andere

Regierung zu Grundsätzen der Gerechtigkeit und Mäßigung bekennen muß; daß, soll der Unterschied der Stände erträglich seyn, ein Tribunal erfordert wird, vor dem die Großen und Kleinen auf derselben Linie der Gleichheit stehen; und daß diese Gewährleistung dem Volke und dieser Zügel den Edlen durchaus nothwendig ist. Man nahm nicht nur die Vorschläge der Commissäre an, sondern ernannte auch Nani zum Haupte des Raths der Zehn und erwähnte in dem Protocoll der Sitzung den Dienst, welchen er durch seine Einrede der Republik geleistet habe. Das Ansehn des Tribunals wuchs bald darauf so sehr, daß es sich 1624 durch ein Gesetz des großen Raths ausschließend die Erkenntniß über alle peinliche Rechtshändel übertragen ließ, in welche die Edlen verwickelt werden dürften, und welche es bis dahin blos bei einem andern Gericht hatte anhängig machen dürfen, so, daß die Patrizier in den Fällen, wo dieses besondere Verfahren nicht statt fand, von dem gewöhnlichen Tribunal, d. h. von der peinlichen Quarantia gerichtet wurden.

Um diese Neuerung einzuführen, benutzte man eine Anklage auf Diebstahl, der zufolge ein Patrizier vor die Quarantia gestellt wurde. Nachdem der Angeklagte öffentlich alle Demüthigungen durchgegangen war, welche die gerichtlichen Formen bei einer solchen Sache nothwendig erforderten, hatte er sich seinen Richtern zu Füßen geworfen, ihnen seine Unschuld betheuert und darauf seine Lossprechung erhalten, aber nur mit einer schwachen Mehrheit der Stimme, so daß ihm in der öffentlichen Meinung immer noch ein Fleck anhaftete. Bei dieser Gelegenheit brachte man unter den Edlen

die Vorstellung in Umlauf, daß ein großer Nachtheil für die oberste Körperschaft des Staats darin liege, wenn das Volk einige seiner Herren auf der Bank der Angeklagten erblicke, und insbesondere dem Verdachte Raum gebe, als verdankten sie blos der Gunst ihre Freistellung. Die Beobachtung einer strengen Gerechtigkeit sey wichtig, hieß es; aber man müsse auch ein Schauspiel vermeiden, das der Achtung Abbruch thue, welche die Unterthanen dem Patriziat schuldig seyen, und das ihr Vertrauen zu den Gesetzen schmälere; es wurde demnach entschieden, daß alle peinlichen Anklagen, welche die Edlen treffen könnten, nicht vor die Quarantia, sondern schlechterdings vor den großen Rath gebracht werden sollten. Zufolge dieser Verfügung hatte die Quarantia nur noch die Gerichtsbarkeit über die Unterthanen; das Richteramt verlor von seinem Ansehn, und die Edlen sahen sich dem Laufe der gewöhnlichen Rechtspflege entzogen, um vor ein Tribunal gestellt zu werden, das heimlich und ohne festgesetzte Formen seine Urtheile sprach.

Um diese Zeit hatte die Republik einige unbedeutende Händel mit dem römischen Hofe; sie betrafen die gesetzlichen Einschränkungen, denen zufolge die venetianischen Geistlichen kein Amt vom Papste annehmen sollten. Im Jahre 1621, wo die Venetianer wegen ihrer Angelegenheiten im Veltlin die Verwendung des Papstes nachsuchten, benutzte Gregor XV. diesen günstigen Umstand, um von ihnen die Zurückberufung der Jesuiten zu erlangen. Die venetianische Regierung beharrte jedoch unerschütterlich auf ihrer Weigerung, ohne den dringenden Vorstellungen Frankreichs Gehör zu geben. Urban VIII., Nachfolger des erwähnten

Papstes, verlieh zehn Jahre später den Cardinälen den Titel Eminenz, indem er ihnen einschärfte, denselben von allen Fürsten, ausgenommen von den Königen, zu fordern. Die Republik Venedig, die sich den Rang der Kronen beilegte, wollte in den Förmlichkeiten nichts ändern, die sie bisher in ihrer Berührung mit dem heiligen Collegium befolgt hatte. Einige Cardinäle lehnten die Briefe der venetianischen Regierung ab, diese behaupteten aber darum nicht weniger ihr hergebrachtes Recht. Der darüber erhobene Streit befestigte dasselbe nur noch mehr; und seitdem beobachteten die fremden Cardinäle während ihres Aufenthaltes in Venedig das Incognito. Diese Fehde wurde von beiden Seiten mit so elenden Spitzfindigkeiten durchgeführt, daß ihnen zu viel Ehre geschähe, wollte man sie näher auseinandersetzen. Eine ähnliche Zänkerei entspann sich zwischen der Republik und dem Herzoge von Savoyen. Seitdem der Papst das neue Ceremoniel in Absicht der Cardinäle vorgeschrieben hatte, zeigte noch der Herzog eben so wenig Lust als die Republik, ihnen den Titel Eminenz zu geben. Als Ausflucht nahm er in einem Vertrage, den er mit dem Cardinalinfanten Spaniens unterzeichnete, den Namen eines Königs von Cypern und Jerusalem an. Die Venetianer waren schwach genug, ihm aus übertriebener diplomatischer Aengstlichkeit diese lächerliche Ehre streitig zu machen, die auch nicht die fernsten Ansprüche auf Cypern begründen konnte, welches die Herzoge von Savoyen nie besessen hatten. Wir wünschten, sagte ein venetianischer Gesandter zu einem savoyischen Minister, daß ihr wirklich und nicht die Türken Herren von Cypern wäret.

Dieses Stachelwort war das entscheidenste, was in dieser kläglichen Sache vorgebracht werden konnte.

Diesen nichtigen Händeln folgten einige Begebenheiten von ernster Bedeutung. Die Republik verstand ihr Interesse zu gut, um nicht von Zeit zu Zeit ihre alte Kraft in Behauptung des oberherrlichen Rechts zu entwickeln, welches sie sich über das adriatische Meer angemaßt hatte. Alle ihre Nachbarn suchten dasselbe zu umgehen. Man wußte, daß die Deutschen, mit welchen Venedig damals Krieg führte, Korn von Ferrara erhielten. Zwei ausgesandte venetianische Galeeren kreuzten an der Mündung des Po, und nahmen mit Beseitigung aller Achtung für den heiligen Stuhl die dem Feinde zugedachten Vorräthe weg. Kaufleute aus Ragusa, die nach dem Hafen von Ancona handelten, befuhren das adriatische Meer, und verweigerten den Venetianern den verlangten Tribut; ihre Schiffe wurden confiscirt. Umsonst stellte der Papst vor, daß Schiffe, die mit römischen Unterthanen in Handelsverbindungen ständen, keiner Abgabe unterworfen seyen; die Republik Ragusa mußte die Uebertretung des bestehenden Rechtes durch eine feierliche Erklärung zurücknehmen.

Um diese Zeit brachten die Venetianer gegen Spanien das Gesetz in Anwendung, welches jedem fremden Kriegsschiffe den Eingang ins adriatische Meer verbot. Der Hof von Madrid hatte dem Senat gemeldet, daß die Infantin Maria von Otranto nach Triest auf der Eskadre ihres königlichen Bruders übersetzen würde, um sich mit dem Sohne des Kaisers zu vermählen. Die Republik erklärte, daß, wenn die Infantin mit spanischen Schiffen erscheinen würde, sie auf ihrem Wege einen

Angriff zu gewärtigen habe; die Prinzessin war sonach gezwungen, die Ueberfahrt auf venetianischen Galeeren zu unternehmen.

Der Papst, aufgereizt gegen den venetianischen Consul in Ancona, dessen Wachsamkeit dem unerlaubten Handel der römischen Unterthanen Fesseln anlegte, ließ ihn verjagen, schon vorher hatte er denselben in verdrüßliche Händel verwickelt. Der Senat hob deshalb alle Gemeinschaft mit dem römischen Hofe auf, und stellte sie nicht eher wieder her, als bis der Consul wieder eingesetzt war.

Weit empfindlicher schmerzte die Venetianer der Schimpf, den ihnen Urban VIII. dadurch zufügte, daß er aus dem Königssaale des Vatican die ehrenvolle Inschrift wegnehmen ließ, welche an die wichtigen Dienste erinnerte, welche die Republik einst dem Papste Alexander III. geleistet hatte. Die venetianische Gesandtschaft zu Rom erhielt von ihrer Regierung den Befehl, ohne Abschied abzureisen. Der Nuntius wurde nicht mehr bei der Signoria zugelassen. So standen die Sachen zehn Jahre hindurch, bis die Inschrift auf Befehl des zehnten Innocenz wieder hergestellt wurde, der zu dem Ende nicht einmal das Gesuch der Venetianer abwartete.

Während die Franzosen, die Piemontesen, die Spanier, die Oesterreicher und Venetianer um Mantua kämpften, verwüstete die Pest Italien; zu keiner Zeit war sie so grausam und hartnäckig gewesen. Venedig soll durch sie gegen 60000 Menschen verloren haben. Den Verlust in den Provinzen schätzte man auf 500000, also auf den vierten Theil der Bevölkerung.

Die mit der Pforte abgeschlossenen Verträge

enthielten einen Artikel, welcher die venetianischen Schiffe berechtigte, die Seeräuber aus der Barbarei im adriatischen Meere zu verfolgen, und zugleich den türkischen Befehlshabern förmlich verbot, jenen Schutz zu verleihen. Der mit Persien im Kriege begriffene Großherr hatte die Regierungen von Algier und Tunis aufgefordert, ihre Flotte nach den westlichen Küsten seines Reichs zu senden, um während der Zeit, wo er sein Heer nach Asien führte, den Handel seiner Unterthanen zu sichern. Die Barbaresken bildeten also damals eine vom Sultan anerkannte Macht; da sie aber auch Seeräuberei trieben, so setzten sie lieber andern Schiffen zu, anstatt die türkischen zu schirmen, und plünderten eine kleine Stadt, die an der Küste des Golfs lag. Der Admiral, welcher in dieser Gegend zur Bewachung des Meers aufgestellt war, verfolgte sie bis in den Hafen von Valona, den ihnen der Pascha öffnete. Die Venetianer beschossen sie in diesem Zufluchtsort; die Stadt antwortete mit ihrer gesammten Artillerie; die Venetianer brachen mit Gewalt in den Eingang des Hafens, und nahmen daselbst 16 Fahrzeuge der Barbaresken weg. Dieses kraftvolle Benehmen beleidigte den türkischen Stolz. Der Sultan befahl aus seinem Lager von Bagdad, den venetianischen Gesandten in die sieben Thürme zu werfen. Nicht die festen und gemessenen Vorstellungen des Senats brachten die Pforte zur Billigkeit und Vernunft zurück, sondern die unersetzlichen Verluste des Heeres vor Bagdad, die Wuth der Pest, welche die Trümmer desselben verzehrte, und der Rausch der Vergnügungen, in welchen sich der Sultan betäubte. Die Venetianer erlegten eine beträchtliche Summe

als Schadenersatz; die Eintracht zwischen beiden Mächten wurde wiederhergestellt, aber nur für einige Zeit.

Es läßt sich nicht leicht erklären, warum die Türken der Republik so schnell den Frieden gewährten, da sie doch tiefe Rache gegen sie hegten, und mehrere Verhältnisse ihrer Feindschaft zu Hülfe kamen. Vielleicht war das Betragen der Pforte nicht die Folge eines Plans; aber sey es nun, daß man dem kläglichen Zustande des Heeres und der zerrütteten Gesundheit Amurats die Bereitwilligkeit zuschreiben muß, mit welcher derselbe den Venetianern die Hand der Versöhnung bot; oder daß die Politik des Divans stärkere und gewissere Schläge beabsichtigte, indem sie vorläufig Sicherheit einflößte; oder daß ein neuer Krieg dem Ehrgeize eines Ministers dringendes Bedürfniß war: so ist doch soviel ausgemacht, daß der Krieg von Seiten der Türken ohne Vorwand und selbst ohne vorhergegangene Erklärung unternommen wurde. Amurat IV. war gestorben. Sein Bruder und Nachfolger Ibrahim verband mit vielen Lastern eine Geistesschwäche, die nicht minder gefährlich war. Es schien, als ob jene nur in seinem Reiche Verwirrung stiften würden, und als ob seine Unfähigkeit die Christenheit sicher stelle; allein das Schicksal hatte ihn mit einem Minister versorgt, der umfassenden Entwürfen zur Vergrößerung des türkischen Reichs nachhing.

Im Jahre 1644 nahmen die Galeeren der Insel Malta ein vom Großherrn nach Mekka bestimmtes Schiff nebst einer Kauffahrteiflotte weg, welche die Richtung nach Cairo eingeschlagen hatte. Ibrahim gerieth darüber in eine solche Wuth, daß er schwur, den christlichen Namen auszurotten. Die

Venetianer waren wegen der verübten Feindseligkeit weniger verantwortlich als jede andere Macht, da von ihrem gesammten Adel nur zwei Familien, die Cornaro und Lipomani zum Malteserorden gehörten, noch dazu unter besondern Einschränkungen von Seiten der Republik.

Der Großherr ließ die Gesandten Frankreichs und Englands, den Bailo von Venedig und den Residenten der vereinigten Staaten vor seinen Minister laden, in der Absicht, sie wegen des Verlustes seiner Flotte zur Rechenschaft zu ziehen. Die Minister stellten vor, daß ihre Regierungen keineswegs in diese Sache verwickelt seyen, die lediglich den für sich bestehenden Malteserorden angehe: man wandte von türkischer Seite dagegen ein, daß derselbe Unterthanen aller christlichen Mächte in sich befasse, und machte den Venetianern noch einen besondern Vorwurf daraus, daß die Galeeren der Malteser, nach dem von ihnen ausgeführten Schlage, an den Küsten Kandia's vor Anker gegangen seyen. Der Bailo erklärte, daß dieser Umstand der Republik unmöglich zur Last fallen könne, und der türkische Minister schien von den vorgebrachten Gründen befriedigt zu seyn.

Der Vezier Mehemed benutzte den Zorn des Großherrn, um ihm nicht etwa die Zerstörung Malta's vorzuschlagen, wo die türkischen Waffen schon einmal gescheitert waren, sondern er rieth zur Eroberung Kandia's. Es ließ sich freilich keine Vergleichung ziehen zwischen einem unfruchtbaren Felsen und einem Königreiche, das 60 Meilen Flächenraum zählte, eine Lage darbot, die den Archipel schloß und das syrische Meer beherrschte, mehrere Häfen, wichtige Städte, einen reichen Boden und

eine Bevölkerung von mehr als 200000 Seelen hatte.

Diese Insel, Standia, eine andere, die von jener nur fünf bis sechs Meilen entfernt ist, und einige weiter entlegene machten das Gesammtgebiet aus, was den Venetianern von der Theilung des orientalischen Reiches noch übrig geblieben war. Kandia hatte ihnen unermeßliche Summen und Ströme von Blut gekostet; nach 20 Empörungen war die Insel endlich in den Zustand der Ruhe und Unterwürfigkeit versetzt.

Die Türken trachteten lebhaft nach dem Besitze derselben und trafen die gewaltigsten Vorbereitungen, um den Erfolg ihres für jetzt noch geheim gehaltenen Entwurfs zu sichern. Sie versammelten in ihren Häfen zahlreiche Schiffe und Truppenmassen. Diese Rüstungen konnten Verdacht erwecken; die Erbitterung des Großherrn gegen den Malteserorden gab indessen für den Augenblick eine bequeme Auskunft an die Hand. Der venetianische Gesandte forderte jedoch eine officielle Erklärung. Die Antwort war in einem beruhigenden, selbst wohlwollenden Tone abgefaßt, und durch eidliche Versicherungen bekräftigt. Der venetianische Senat traute den Betheuerungen nicht ganz; er ließ an den Küsten Kandia's eine Escadre von 23 Galeeren ausrüsten, und verordnete die Zusammenziehung der Milizen, die übrigens in einem erbärmlichen Zustande waren; eine Folge der Nachlässigkeit, welche der lange Friede erzeugt hatte. Die förmliche Kriegserklärung, die im Monat März 1645 erschien, kündigte laut an, daß die türkische Flotte ihre Bewegungen gegen Malta richte. Sie lief, 348 Galeeren stark, aus den Dardanellen, begleitet von zahlreichen Transportschiffen, die ein Heer von 50000 Mann an Bord hatten.

Der Kapudan Pascha, den der Sultan zu seinem Schwiegersohne erhoben hatte, konnte an dieser seltenen Gunstbezeigung merken, welch einen hohen Werth sein Herr auf die ihm anvertraute Sendung lege. Der französische Gesandte in Venedig gab seinem Hofe die ersten treffenden Winke über die Absichten der Pforte. Noch immer schwebte die venetianische Regierung in Ungewißheit über die Bestimmung der furchtbaren türkischen Flotte, welche bei der kleinen Insel Tine vorüber ging, und daselbst von den Venetianern die verlangten Erfrischungen erhielt. Als der Großvezier annehmen durfte, daß sie auf der Höhe von Kandia seyn müsse, ließ er den Bailo der Republik verhaften, und entwickelte gegen Venedig eine Reihe von Beschwerden.

Man wußte dort noch nichts von der Verhaftung des Bailo, als man den 24. Junius erfuhr, daß 50000 Türken an der westlichen Spitze der Insel nahe bei Kanea gelandet seyen, und zwar unter dem Befehle des Pascha Jussuf; daß das Hauptquartier des Kapudan Pascha zu Casal-Galata sey, daß sein Kriegsvolk das Land verwüste, und Kanea berenne, das in schlechtem Vertheidigungszustande war, und in welches der Gouverneur der Insel eiligst 2—3000 Mann Milizen geworfen hatte.

Die militairische Lage der Insel war diese. Es gab sieben befestigte Punkte, alle an der Nordküste, außerdem verschiedene Schlösser auf den Inseln, welche das westlichste Vorgebirge berühren; nahm man die Richtung das Meer entlang, so kam man nach Kanea, das seit Kurzem lebhaft angegriffen wurde. Ganz nahe bei Kanea im Innern eines Golfs, der sich tief ins Land erstreckt, war der

Hafen Suda. Hier befand sich die venetianische Flotte; sie zählte 20 und einige Galeeren und 13 Schiffe, unter der Anführung Anton Capello's. Dieser Admiral, dessen Station einige Meilen von dem türkischen Heere entfernt war, sah ein, daß er sich eben so wenig gegen die überlegenen Kräfte des Feindes herauswagen, als auf Kanea werfen konnte, weil er Gefahr lief, daselbst blokirt zu werden. Weiter gegen Osten lag Rettimo; rechts von Rettimo Kandia, die Hauptstadt der Insel, die Residenz des Gouverneurs Andreas Cornaro, der schnell einige Vertheidigungsmittel sammelte. Kandia gegenüber dehnte sich in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen die kleine Insel Standia aus, die einen vorspringenden militairischen Punkt, einen guten Ankerplatz und einen bequemen Hafen für die größten Schiffe darbot. Im Osten von Kandia, am äußersten Ende eines Vorgebirges, erstreckte sich die Vestung Spina longa weit ins Meer; an der östlichen Spitze der Insel waren der Platz und der Hafen von Settia. Das Volk hatte Ursache, mit der Regierung seiner Gouverneure unzufrieden zu seyn.

Bei der Nachricht von einem so unerwarteten Ueberfall versank Venedig in Bestürzung über die drohende Gefahr, und in Schaam, daß es sich hatte so lange täuschen lassen. Die Spuren des noch vorhandenen Nationalgeistes gaben sich vorzüglich in Geldaufopferungen kund. Der Patriarch Johann Franz Morosini ging mit seinem Beispiele voran. Die Geistlichkeit und die übrigen Klassen der Einwohner theilten und unterstützten die Anstrengungen der Regierung, um die kostbarste ihrer Colonien zu retten. Man rekrutirte, rüstete alle noch übrigen Schiffe aus, und kaufte dergleichen in Livorno und

Genua an. Der Großherzog von Toskana erlaubte den Venetianern, in seinem Lande Soldaten zu werben. Man sandte Streitkräfte nach Dalmatien, um diese Provinz zu vertheidigen, oder um auf dem benachbarten türkischen Gebiet eine Diversion zu bewirken. Der Senat rief alle fremden Mächte um Hülfe für eine Insel an, die man das Bollwerk der Christenheit zu nennen pflegte. Die Aussichten auf Unterstützung waren aber nicht sonderlich günstig. Das deutsche Reich befand sich in Verwirrung. Frankreich, das die Unruhen der Fronde heimsuchten, und welches sein Bündniß mit der Pforte nicht brechen wollte, reichte blos unter tiefem Geheimniß 100000 Thaler Subsidien dar. Spanien prahlte mit Versprechungen. Die Holländer überließen mehrere ihrer Schiffe der Republik gegen Pachtzins. Nur die italienischen Mächte, der Papst, der Großherzog von Toskana und der Malteserorden stellten in Verbindung mit Spanien 20 Galeeren.

Während dieser kriegerischen Vorbereitungen war das Loos von Kanea entschieden worden. Die Belagerung, mehr ein Werk der Gewalt als der Kunst, hatte 57 Tage gedauert; man sagt, daß 20000 Mann vor diesem Platze geblieben sind. Nach einem so langen Widerstande hatten die Belagerten noch Kräfte genug, den letzten Sturm auszuhalten; er fand den 17. August statt. Man bediente sich damals beim Angriffe und bei der Vertheidigung fester Plätze häufig der Minen. Eine einzelne, welche die Türken spielen ließen, sprengte einen Theil der Mauer. Man schlug sich sieben Stunden hindurch an der Bresche. Diese äußerste Anstrengung erschöpfte die Kraft der schwachen Besatzung; sämmtliche Einwohner, die Priester und

Frauen nicht ausgenommen, hatten Arbeiten und Gefahren getheilt. Die Besatzung capitulirte, zog den 22. August mit allen militairischen Ehren ab, und stieß in dem Hafen von Suda zu den dort befindlichen Streitkräften der Venetianer. Diejenigen Einwohner, die ihren heimischen Boden nicht verlassen wollten, erfuhren bald darauf, wie gefährlich es ist, auf die Treue der Türken zu bauen. Der Fall dieses wichtigen Platzes mußte zu bedenklichen Folgerungen führen. Durch diese Eroberung gewannen die Türken 360 Kanonen, einen Stützpunkt für ihr auf der Insel verbreitetes Heer, und einen Hafen, um dasselbe mit Mannschaft und Munition zu versorgen. Sie errichteten verschiedene Depots von Rekruten und Lebensmitteln auf der Halbinsel Morea, die der westlichen Spitze Kandia's nahe liegt, um von dort aus mit Bequemlichkeit Verstärkungen herbeizuziehen. Die aus dem Golf gelaufene Flotte der Venetianer führte von dieser Seite eine Landung aus, deren Hauptergebniß die Plünderung von Patras war; es zeigte sich indessen keine Hoffnung, die Feinde durch Diversionen von Kandia abzuziehen; weder die Länge noch die Schwierigkeit der Unternehmung konnten ihre Ausdauer erschüttern. Sie trafen Anstalten sich auf Kandia für immer festzusetzen; es galt ein Königreich gegen ein eroberndes Volk zu vertheidigen, das im Glück und im Unglück keine Mäßigung kennt.

Die Vorsicht der venetianischen Regierung bereitete die Mittel eines langen Widerstandes vor, durch Aufbringung der Summen, welche dieser Krieg zu verschlingen drohte. Der Papst willigte in die Erhebung des Zehnten von den Einkünften der Geistlichkeit. Nicht bloß Privatpersonen, son-

dern auch die öffentlichen Anstalten, die bürgerlichen sowohl als die geistlichen, mußten ihr vorräthiges Gold und Silber angeben, und drei Viertel davon in der Münze niederlegen. Der Eintritt in die Rathsversammlungen wurde den Edlen verstattet, wenn sie auch erst 18 Jahre zählten, sobald der Einzelne für diese Vergünstigung 200 Ducaten erlegte. Verschiedene Provinzen wurden aufgefordert Galeeren zu stellen, unter dem Versprechen, den Edlen des Festlandes den Befehl über dieselben anzuvertrauen. Man eröffnete ein Anleihen zu sieben Prozent auf immerwährende Zeiten, und ein anderes zu 14 Prozent auf Lebenszeit. Man bot die Procuratorenwürde an kauflustige Liebhaber für den Preis von 15000 Ducaten aus, und der Ehrgeiz lockte so viele reiche Mitbewerber herbei, daß vierzig Stellen dieser Art geschaffen und vergeben wurden, wiewohl die zuerst festgesetzte Summe bei der Lebhaftigkeit des Andranges auf das Vierfache gestiegen war. Dieser Kaufpreis, der im schreiendsten Widerspruch mit den Grundsätzen einer vernünftigen Gleichheit stand, war für die alten Familien um die Hälfte niedriger angesetzt als für die neuen. Als die öffentlichen Würden unter den Patriziern versteigert wurden, besannen sich die Plebejer nicht lange, um die Ehre des Patriziats zu handeln. In den Rathsversammlungen kam es gar bald zur Sprache, auch das Patriziat gegen einen bestimmten Preis zu verleihen. Vier Plebejer bezahlten jeder 100000 Ducaten dafür; 60000 Ducaten in reinem Gelde und 40000 in der Form eines Darlehens.

„Was! — rief Michele, einer vor den Advokaten der Gemeine aus — was! das Vaterland wäre in der That so unglücklich, daß die Rettung

desselben von 400000 Ducaten abhinge? Sollten wir wirklich in der Alternative seyn, unterzugehen oder für eine so schwache Unterstützung unsere alterthümliche Verfassung aufzuopfern? Man tastet das Wesen unserer Regierung an, wenn das Patriziat versteigert werden soll." Jakob Marcello, Mitglied des Raths des Dogen, vertheidigte die vorgeschlagene Maßregel mit dem ähnlichen Beispiele, das die Vorfahren in dem Kriege von Chiozza gegeben hätten, als sie 30 der verdientesten Plebejer unter den Adel aufnahmen; eine Vergleichung, die übrigens hinkte, da Geld und Verdienst verschiedenartige Dinge sind; er führte ferner an, daß ein Staat, der so oft für geringschätzige Dienste Fremde mit seinem heimischen Adel auf gleiche Linie stelle, die eingebornen Plebejer nicht aus Ueberstrenge von dieser Auszeichnung ausschließen dürfe, besonders unter den gegenwärtigen Umständen, wo es nicht rathsam sey, das Königreich Kandia aufs Spiel zu setzen, um das herkömmliche Verfahren festzuhalten; er erinnerte an das Verdienst, den Reichthum, das Alter so vieler plebejischer Familien, an die Erschöpfung der Finanzen, und schloß mit der richtigen Bemerkung, daß es besser sey, die Herrschaft zu theilen, als sie zu verlieren.

Der erwähnte Vorschlag wurde im Monat Febr. 1645 erörtert, und nach dem Verluste von Kanea bestätigte ihn der große Rath. Die darüber erlassenen Verordnungen lauteten dahin, daß unter denjenigen Plebejern und Unterthanen, welche binnen einem Monat den jährlichen Sold für 1000 Soldaten bestreiten wollten und zu dem Ende in den Schatz die Summe von 60000 venetianischen Ducaten schütten würden, fünf Individuen zum Range des

Patriziats erhoben werden sollten. Es wurde auch den Fremden freigestellt, als Mitbewerber aufzutreten, wenn sie bereit waren, jährlich 1200 Soldaten zu unterhalten, das heißt, 70000 Ducaten zu erlegen. Der große Rath sollte die Wahl nach der Mehrheit der Stimmen vollziehn. Es wurde von denjenigen, die nach dieser Ehre strebten, blos verlangt, daß sie in einer rechtmäßigen Ehe erzeugt waren, und daß weder sie selbst, noch der Vater und Großvater ein mechanisches Geschäft getrieben hatten. Nicht mehr als fünf Plebejern sollte in Gemäßheit des gefaßten Beschlusses die Adelswürde ertheilt werden; erweist man aber einmal Gunstbezeigungen für Geld, so ist es keine Inconsequenz, so viele zu gewähren, als es Leute giebt, die solche bezahlen können und wollen. Man ernannte also statt der fünf Plebejer achtzig zu Mitgliedern des Patriziats; man setzte sogar den Preis dieser Auszeichnung herab. Der öffentliche Schatz gewann die Summe von acht Millionen Ducaten. Die höchsten Würden bleiben freilich immer diejenigen, die keiner Marktaxe unterliegen.

Während man zu diesen finanziellen Maßregeln schritt, hatte man eine Flotte ausgerüstet; zu ihrer Verstärkung waren am Ende des Augusts 21 Galeeren von Seiten der italienischen Fürsten angekommen. Der Cardinal Mazarin wollte die französische Seemacht gleichfalls zur Unterstützung absenden, allein unter Bedingungen, die unannehmbar schienen, worauf seine eigennützige Klugheit eben gerechnet hatte; die ganze Hülfe Frankreichs beschränkte sich auf drei Brander.

Man hatte bei mehrern Gelegenheiten bemerkt, daß die Theilung der Macht zwischen dem Gouver-

neur der Insel und dem Admiral der Vertheidigung schade. Es erhoben sich viele Stimmen gegen Capello, den Befehlshaber der Flotte, der bei der Annäherung der Türken gegen Suda diesen Hafen augenblicklich verlassen, und seine Galeeren nach Settia an das entgegengesetzte Ende der Insel geführt hatte. Suda war eingeschlossen; der Hauptstadt Kandia stand gleiches Schicksal bevor. Diese Betrachtungen vermochten die Regierung einen Generalissimus zu ernennen. Die Wahl fiel auf Hieronymus Morosini. Er traf am 4. September im Hafen von Suda ein, versorgte den Platz mit Lebensmitteln, rief durch einen Befehl alle Kriegsfahrzeuge in der Nähe der Insel zu sich, und war bereit mit 100 Galeeren oder großen Schiffen dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Widrige Zufälle ließen es jedoch nicht zu dem beabsichtigten Kampfe kommen, und seit dem ersten Oktober war Morosini genöthigt, vor der Hand gänzlich darauf zu verzichten; denn die Verbündeten trennten sich von der venetianischen Flotte, um in ihren Häfen zu überwintern. Es fehlte nicht an Mißhelligheiten zwischen den Venetianern und ihren Hülfstruppen; diese waren schon bei ihrer Abfahrt schlecht mit Lebensmitteln versehen; nachdem der Feldzug einen Monat gedauert hatte, war ihnen bereits der Zwieback ausgegangen; die Officiere der Republik behielten ihre Vorräthe ausschließend für sich.

Nach der Entfernung der Verbündeten brach die türkische Flotte von Kanea auf und ging nach Konstantinopel zurück, so daß alles, was die Venetianer während dieses Feldzugs ausgerichtet hatten, in der Vermehrung der Festungswerke und Proviantmittel bestand. Das Aufbringen der nöthigen Mannschaft

war mit den größten Schwierigkeiten verbunden; die Truppen, welche die den Venetianern auf der Insel noch übrigen Plätze vertheidigen sollten, reichten nicht hin; die Regierung hatte Aufträge gegeben, 50000 Mann auszuheben; es kamen aber nur 10000 an, obschon der König von Frankreich den Venetianern in seinem Lande das Rekrutiren erlaubt hatte. Die Bewohner der Insel, unzufrieden mit der Republik, fingen an, weniger Abscheu gegen die türkische Oberherrschaft zu empfinden, als man ihnen bis dahin zugetraut hatte.

Der geringe Fortgang des Feldzugs setzte die Nothwendigkeit außer allen Zweifel, die Macht des Befehlshabers, dem die Vertheidigung der Insel anvertraut war, so viel als möglich auszudehnen; es wurden zu dem Ende nicht blos die Streitkräfte zu Wasser und zu Lande seiner Führung übergeben, sondern man legte auch, der größern Einheit der Geschäfte wegen, die bürgerliche Verwaltung in seine Hände.

In dieser kritischen Lage wich die venetianische Regierung von ihrem sonstigen, streng festgehaltenen Verfahren darin ab, daß sie den Oberbefehl dem jetzigen Dogen, Franz Erizzo übertrug; das eifersüchtige Mißtrauen ließ nach der bisher befolgten Maxime dem Haupte des Staats nicht viel mehr übrig, als die Ehren und Formen der Repräsentation, ohne ihm ein persönliches Uebergewicht einzuräumen. Die militärische Erfahrung des Dogen gebot Zutrauen; sein Alter von achtzig Jahren ließ dagegen zweifeln, ob er einen so mühevollen Posten annehmen würde. Das Wahlgeschäft war noch nicht vollendet, als schon das Ergebniß desselben sich zur Entscheidung neigte; alle Augen waren auf

den Greis gerichtet, man stand aus Ehrerbietung an, ihm die Sendung zu melden, zu welcher ihn der Wille der Abstimmenden berief. Er aber erklärte mit heiterer Miene, daß sein Herz sich wieder verjünge, und daß er bereit sey, in der Hoffnung dem Vaterlande noch einige Dienste zu leisten, seine letzten Kräfte und Augenblicke dem allgemeinen Wohle zu weihen. Dieses Beispiel von Hingebung setzte in die schönsten Zeiten der Republik zurück. Die Abreise des Dogen zog den Aufbruch einer großen Anzahl von Patriziern nach sich. Die Vorsehung gewährte ihm nicht den Ruhm, streitend für die Republik zu sterben; er erlag bei den Vorbereitungen zur Einschiffung der Bürde des Alters. Sein Nachfolger in der Fürstenwürde war Franz Molino (1645); in der Stelle eines Generalcapitains ersetzte ihn Johann Capello.

Der bevorstehende Feldzug war auf zwei Hauptzwecke berechnet. Die Venetianer wollten den Fall der Plätze verhindern, die sie noch auf der Insel inne hatten, und außerdem Kanea wieder erobern. In dieser doppelten Absicht war es wichtig, den Türken alle Hülfe aus der Ferne abzuschneiden; diese hatten sich beinahe des ganzen platten Landes bemächtigt, waren aber nur im Besitze eines einzigen Hafens. Der Generalissimus Hieronymus Morosini schloß Kanea ein, damit der Feind keine Verstärkung an sich ziehen möchte, und um sich zugleich selbst die Herrschaft über das Meer zu sichern, hatte er seinen Verwandten, Thomas Morosini, mit einer Eskadre von 24 Galeeren zur Einschließung der Dardanellen abgesandt.

Als in Konstantinopel die Ankunft der Venetianer vor den Dardanellen kund wurde, befahl der

Großherr, außer sich vor Zorn, seinem Admiral, stürmend durchzubrechen. 55 türkische Galeeren wollten in der That das Wagstück unternehmen, standen aber später von dem Vorhaben ab. Der bewiesene Ungehorsam kostete dem Kapudan Pascha den Kopf. Der Hafen von Konstantinopel wurde bis zum Frühling eingeschlossen. In dieser Jahreszeit war die Gegenwart der venetianischen Eskadre dort gerade am nothwendigsten, allein sie konnte sich nicht länger auf ihrer Station behaupten. Die Mannschaft war von dem Kreuzen während des Winters erschöpft, die verlangten Verstärkungen blieben aus, und die türkische Flotte war mittlerweile dergestalt angewachsen, daß Morosini die Hoffnung aufgeben mußte, sie in die Meerenge zurückzudrücken. Er hob die Blokade auf, und machte den Feinden Platz.

Johann Capello erhielt den Oberbefehl über die venetianischen Streitkräfte auf der Insel Candia; er hatte weder den Muth noch die Thätigkeit, welche ein solcher Posten erfordert. Während dieses Feldzugs beobachteten sich die beiden Flotten in der Entfernung einiger Meilen; die türkische lag in dem Hafen von Kanea, die venetianische in dem Hafen von Suda; auf keiner Seite kam es zu einem entscheidenden Schlage. Sie boten sich wechselsweise den Kampf an, und schienen ihn zugleich wie durch stille Uebereinkunft abzulehnen. Während die Streitkräfte zur See auf solche Weise feierten, schlossen die Türken Suda ein, und fingen an Rettimo zu berennen; die Pest wüthete unter den beiden Heeren, unter der Mannschaft der beiden Flotten, und auf der ganzen Westküste der Insel. Das einzige den Venetianern während dieses Feldzugs günstige Ereigniß war die Ankunft einer französischen Eskadre von

neun Schiffen; der Cardinal Mazarin hatte sie Kandia zu Hülfe gesandt. Die dankbare Republik nahm den Cardinal unter die Zahl ihrer Patrizier auf; eine schwache Ehrenbezeigung, seitdem die venetianische Adelswürde käuflich war, zumal für den Prinzipalminister Frankreichs, der über mehr als 60 Millionen Livres gebot. Die Hülfsflotte der Spanier und Franzosen bestand aus 30 Segeln. Verbündete pflegen sich nur dann einen kräftigen Beistand zu leisten, wenn die Größe und Nähe einer und derselben Gefahr sie dazu zwingt. Sie wußten unter den gegenwärtigen Verhältnissen Vorwände hervorzusuchen, theils um ihre späte Ankunft zu beschönigen, theils um bei der Annäherung des Winters nach ihrem Hafen zurückzugehen. Es gelang den Türken am 23. November 1646 Rettimo mit stürmender Hand zu nehmen. Dieser Verlust zog dem Generalcapitain die Unzufriedenheit des Senats zu; Johann Capello wurde abgerufen, vor Gericht gestellt, und zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Baptist Grimani trat an seine Stelle.

Unter diesem neuen Anführer erhob sich die venetianische Seemacht wieder zu ihrer oft erprobten Kraft; gleich bei der ersten Gelegenheit gab sie davon ein merkwürdiges Beispiel. Grimani kreuzte im Archipel, eines seiner Schiffe, das Thomas Morosini befehligte, wurde, als es Jagd auf die Barbaresken machte, von der Flotte getrennt, und durch einen Windstoß in den Eingang von Negroponte getrieben, wo die türkische Flotte überwintert hatte. Ihr neuer Kapudan Pascha hieß Mousa. Sobald als derselbe das venetianische Schiff bemerkte, ging er mit allen seinen segelfertigen Fahrzeugen auf dasselbe los, und einen Augenblick darauf sah sich

Thomas Morosini von 45 feindlichen Galeeren umgeben. Er hemmte durch fortgesetztes Feuer die Bewegungen der vordersten, und als sie ihm näher kamen, empfing er sie mit noch größerm Nachdruck. Sie umzingelten ihn enger, er machte sich dessenungeachtet von ihnen los; unglücklicherweise zerschmetterte ihm eine Flintenkugel den Kopf. Seine Mannschaft, die sich nicht ergeben wollte, setzte den Kampf mit der größten Erbitterung fort. Drei feindliche Galeeren hatten das Schiff geentert; man schlug sich auf dem Verdeck desselben. Schon waren die Türken bis zum obersten Tauwerk vorgedrungen und pflanzten ihre Flagge auf, als man in der Ferne ein Schiff und zwei Galeeren wahrnahm, welche die Flagge von St. Markus führten. Es war der Generalcapitain selbst, der, herbeigerufen vom Donner der Kanonen, mit diesen drei Fahrzeugen über die türkische Flotte herfiel, dieselbe zwang, ihre Beute fahren zu lassen, und sie mit seinem Geschütz bis auf die Rhede von Negroponte verfolgte. Den Kapudan Pascha hatte eine Kugel getödtet, vier seiner Galeeren, durchlöchert von Schüssen, waren gescheitert; alle Türken, die Morosinis Schiff bestiegen hatten, waren todt oder gefangen. Diese Heldenthat zeigte von neuem die Ueberlegenheit der venetianischen Marine im schönsten Lichte. Der Sultan, wüthend über die erlittene Schmach, rächte sich wie ein Despot; er zog die Güter des umgekommenen Kapudan Pascha ein. Grimani hatte 41 Schiffe gesammelt, und trieb die Türken von Station zu Station nach Negropont, Chios, Mitylene, zwang sie ihre Masten zu senken, um ihm aus den Augen zu kommen, warf sie unter beständigen Angriffen auf

auf ihre Rheden zurück, setzte ihnen mit seinem Geschütz bis in ihre Häfen nach, drang mit Gewalt unter sie ein, und nahm ihnen unter dem Feuer der Batterien mehrere ihrer Schiffe. Die Flügel der Dunkelheit und einige Windstöße, welche die venetianische Flotte zerstreuten, begünstigten die türkischen Fahrzeuge dergestalt, daß sie aus einem Hafen in den andern flüchten konnten, und daß Hussein, der neue Kapudan Pascha, im Stande war, Hülfe und Lebensmittel nach Kanea zu senden. Er war übrigens in den Hafen von Napoli di Romania eingeschlossen, und das türkische Heer, welches die Plätze der Insel belagerte, schritt nur langsam in seinen Unternehmungen vorwärts. Der General klagte den Kapudan Pascha an, beide beschwerten sich über den Großvezier. Ibrahim erkundigte sich nicht näher, ließ seinen Minister vor sich kommen, und stieß ihm mit eigener Hand den Dolch in die Brust. So wurde der Urheber des gegenwärtigen Krieges zugleich gerechterweise ein Opfer desselben.

Der Nachfolger Mehemeds begriff, daß sein Kopf auf dem Spiele stand, wenn er die Angelegenheiten nicht mit besserm Erfolge als sein Vorgänger führte. Er ließ eine Eskadre auslaufen, die, begünstigt von den Windungen des Archipels, der Aufmerksamkeit der venetianischen Fahrzeuge entging, mehrere nach verschiedenen Stationen zerstreute türkische Divisionen an sich zog, nach Kanea vordrang, eine Verstärkung von 9000 Mann ans Land setzte, und noch vor Wintersanfang wieder in Konstantinopel ankam, ohne auf diesem Zuge mehr als zwei Galeeren verloren zu haben, welche die Kanonen des Feindes in Grund gebohrt hatten.

Während des Feldzugs von 1647 hatten die Waffen der Republik einige Vortheile in Dalmatien errungen, obgleich die Türken daselbst ein Heer von 10000 Mann unterhielten. Mehrere kleine Plätze waren nebst der Festung Clissa in die Gewalt Venedigs gerathen. Ein kriegerischer Volksstamm, bekannt unter dem Namen der Morlacken, schüttelte das türkische Joch ab, und wurde ein nützlicher Bundesgenosse der Venetianer.

Im Jahre 1648 wurde der westphälische Friede geschlossen. Die Interessen, die er ausglich, berührten die Republik nicht unmittelbar; sie hatte sich indessen als Unterhändlerin eingemischt, und die Rechte der deutschen Fürsten, so wie die Unabhängigkeit Hollands, feststellen helfen.

Im Anfange des Feldzugs (1648) traf Venedig ein schwerer Unfall. Die siegreiche Flotte, die unter den Befehlen Grimani's so lange die türkische Seemacht verfolgt hatte, und die jener Admiral jetzt gegen die Dardanellen führte, um selbe zu sperren, wurde von einem so wüthenden Sturme überfallen, daß 28 Fahrzeuge, unter ihnen das Admiralschiff, in den Fluthen mit der gesammten Mannschaft untergingen. Die Ueberbleibsel, sechs Galeeren, fünf Galeonen und 18 andere Schiffe irrten auf dem Archipel herum: Bernhard Morosini vereinigte sie, nahm sie unter seinen Befehl, schickte die Fahrzeuge, die nicht See halten konnten, nach Kandia, und, treu dem Auftrage des Generalissimus, der nicht mehr war, begab er sich auf die ihm bezeichnete Station, ohne seine Kräfte mit der Macht der Türken näher zu vergleichen. Er kam in den Dardanellen an, als sich Konstantinopel noch der vollen Freude über den Verlust der vene-

Türken, wie die Venetianer, meinten über einer Mine zu stehen, die zu springen drohe, und eilten deshalb von der Bresche hinweg. Ein Officier, der in der Stadt umherfliegt, stößt auf den Generalissimus mit den Worten, daß alles verloren, daß der Feind schon innerhalb des Platzes, und kaum so viel Zeit übrig ist, sich in ein Schiff zu werfen. „Wohlan, antwortete Moncenigo, so wollen wir mit den Waffen in der Hand sterben. Mögen die Tapfern mir folgen." Er sammelt seine Soldaten, nebst einigen Bürgern, ersteigt die Bresche, wird daselbst mit den zurückgekehrten Türken handgemein, stürzt sie in den Graben und füllt ihn mit ihren Todten. Diese Heldenthat kostete den Türken 20 Jahre lange Anstrengungen. In den ersten sechs Monaten brachte ihnen Moncenigo einen Verlust von mehr als 20000 Mann bei, so daß sich der Pascha mit seinen zusammengeschmolzenen Truppen in seinem Lager verschanzen mußte, um aufs Ungewisse Verstärkungen abzuwarten.

Der Generalcapitain, sichergestellt für jetzt über das Schicksal Kandia's, ging mit einigen Galeeren in See, drang dem Feinde trotzend in den Hafen von Suda, stellte sich an die Spitze der Besatzung, unternahm mehrere Ausfälle, zerstörte die Werke der Belagerer, und erzwang ihren Abzug.

Hätte die venetianische Regierung damals 20000 Mann nach Kandia übersetzen können, so würde der Feind, dem kein Rückzug offen stand, wahrscheinlich erdrückt oder doch zur Unterwerfung genöthigt worden seyn. Allein je mehr Venedig eine reiche Stadt war, desto weniger konnte es für eine kriegerische gelten. Die Hauptwaffen machten dort jetzt Schätze aus. Einige tapfere Männer leuch-

teten zwar mit dem edlen Beispiele persönlicher Aufopferung vor, sie fanden aber mehr Bewunderer als Nachahmer. Der Unfug der Käuflichkeit hatte so stark um sich gegriffen, daß man jeden Tag auf ein anderes Mittel sann, den Schatz zu mehren, ohne die Wunden zu beachten, welche dieses jüdelnde System dem Ansehen der öffentlichen Aemter versetzte. Abgesehen von den neuen Abgaben, den freiwilligen Geschenken, dem Verbrauch der Kapitalien, die den Bergwerken und wohlthätigen Stiftungen zugehörig, auf der Prokuratur von St. Markus niedergelegt waren, und wogegen der Staat Creditscheine ausstellte, die sechs Procent Interessen trugen, verkaufte man alle öffentliche Stellen; man ließ für Geld die jungen Patrizier in den Rathsversammlungen Sitz nehmen, und Magistraturen verwalten, ehe sie das von dem Gesetz vorgeschriebene Alter erreicht hatten. Man traute dem Gelde selbst die Wunderkraft zu, Verbrechen zu tilgen; so wurde die Strafe der Verbannung denjenigen erlassen, die sich von ihr loskaufen konnten; die Gerechtigkeit, die für alle gleich seyn soll, nahm sonach Partei für den Reichen unter Beeinträchtigung des Armen. Noch stärker brandmarkte den Geist der damaligen Zeit die Verwandlung des persönlichen Seedienstes, zu dem alle Eingeborne verpflichtet waren, in eine Geldabgabe, und zwar unter Umständen, wo man an Soldaten, Ruderern und Matrosen den empfindlichsten Mangel litt. Gewohnt, die Macht des Geldes überall in Anschlag zu bringen, forderten Hohe und Niedere von diesem ihrem Hausgötzen die Rettung der vaterländischen Ehre und Unabhängigkeit.

Es kann nicht befremden, daß die Regierung

bei einer solchen Stimmung der Gemüther dem Gedanken Raum gab, dem so äußerst kostspieligen Kriege durch Aufopferung der streitigen Colonie ein Ziel zu setzen. Mehr als einmal hatte man seit dem Anfange der Feindseligkeiten versucht, bald durch den noch immer in Konstantinopel gefangen gehaltenen Bailo, bald durch einen abgesandten Agenten von untergeordnetem Range, bald durch Vermittelung des französischen Gesandten die Gesinnungen des Divans ausforschen zu lassen. Die Minister der Pforte beharrten unerschütterlich auf der Behauptung Kandia's.

Der Rath des Dogen wagte den Vorschlag, die Insel Kandia den Türken abzutreten; Vincent Cussoni entwickelte denselben vor dem Senate, indem er sich hauptsächlich auf die Unmöglichkeit stützte, die für die Fortsetzung des Krieges erforderlichen Ausgaben herbeizuschaffen. Der letzte Feldzug hatte mehr gekostet, als der dreijährige Krieg um den Besitz von Cypern. Cussoni wies ferner auf den Grundsatz hin, daß, da der Erfolg immer auf der Seite der Stärkern sey, man eben deshalb ohne Selbsttäuschung seine Hülfsquellen berechnen müsse, und fände man sie geringer als die des Feindes, so sey es Pflicht Unterhandlungen einzuleiten, ehe sich jene vollends erschöpften. Er schwieg wahrscheinlich geflissentlich von einem Hauptbeweggrund der Friedensliebe; dieser lag in dem Umstande, daß die Venetianer, vertraut mit den Wohlthaten des Handels, die Unterbrechung ihrer kaufmännischen Seeunternehmungen als die härteste Entbehrung ansahen. Man werfe einen Blick auf die Geschichte der Republik und überall wird man finden, daß sie die Kämpfe auf dem Festlande

mit Beharrlichkeit aushielt, dagegen die Seekriege durch Opfer abzukürzen pflegte, wenn sie dies nicht durch Siege thun konnte, obschon sie offenbar für diese größere Hülfsquellen als für jene hatte.

Die Sache des Friedens wurde von Vielen unterstützt; der Strom der Stimmen, sagt ein Geschichtsschreiber, kam der freiwilligen Abtretung Kandia's entgegen; einige Senatoren erklärten diese Colonie für einen krebsartigen Theil der Republik. Jedermann seufzte nach Ruhe, das heißt, nach Freiheit des Handels. Die Uneigennützigen schämten sich dagegen, sie um diesen Preis zu erkaufen. Johann Pesaro erhob sich gegen den Vorschlag, ihm pflichteten Ludwig Contarini, Ludwig Valaresso, Franz Querini lebhaft bei. Sie verhehlten sich die Macht des Sultans nicht, rechneten aber auf seine Laster. Wie sie meinten und hofften, konnten die Zerrüttungen des türkischen Hofes früh oder spät den Sieg oder den Frieden herbeiführen; wirklich brach auch, als man in Venedig noch Rath pflog, in Konstantinopel eine Revolution aus, zu der die Ermordung des Großveziers das erste Signal gegeben hatte; der Großherr Ibrahim wurde abgesetzt und erdrosselt, und sein Sohn durch die Macht einer Partei auf den Thron gehoben.

Die Nachricht von diesem Ereignisse bestimmte den Senat nach einer mehrtägigen Berathung den obschwebenden Vorschlag zu verwerfen, der, wie gesagt, darauf hinaus ging, den Frieden durch die Abtretung der Insel Kandia zu erhalten. Man nahm von der Thronbesteigung des neuen Sultans, eines sechsjährigen Knabens, Gelegenheit, die Pforte durch eine Gesandtschaft beglückwünschen zu lassen, mit andern Worten: einen Unterhändler ab-

zuschicken. Als man aber in Konstantinopel Pässe für ihn verlangte, so antwortete der neue Großvezier, daß man ihn nur in dem Falle zulassen würde, wenn er mit der Ermächtigung erschiene, Kandia abzutreten, und die Festung Clissa herauszugeben. Die venetianische Regierung erklärte dagegen, daß die Unterhandlung auf die Grundlage eines gegenseitigen Ersatzes zurückzuführen sey. Der Bailo, den mehrere in Konstantinopel ansässige Venetianer begleiteten, überbrachte diese Antwort dem Großvezier. Als sie ihm der Dragoman erklärt hatte, gerieth jener in eine solche Wuth, daß er den Dolmetscher erdrosseln, den Bailo und seine gesammte Umgebung in Ketten werfen und selben durch das Gedränge des rohen Pöbels in die sieben Thürme abführen ließ, wo sie eingekerkert wurden. Die Venetianer rächten sich wegen dieser Mißhandlung durch einen Sieg.

Ihr Admiral Riva hatte den Winter hindurch die schwierige Station der Dardanellen mit 20 Galeeren eingeschlossen. Er hatte kurz vorher eine Division abgesandt, um von den benachbarten Küsten, wo man nichts ohne bewaffnete Hand erhielt, einige Vorräthe frischen Wassers holen zu lassen, als er entdeckte, daß die türkische Flotte, die aus 83 Fahrzeugen bestand, sich in dem Meere von Marmora entwickelte und in die Dardanellen vordrang. Für den Augenblick zu schwach, um ihr den Durchgang zu wehren, setzte er ihr unter lebhaftem Kanonendonner nach. Der größte Theil der von ihm abgesandten Galeeren stieß wieder zu ihm und 80 türkische Schiffe vermieden jetzt fliehend den Kampf mit 20 venetianischen. Der Kapudan Pascha segelte an der Küste von Klein-

asien hin, schlich sich zwischen die Insel Lesbos und dem Festlande hindurch und suchte Zuflucht auf der Rhede von Foschia in der Gegend des alten Phocäa, etwas nördlich von Smyrna. Dort erwartete ihn eine Hülfsflotte, zusammengesetzt aus Fahrzeugen der Barbaresken, und solchen christlichen Schiffen, welche die Türken festgenommen, und in allen levantischen Handelsplätzen ausgerüstet hatten. Kaum waren sie unter den Kanonen von Foschia angekommen, als die Venetianer am Eingange der Rhede erschienen. Sie schreiten unerachtet des Feuers von der Landseite und von den Schiffen zum Kampfe, dringen bis zum Ankerplatze der eingeengten Türken vor, die sich dadurch im Manövriren gehemmt fühlen, werfen sie mit Gewalt gegeneinander, drücken die zum Entern herannahenden Fahrzeuge zurück, zertrümmern sie unter einem Regen von Kugeln, nehmen einige weg, setzen andere in Flammen und entfernen sich hierauf, um nicht mit denselben in den Brand hineingezogen zu werden. Diese Seeschlacht soll den Türken 7000 Todte und 15 Galeeren gekostet haben. Will man den unwahrscheinlichen Berichten venetianischer Geschichtschreiber glauben, so verlor die Republik nur 15 Mann. Dieser Sieg verursachte den Sturz des Großveziers, und milderte die Gefangenschaft des Bailo, der nun aus den sieben Thürmen in seinen Palast zurückgebracht wurde, wo man ihn jedoch beständig unter Augen behielt. Niva beging darin einen Fehler, daß er die Türken nicht in Foschia einschloß. Sie wagten sich wieder hervor, führten in dem Hafen von Smyrna ihre Vereinigung mit der Eskadre der Barbaresken aus, erschienen vor Kandia und setzten bei Kanea die

Truppen ans Land, deren Ankunft der Pascha nur abgewartet hatte, um wieder an die Belagerung der Hauptstadt zu gehen.

So lange die schöne Jahreszeit dauerte, wurde die Belagerung lebhaft betrieben; die Besatzung verkaufte den Angreifenden jeden ihrer Fortschritte um einen theuren Preis. Eine und dieselbe Bastion wurde viermal erobert und wieder verloren. Die Werke waren eben so schnell zerstört als angelegt. Türken und Venetianer stellten einander durch unterirdische Arbeiten nach. Oft sprengte mitten im hitzigsten Kampfe die Explosion einer Mine den streitigen Posten und verschüttete die Kämpfenden.

Wie sorgfältig man auch den Hafen von Kanea einzuschließen suchte, immer drang ein und das andere türkische Schiff durch, das dann in Konstantinopel überwinterte. Als die venetianischen Admirale sahen, daß sie mit aller ihrer Thätigkeit und Erfahrung der feindlichen Flotte nicht den Untergang bereiten konnten, und daß sie eben so wenig im Stande waren, dem Heere auf Kandia die Verstärkungen abzuschneiden, fielen sie auf den Gedanken, in dem Hafen von Konstantinopel die ganze türkische Seemacht mit einem einzigen Schlage zu vernichten. Vor diesem kühnen Entwurfe erschrak der allezeit umsichtige Senat. Riva kreuzte noch vor den Dardanellen; der Generalcapitain streifte im Archipel herum, verwüstete die Niederlassungen der Feinde, und nahm ihnen eine beträchtliche Anzahl einzelner Schiffe. Auf Kandia erschöpften die Anstrengungen der Belagerung die Kräfte der Besatzung dergestalt, daß dieselbe von Zeit zu Zeit abgelöst werden mußte. Die Türken hatten sich bis zum östlichen Ende der Insel ausgebreitet, und schritten

zur Belagerung von Settia. 8—900 Mann, abgesendet von der Besatzung in Kandia, sollten dorthin nach dem bedrohten Platz als Verstärkung aufbrechen; sie wurden überfallen und zusammengehauen. Jetzt verzweifelten die Venetianer an der Rettung Settia's, sie sprengten die Befestigungswerke und zogen die Besatzung nach der Hauptstadt.

In Konstantinopel herrschte allgemeine Verwirrung; die Flotte hatte nicht aus den Dardanellen laufen können. Der Divan, der Kapudan Pascha klagten sich gegenseitig an. Die Janitscharen verlangten den Kopf des Großveziers. Minister und Admiral verloren ihre Plätze. Dieser langwierige und wechselvolle Krieg stritt mit den Wünschen des Volks. Die Janitscharen murrten laut über die Verhaftung des venetianischen Gesandten, und bestanden auf der Verbannung des Mufti, den man als den Urheber jener Gewaltthätigkeiten ansah. Die lauten Aeußerungen des Mißvergnügens blieben nicht ganz ohne Wirkung; der Bailo wurde seiner Gefangenschaft entlassen und nach Venedig zurückgeschickt. Die Türken mußten sich für jetzt darauf beschränken, eine Verstärkung von 3000 Mann nach Kandia zu werfen, die keineswegs mit dem großen Verluste der Belagerer im Verhältnisse stand. Die türkische Flotte lief indessen 1651 aus der Meerenge von Konstantinopel aus.

Der Generalissimus Moncenigo suchte sie auf und entdeckte sie am 10. Julius bei der Insel Paros. Zwei seiner Galeeren, welche die Vorhut bildeten, drangen in die Mitte der feindlichen Linie. Thomas Moncenigo, der Anführer der einen, wurde getödtet; Lazarus Moncenigo, Befehlshaber auf

der andern empfing mehrere Wunden. Die beiden Fahrzeuge unterhielten ein so furchtbares Feuer, daß sie schon Verwirrung unter die türkische Flotte gebracht hatten, ehe noch die venetianische an dem Kampfe Theil nehmen konnte.

Ein türkisches Schiff von 60 Kanonen und neun kleinere wurden genommen, fünf verbrannt, und 4—5000 Mann blieben in der Gewalt des Siegers.

Der Sieg von Paros machte die Venetianer zu Herren des Archipels; um den Muth der Besatzung von Kandia neu zu entflammen, zog die siegreiche Flotte in der Nähe dieses Platzes vorüber und führte die dem Feinde entrissenen Schiffe mit umgestürzter Flagge hinter sich her. Die Trümmer der türkischen Flotte warfen sich nach Kanea und setzten dort Hülfstruppen ans Land. In Konstantinopel brachen neue Unruhen aus. Die Häupter der verschiedenen Parteien suchten sich gegenseitig zu stürzen. Im Serail wurde die Großmutter des jungen Sultans vor den Augen desselben ermordet.

Venedig rief den Generalissimus Moncenigo von seinem Posten ab, nicht aus Unzufriedenheit, sondern in Folge des alten politischen Grundsatzes, den Oberbefehl niemals lange in denselben Händen zu lassen. Ihm folgte als Generalcapitain Leonhard Foskolo, der die Albaneser, welche einen Theil der Besatzung von Kandia ausmachten, und eine Erhöhung des Soldes durch Empörung ertrotzen wollten, mit verdienter Strenge züchtigte. Der türkische Admiral, dessen Flotte die Dardanellen nicht zu verlassen wagte, hatte sich bei Tenedos eingeschifft, wo ihn 25 Galeeren der Barbaresken

erwarteten. Foskolo traf mit dieser Escadre zusammen; sie vermied den Kampf und rettete sich mit einigem Verluste in den Hafen von Paros. Der gegenwärtige Feldzug (1652) bot keine merkwürdigen Ereignisse dar, man müßte denn die Flucht eines edlen Venetianers, Ludwig Navagiero, dahin rechnen, der in die Dienste und zu dem Glauben der Türken übertrat und von ihnen anfänglich begünstigt, dann verachtet, später beargwöhnt und endlich umgebracht wurde.

Es öffneten sich jetzt (1653) einige Aussichten zum Frieden. Der französische Gesandte in Konstantinopel meldete dem venetianischen Senate, daß die gegenwärtigen Minister der Pforte nicht abgeneigt schienen, Friedensvorschläge anzuhören. Die Regierung schickte eilig den Bailo Johann Capello ab; als aber der Unterhändler gegen Zahlung eines Tributs auf Zurückgabe der Eroberungen drang, befahl ihm der Großvezier unverzüglich abzureisen; bald darauf besann er sich anders und ließ ihn unterwegs verhaften. Die Gefangenschaft dieses unglücklichen Bevollmächtigten dauerte so lange und war so streng, daß er versuchte Hand an sich zu legen; der nagende Kummer tödtete ihn endlich.

Moncenigo erhielt 1653 wieder den Oberbefehl. Der folgende Feldzug begann mit einem Kampfe, der eben so bewundernswürdig als beklagenswerth war, weil er die Sieger zwar verherrlichte, aber auch auf das empfindlichste schwächte. Joseph Delfino bewachte die Dardanellen mit 16 Schiffen, zwei Galeonen und acht Galeeren. Ihn beobachteten vom Archipel her 32 Fahrzeuge der Barbaresken, die ihn von der Meerenge abzuziehen suchten. Den 6. Julius 1654 kamen von Konstan-

tinopel 75 türkische Galeeren und Schiffe gegen ihn heran. Er gab sogleich das Zeichen zum Kampfe; mochten nun einige Capitaine ihre Bewegungen übel ausgeführt haben, oder erlaubten ihnen die Strömungen nicht Linie zu halten: genug zwölf Schiffe und sechs Galeeren wurden aus der Meerenge abwärts weggetrieben. Der Admiral behauptete sich vor derselben mit zwei Galeeren, zwei Galeonen und vier Schiffen. Das Mißverhältniß der Kräfte hinderte ihn nicht Stand zu halten, seine acht Fahrzeuge wurden bald darauf von mehreren feindlichen Schiffen umringt; eine seiner Galeeren erlag der Uebermacht erst nach der tapfersten Vertheidigung. Dagegen zwang das furchtbare Feuer eines Schiffes, welches Morosini anführte, eine türkische Galeere, die Segel zu streichen. Die Türken boten alle ihre Kräfte auf, sie wieder zu erobern, und als ihnen dies nicht gelang, zündeten sie dieselbe an. Das Feuer ergriff das Schiff Morosini's und schleuderte es in die Luft. Ein anderes hatte dasselbe Schicksal. Das dritte Schiff und zwei Galeeren brachen sich Bahn durch die Feinde und gewannen das offne Meer. Mitten unter der türkischen Flotte war nur noch Delfino mit seinem Schiffe und einer Galeere auf dem Kampfplatze. Dieses seit dem Anfange des Gefechts von sechs feindlichen Fahrzeugen kanonirte Schiff war außer Stande zu manövriren und sich zu vertheidigen. Der Admiral befiehlt es anzuzünden, läßt die Mannschaft desselben die Galeere besteigen, folgt selbst dahin nach, und hält mit diesem einzigen und letzten von allen Seiten durchbohrten Fahrzeuge, ohne Segel, ohne Ruder, den Angriff einer ganzen

Flotte aus, wirft mit seinem Geschütz die herankommenden Feinde zurück und entkommt, fortgetrieben von der Strömung, glücklich aus der Meerenge zur größten Verwunderung und Beschämung der Türken, die seinen Untergang für unvermeidlich gehalten hatten. Außerhalb des Kanals geräth er an die Küste; es gelingt ihm sich wieder loszuarbeiten. Die Türken greifen ihn an, er treibt sie zurück und nimmt ihnen durch Entern eine Galeere. Umzingelt von 14 feindlichen Schiffen läßt er seine Beute fahren, gewinnt das Freie und vermittelst einiger Lappen, die ihm als Segel dienen, stößt er wieder zu dem Reste seiner Escadre. Am folgenden Tage wollte er die Feinde angreifen, die in dem vorhergegangenen Kampfe zwei Schiffe durch Feuer und 3000 Mann verloren hatten. Der Wind vereitelte sein Vorhaben. Nachdem der Capudan Pascha einen Monat gebraucht hatte, seine Flotte wieder herzustellen, eilte er Kanea zu verproviantiren und kehrte hierauf nach den Dardanellen zurück. Er mochte es nicht ohne Grund schon für ein Glück schätzen, daß er den Archipel durchstrichen war, ohne irgend den Venetianern zu begegnen. Moncenigo konnte es nicht verschmerzen, daß ihm die türkische Flotte entkommen war; er starb vor Unmuth darüber. Nur außerordentliche Charaktere sind eines solchen vernichtenden Schmerzes fähig.

Diese verschiedenen Ereignisse zeigten deutlich, daß der Ausgang des Krieges nicht von der Geschicklichkeit abhängen sollte. Trotz ihrer glänzenden Seesiege konnten die Venetianer es nicht dahin bringen, das türkische Heer auf Kandia an dem Empfange frischer Verstärkungen zu hindern.

Es setzte die Belagerung der Hauptstadt noch immer fort, jetzt lebhafter, jetzt lässiger. Die lange Dauer des Krieges zehrte am innersten Marke der Republik. Nichts bewies besser die Ungleichheit der Kräfte, als die schwunghafte Ausrüstung von Truppen und Schiffen, welche das türkische Reich ungeachtet seiner greulichen Verwaltung mit jedem Jahre erneuerte.

Venedig fühlte, daß es durch Beharrlichkeit nicht siegen könne, wie viele stolze Erinnerungen sich auch an diese Erbtugend des Staates knüpften; es rief daher, im Bewußtseyn seiner Unzulänglichkeit, den Kaiser, Frankreich, Spanien, den damaligen Protector Englands, den Papst und sogar den zur damaligen Zeit fast noch unbekannten Großfürsten von Moskau zu Hülfe. Alle diese Mächte bezeigten nur eine fruchtlose Theilnahme; die nächsten sandten allenfalls gegen das Ende jedes Feldzuges einige Galeeren, die vor Anfange des Winters schon wieder zurückkehrten. Der Papst hob einige Klöster im Gebiete der Republik auf und erlaubte die Güter derselben zu verkaufen. Diese Hülfsquelle war an sich nur mäßig, aber insofern wichtig, weil sie an den Grundsatz erinnerte, daß man die Einkünfte der Kirche, sowie alle andere nicht besser als zu den Bedürfnissen des Vaterlandes verwenden kann. Der damalige Papst, Alexander VII., forderte von den Venetianern als Gegengefälligkeit die Zurückrufung der Jesuiten. Die Venetianer fügten sich in die Nothwendigkeit den Papst zu schonen, sie nahmen dabei zugleich Rücksicht auf die Stimmung des französischen Cabinets, das sich aus schwer zu errathenden Gründen der Jesuiten lebhaft annahm. Der Akt der

Zurückrufung trug alle Zeichen eines abgedrungenen Zugeständnisses an sich; er war nichts weniger als eine freiwillige Maßregel. Man gestattete den Jesuiten die Rückkehr ins venetianische Gebiet, verbot ihnen aber die Besitznahme ihrer ehemaligen Güter. Sonst wohnten sie in prächtigen Häusern, jetzt mußten sie von einem der aufgehobenen Orden ein Kloster kaufen. Man schränkte sie noch auf andere Weise sehr zweckmäßig ein, z. B. in Absicht auf die Zeit ihres Aufenthalts und in Ansehung ihrer Lehrweise, von welcher die größte Oeffentlichkeit gefordert wurde.

Der Doge Franz Molino starb 1655. Man gab ihm Carl Contarini zum Nachfolger; und ernannte den Procurator von St. Markus, Hieronymus Foskarini zum Generalcapitain, an dessen Stelle Franz Morosini, nach dem Tode des letzten Generalissimus für die Zwischenzeit den Oberbefehl führte. Der Geschlechtsname Morosini, schon seit längerer Zeit berühmt, wurde in diesem Kriege unsterblich durch die patriotische Uneigennützigkeit des Patriarchen von Venedig, Johann Franz Morosini, welcher der gesammten Geistlichkeit in seinem Beispiele den reinsten Spiegel vorgehalten hatte; durch die Feldzüge des Hieronymus und Bernhard Morosini, von denen jener Oberbefehlshaber gewesen war; endlich durch den glorreichen Tod des Thomas und Daniel Morosini, die im Angesichte der Dardanellen unter dem wüthenden Gedränge der türkischen Flotte umgekommen waren.

Franz Morosini plünderte die Niederlassungen der Türken auf den Küsten des Archipels, und verbrannte ihre Magazine, ehe noch Foskarini ihn von seinem Interimsposten ablöste; als der Letztere

endlich krank ankam und einige Tage später starb, mußte Morosini bis auf weitere Verfügungen den Oberbefehl fortführen. Malvasia, an der östlichen Küste Moreas, war die Niederlage, von welcher die Türken fortwährend ihrem Heere auf Kandia Verstärkungen und Lebensmittel zusandten; Morosini machte sich auf, diesen Platz zu belagern.

Lazarus Moncenigo sollte mit 40 Galeeren oder Schiffen die Dardanellen verschließen. Die Türken stellten sich mit mehr als hundert Fahrzeugen entgegen. Die Schlacht wurde allgemein und der Sieg blieb den Waffen der Republik getreu. In einem Kampfe von sechs Stunden waren drei türkische Schiffe erobert, verbrannt und neun versenkt worden. Die Venetianer hatten nur eins verloren und zwar durch die Flammen. Am folgenden Tage blokirten sie den Capudan Pascha in dem Hafen von Foschia, wohin er sich mit dem Reste seiner Galeeren gerettet hatte. Die gewonnene Schlacht änderte übrigens nichts im Stande der Dinge; die Venetianer konnten weder die Rhede von Foschia, noch den Hafen von Malvasia ununterbrochen einschließen. Der Rückzug Morosini's nach Kandia entsetzte Malvasia und der Capudan Pascha, dem die Entfernung Moncenigo's freie Hand gab, führte die Trümmer seiner Mannschaft nach Konstantinopel. Lorenz Marcello stellte sich jetzt an die Spitze der gesammten venetianischen Streitkräfte. Die letzten Unfälle der türkischen Macht erregten einen neuen Aufruhr in Konstantinopel. Die Janitscharen umlagerten das Serail und verlangten lautschreiend die Auslieferung der Minister, des Mufti und 40 Anderer; sie forderten sogar von dem jungen Sultan den Kopf seiner Mutter. Diese Un-

ruhen endigten mit einem Blutbade in den Straßen der Hauptstadt und mit der Ernennung und Hinrichtung von drei oder vier Vezieren, die einander in wenig Tagen Platz machten. Die verlornen Schlachten lösten nicht so sehr das Heer auf, als sie Konstantinopel in wilde Bewegung setzten. Der Krieg dauerte mit gleicher Hartnäckigkeit fort.

Karl Contarini, erst kürzlich zum Dogen erhoben, starb noch vor Ablauf eines Jahres. Franz Cornaro nahm nach ihm den herzoglichen Stuhl ein, aber nur 20 Tage. Venedig feierte eben durch ein öffentliches Freudenfest die Erwählung des neuen Dogen, Bertuccio Valerio, als man eine Galeere mit umgestürzter türkischer Flagge ankommen sah. Lazarus Moncenigo, der von derselben mit verbundenem Kopfe und einem ausgerissenen Auge ans Land stieg, stattete dem Senat Rechenschaft über das neue am 26. Junius 1656 in den Dardanellen gelieferte Treffen ab. Die Absicht der Türken war dahin gegangen, mit 98 Fahrzeugen die venetianische Macht zu durchbrechen, welche den Kanal sperrte. Der Generalissimus hatte in Person befehligt und dem Feinde mit seinem Schiffe zwei genommen. Zehn tausend Türken waren geblieben, 14 ihrer Galeeren entflohen, verschiedene von ihrer Mannschaft verlassen worden. Eine Menge von Fahrzeugen und 5000 Gefangene waren die Frucht des Sieges, der den Venetianern nur 300 Mann gekostet hatte; unter der Zahl der Todten war leider der Generalissimus selbst, hingerafft von einer Kanonenkugel. Drei venetianische Schiffe waren verbrannt, darunter das Schiff Moncenigo's. Der Anblick die-

ses von Wunden entstellten Kriegers, der den Kampf seines vernichteten Schiffes erzählte, der schöne Tod des siegenden Generalissimus, das vorschwebende Bild eines völlig geschlagenen Heeres, Konstantinopel in Verwirrung und die Aussicht auf den nahen Frieden nach so herrlichen Trophäen, alles dies erregte die lebhafteste Begeisterung, und unter der freudigsten Zustimmung wurde Lazarus Moncenigo zum Oberbefehlshaber ernannt. Als solcher ging er sogleich wieder ab, mit Entwürfen gegen Konstantinopel. Er fand die Inseln Tenedos, Stalimene und Samothrace in der Gewalt des Feindes und vernahm mit Erstaunen, daß schon wieder ein neues türkisches Heer auf dem Archipel heran kam; daß bereits eine andere Flotte, noch beträchtlicher als die geschlagene, im Meere von Marmora sich sammle und daß sich an der Küste der Dardanellen ein Lager von 50,000 Mann ausbreite.

Diese neue mit außerordentlicher Schnelligkeit ausgeführte Rüstung bewies nicht nur die unerschöpflichen Hülfsquellen des türkischen Reichs, sondern zwang auch zu der Vermuthung, daß die Leitung der türkischen Angelegenheiten in andere Hände gerathen sein müsse. Dies war auch wirklich der Fall. Die häufige Absetzung der Veziere hatte einen bisher unbekannten Mann von dunkler Herkunft an das Ruder des Staats gebracht, der die ungemeinsten Fähigkeiten entwickelte. Sein Name, der nur allzu berühmt geworden ist, war Mehemed Kiupergli. Gehoben durch eine einzelne Partei hielt er alle andere darnieder. Die türkische Flotte war so eben zerstört worden; er sendet eine neue aus und rüstet zugleich eine zweite; das

zitternde Konstantinopel sah schon im Geist die Venetianer die Dardanellen stürmen; er schlägt ein Lager auf und stellt sich in Person dabei ein. Diese unermüdete Thätigkeit, diese militairischen Anordnungen beschäftigten die Aufrührerischen, schützten die Hauptstadt gegen den Feind und das Serail gegen die Stadt. Lazarus Moncenigo wollte in der That bis Konstantinopel vordringen. Kiupergli ließ ihm nicht Zeit dazu. Den 17. Julius 1657 kam die türkische Flotte gegen die venetianische heran; Entschlossenheit eröffnete den Kampf und Ausdauer setzte ihn fort. Geschicklichkeit siegte über die größere Macht. Bald nach dem Anfange des Treffens scheiterte das türkische Admiralschiff und ein anderes Fahrzeug, durchbohrt von Kugeln; ein drittes wurde versenkt, zwei Galeeren verzehrte das Feuer, mehrere ergaben sich; schon hatten die Türken zwanzig Schiffe verloren. Angriff und Vertheidigung dauerte bis in die Nacht hinein, von beiden Seiten bewies man gleiche Hartnäckigkeit. Die Strömungen rissen die Kämpfenden unvermerkt aus der Meerenge weg, eine tiefe Dunkelheit trennte sie von einander. Moncenigo ließ die ganze Nacht hindurch Feuer anzünden, um seine Fahrzeuge zu sammeln; er wartete auf den Anbruch des Tages mit der Ungeduld eines Siegers, der seine Beute zu verlieren fürchtet. Es kam am nächsten Tage darauf an, die feindliche Flotte zu vernichten, dem Lager die Stirn zu zeigen und die Hauptstadt mit Kanonendonner zu begrüßen. Das Meer schwoll; ein ungestümer Wind verjagte die Schiffe von ihrer Station und hinderte die Bildung einer Schlachtlinie. Endlich konnte man sich sehen, aber einan-

ses von Wunden entstellten Kriegers, der den Kampf seines vernichteten Schiffes erzählte, der schöne Tod des siegenden Generalissimus, das vorschwebende Bild eines völlig geschlagenen Heeres, Konstantinopel in Verwirrung und die Aussicht auf den nahen Frieden nach so herrlichen Trophäen, alles dies erregte die lebhafteste Begeisterung, und unter der freudigsten Zustimmung wurde Lazarus Moncenigo zum Oberbefehlshaber ernannt. Als solcher ging er sogleich wieder ab, mit Entwürfen gegen Konstantinopel. Er fand die Inseln Tenedos, Stalimene und Samothrace in der Gewalt des Feindes und vernahm mit Erstaunen, daß schon wieder ein neues türkisches Heer auf dem Archipel heran kam; daß bereits eine andere Flotte, noch beträchtlicher als die geschlagene, im Meere von Marmora sich sammle und daß sich an der Küste der Dardanellen ein Lager von 50,000 Mann ausbreite.

Diese neue mit außerordentlicher Schnelligkeit ausgeführte Rüstung bewies nicht nur die unerschöpflichen Hülfsquellen des türkischen Reichs, sondern zwang auch zu der Vermuthung, daß die Leitung der türkischen Angelegenheiten in andere Hände gerathen sein müsse. Dies war auch wirklich der Fall. Die häufige Absetzung der Veziere hatte einen bisher unbekannten Mann von dunkler Herkunft an das Ruder des Staats gebracht, der die ungemeinsten Fähigkeiten entwickelte. Sein Name, der nur allzu berühmt geworden ist, war Mehemed Kiupergli. Gehoben durch eine einzelne Partei hielt er alle andere darnieder. Die türkische Flotte war so eben zerstört worden; er sendet eine neue aus und rüstet zugleich eine zweite; das

zitternde Konstantinopel sah schon im Geist die Venetianer die Dardanellen stürmen; er schlägt ein Lager auf und stellt sich in Person dabei ein. Diese unermüdete Thätigkeit, diese militairischen Anordnungen beschäftigten die Aufrührerischen, schützten die Hauptstadt gegen den Feind und das Serail gegen die Stadt. Lazarus Moncenigo wollte in der That bis Konstantinopel vordringen. Kiupergli ließ ihm nicht Zeit dazu. Den 17. Julius 1657 kam die türkische Flotte gegen die venetianische heran; Entschlossenheit eröffnete den Kampf und Ausdauer setzte ihn fort. Geschicklichkeit siegte über die größere Macht. Bald nach dem Anfange des Treffens scheiterte das türkische Admiralschiff und ein anderes Fahrzeug, durchbohrt von Kugeln; ein drittes wurde versenkt, zwei Galeeren verzehrte das Feuer, mehrere ergaben sich; schon hatten die Türken zwanzig Schiffe verloren. Angriff und Vertheidigung dauerte bis in die Nacht hinein, von beiden Seiten bewies man gleiche Hartnäckigkeit. Die Strömungen rissen die Kämpfenden unvermerkt aus der Meerenge weg, eine tiefe Dunkelheit trennte sie von einander. Moncenigo ließ die ganze Nacht hindurch Feuer anzünden, um seine Fahrzeuge zu sammeln; er wartete auf den Anbruch des Tages mit der Ungeduld eines Siegers, der seine Beute zu verlieren fürchtet. Es kam am nächsten Tage darauf an, die feindliche Flotte zu vernichten, dem Lager die Stirn zu zeigen und die Hauptstadt mit Kanonendonner zu begrüßen. Das Meer schwoll; ein ungestümer Wind verjagte die Schiffe von ihrer Station und hinderte die Bildung einer Schlachtlinie. Endlich konnte man sich sehen, aber einan-

der nicht näher kommen. Türken und Venetianer kämpften in den schwierigen und engen Seestrecken gegen das tobende Meer; die Küste, welche die einen sicherstellte, bedrohte die andern. Die türkische Flotte befand sich zum Theil in der Meerenge, zum Theil in den Häfen von Romanien und Anatolien. Die Venetianer strengten alle ihre Kräfte an, um auf sie einzudringen; man beschoß sich von weitem, ohne des Erfolges sicher zu seyn. Den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht hindurch und den nächsten Tag darauf hielt der Sturm an; am dritten Tage endlich, als die wüthenden Wogen sich zu legen anfingen, hatte der venetianische Admiral nicht mehr als 13 Schiffe zu seiner Verfügung. Bereit, diese Division zu sammeln, giebt er das Zeichen ihm zu folgen und geht mit vollen Segeln auf den Feind los. Er war schon in der Meerenge und wollte, trotzend dem Feuer der feindlichen Batterien, dem Reste der türkischen Flotte den letzten Kampf liefern, als sein Schiff plötzlich in Brand gerieth. Die Explosion irgend einer Pulvermasse war Schuld daran. Man eilte die Fortschritte der Flammen zu hemmen; Moncenigo ertheilte auf dem Verdecke seine Befehle, da stürzte eine Raa, deren Seilwerk brannte, auf ihn herab und zerschmetterte ihm den Kopf. Die Mannschaft, ohne Mittel der Rettung, will wenigstens den todten Anführer nicht zurücklassen; man schafft ihn auf eine Schaluppe und kaum entfernt sich dieselbe, so springt das Schiff mit 500 Mann in die Luft, unter ihnen auch der Bruder Moncenigo's. Diese Katastrophe lähmte die Bewegungen der venetianischen Escadre; sie ging sogleich durch die Meerenge zurück und suchte

sich in den benachbarten Gegenden mit den andern Schiffen der Republik zu vereinigen. So waren nicht nur die Vortheile dieses Sieges dahin, der seinen Namen von den Dardanellen als dem Orte des Kampfes erhielt; sondern es gingen auch die Eroberungen verloren, welche man dem Gewinn der vorhergegangenen Schlacht verdankte. Die Verbündeten behaupteten, daß sie nicht unter einem Anführer dienen könnten, dem der Charakter eines Generalissimus fehle; sie zogen sich deshalb zurück. Die geschwächte, schwer beschädigte Flotte suchte das Weite. Die Türken, welche der Vezier wieder gesammelt hatte, faßten neuen Muth; sie sandten mehrere Escadren aus und vollendeten die Eroberung der Inseln Stalimene, Samothrace und Tenedos.

Der Großvezier Kiupergli, der mehr Geschicklichkeit, mehr Einfluß und folglich auch mehr Mäßigung als seine Vorgänger besaß, trug auf Frieden an; er verlangte nur die Räumung der Hauptstadt Kandia und ihres Gebietes, alles Uebrige sollte den Venetianern verbleiben. Hatten die Türken einmal festen Fuß gefaßt, so war vorauszusehen, daß sie sich bei der ersten günstigen Gelegenheit der ganzen Insel bemächtigen konnten. Die Venetianer durchschauten den arglistigen Plan; wußten sie doch aus bitterer Erfahrung, welche große Nachtheile ihnen der Verlust Kanea's gebracht hatte. In den Berathungen des Senats wollte anfänglich die Liebe zum Frieden siegen; der Doge selbst neigte sich mit Entschiedenheit auf diese Seite; da trat Johann Pesaro auf, bestritt die Einwilligung in die vorgelegten schimpflichen Bedingungen als einen Verrath am Vaterlande und schloß seine Rede mit einer Ermunterung zu erhöh-

ten persönlichen Aufopferungen, indem er selbst den Anfang mit einem Beitrage von 6000 Ducaten machte; seinem Beispiele folgte der Doge nebst dem ganzen Senate, die Friedensvorschläge wurden verworfen.

Der Vezier rief den Pascha, welcher seit 1644 das Heer auf Kandia befehligte, zurück, um ihn, wie er vorgab, an die Spitze der Seemacht zu stellen. Es war nur Schein; Kiupergli wollte ihn verderben, er trat gegen ihn schnell mit einer Anklage hervor, und als er bald darauf erfuhr, daß er sich gegen den neuen Generalcapitain der Venetianer, Franz Morosini, nicht hatte wollen in Kampf einlassen, ließ er ihn erdrosseln. Der folgende Feldzug ging ohne Hauptereignisse dahin. Im Jahre 1657 starb der Doge Bertuccio Valerio; ihm folgte Johann Pesaro, der so entschlossen für die Fortsetzung des Krieges gesprochen hatte. Er regierte nicht ganz drei Jahre und wurde von Dominikus Contarini ersetzt, der, wie es heißt, anfänglich die ihm zuerkannte Würde ablehnte.

Die Venetianer, entschieden für die Fortsetzung des Krieges, wandten sich auf dem Wege der Unterhandlung an Frankreich, um wo möglich von dieser Monarchie eine wirksamere Unterstützung zu erhalten, als die der italienischen Fürsten war. Seit einiger Zeit schon bewies das französische Cabinet der Republik eine besondere Theilnahme, die aber, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, nicht ganz rein war. Der Kardinal Mazarin, welcher damals das Heft der französischen Regierung in Händen hatte, trug den Venetianern ein Bündniß an, unter Bedingungen, die mit seinen geheimen weit aussehenden Entwürfen in einer

fein berechneten Verbindung ſtanden. Die Republik errieth vielleicht die verborgenen Abſichten des allmächtigen Miniſters, und da ſeine Vorſchläge ihr gefährlich ſchienen, zumal in einer Zeit, wo ihr der Krieg auf Kandia die höchſten Anſtrengungen auferlegte, ſo wich ſie mit wachſamer Klugheit der liſtigen Lockung aus. Die Vermählung Ludewigs XIV. (1660) mit einer ſpaniſchen Infantin zerriß den Fallſtrick, den Mazarin den Venetianern hatte legen wollen; jetzt ſprachen ſie die Unterſtützung des Königs unbedenklich an und erhielten von ſeiner Großmuth 4000 Mann Hülfstruppen, welche das Heer verſtärkten, mit welchem der Generalcapitain Franz Moroſini gegen Kanea aufbrach.

Moroſini ſetzte einige tauſend Mann ans Land, die bis zum Lager der Türken vordrangen; als ſie ſich aber unvorſichtig aufs Plündern legten, wurden ſie umzingelt und mit einem Verluſte von 1500 Todten zurückgejagt. Moroſini empfand dieſen Unfall ſo tief, daß er dem Proveditor Anton Barbaro, welchem er das Mißlingen dieſer Unternehmung zuſchrieb, den Kopf abſprach; dieſer appellirte an das Urtheil der venetianiſchen Regierung; ſie erklärte ihn für unſchuldig und gab dem Generalcapitain wegen ſeiner übermäßigen Strenge einen ſehr nachdrücklichen Verweis, indem ſie ihn vom Oberbefehl abrief und denſelben einem ſeiner Verwandten, Georg Moroſini, anvertraute. Der neue Generalcapitain ging der türkiſchen Flotte raſch entgegen, erblickte ſie bei der Inſel Tine, gerade in dem Augenblicke, wo ſie landen wollte, verfolgte ſie und nahm oder zerſtörte ihr 20 Schiffe. Die Türken führten weder in dem gegenwärti-

gen Feldzuge (1661), noch in den drei folgenden (1661—1664) irgend einen bedeutenden Schlag aus. Beschäftigt mit dem Kriege gegen Ungarn, wo sie schwere Verluste erlitten und auch ihren Vezier Mehemed Kimperpli durch einen Schlagfluß verloren hatten, erneuerten sie die Versuche eines Vergleichs. Dem Mehemed folgte sein Sohn Achmet Kiupergli in der Würde eines Veziers.

Die Republik unterhielt ungeachtet des Kriegszustandes in Konstantinopel einen Agenten mit halb officiellem Charakter, so lange es die Pforte erlaubte. Der neue Großvezier Achmet Kiupergli ließ diesem Agenten andeuten, daß der Sultan nicht abgeneigt sey, mit der Republik Frieden zu schließen, wenn sie ihm die Hälfte der Insel abtreten wollte; sie sollte den östlichen Theil behalten, der Kandia und Settia in sich begriff, er bedingte sich dagegen das Gebiet aus, in dem Kanea und Rettimo lagen, welche beide die Türken schon inne hatten und Suda, das sie noch belagerten. Nach langer Berathung verwarf der Senat diese Vorschläge. Die Angelegenheiten der Türken in Ungarn standen damals schlecht; die Republik begann deshalb freier zu athmen. Durch den Friedensschluß zwischen der Pforte und Oesterreich verschwand auch dieser Strahl der aufgehenden Hoffnung und das ganze ungetheilte Gewicht des türkischen Reichs fiel von jetzt auf Venedig. Die Türken, gehoben durch den glücklichen Wechsel der Dinge, spannten von diesem Augenblicke an die Saiten merklich höher. Der Senat wollte ihre Forderungen weder annehmen, noch verwerfen, und die Pforte sie nicht abändern. Die Flamme des Krieges mußte unter solchen Umstän-

den nothwendig noch stärker emporlodern. Seit mehr als 30 Jahren hatte die Republik mit dem Herzoge von Savoyen nicht sowohl gestritten als gemurrt, weil sich derselbe König von Cypern nannte; ein Titel den sie sich selbst nicht beilegte, den sie aber auch der nahe liegenden Folgerungen wegen keinem andern zugestehen wollte. Man verglich sich eben so billig als verständig über die schwache Formalität, und der zufriedengestellte Herzog von Savoyen überließ den Venetianern zum Siegel der Versöhnung zwei Regimenter für den Krieg auf Kandia, zugleich auch einen seiner Generale, den Marquis von Ville, einen Mann von Ruf.

Die Berichte aus Kandia meldeten, daß die Türken nicht mehr als 10,000 Mann auf dieser Insel hätten und daß die Pest ihr Lager verwüste. Der Friede mit Oesterreich ließ jedoch fürchten, daß die Pforte mit erhöhtem Nachdruck gegen die Venetianer auftreten werde. Man verstärkte sich von beiden Seiten. Als die venetianischen Generale mit ihren Ergänzungstruppen auf Kandia landeten, wollten sie Kanea im Fluge wegnehmen; der beabsichtigte Streich mißlang und hatte empfindliche Nachtheile zur Folge. Die Galeeren von Malta, die erst im Monat Julius erschienen waren, kehrten wegen eines kleinlichen Rangstreites zurück, den der Generalcapitain nicht auf Kosten des vaterländischen Ehrgefühls beilegen wollte. Und doch brauchte die Republik gerade jetzt mehr als je Hülfe, denn der Großvezier verstärkte, trotz der feindlichen Escadren, die den Archipel durchstrichen, unablässig sein Heer. Von Negropont, Morea und Kleinasien strömten fortwährend Abtheilungen von Ja-

nitscharen gegen Kandia. Achmet Kiupergli übernahm selbst den Befehl; im Monat November verkündigten Kanonensalven seine Ankunft. Die Republik glaubte ihm keinen tüchtigern Generalcapitain entgegen stellen zu können als Franz Morosini, den sie einige Jahre früher wegen seiner Zerwürfnisse mit Anton Barbaro beseitigt hatte. Die von Seiten des Großveziers erneuerten Friedensvorschläge zielten dahin, der Republik von ganz Kandia nichts übrig zu lassen, als die Hauptstadt mit einem Bezirk von vier Meilen im Umkreise. Der Senat umging eine Erklärung und übertrug das Geschäft der Unterhandlung aus gerechtem Mißtrauen in den Erfolg desselben einer untergeordneten Person. Vergeblich suchte Morosini die türkischen nach Kandia bestimmten Verstärkungen abzuhalten, sie waren so bedeutend, daß das Heer der Belagerer jetzt 40,000 Mann und 8000 Schanzgräber zählte; in der Folge stieg die gesammte Zahl desselben bis auf 70,000 Mann.

Die Belagerten waren etwa 9000 Mann stark. Der nach Kandia zurückgekehrte Generalcapitain schiffte 2000 Ruderer aus, deren Mitwirkung der Besatzung einige Erleichterung verschaffen sollte. Die Landeseingebornen, welche die Grausamkeit der Türken fürchteten, eilten voll guten Willens zur Vertheidigung herbei. Der Generalcapitain Franz Morosini leitete dieselbe in Person; unter ihm standen der Marquis von Ville, der das Fußvolk befehligte und der Provveditor, Anton Barbaro, der aber wegen seines streitsüchtigen Gemüths und seiner Spannung mit dem Oberanführer am Ende des Jahres 1667 zurück gerufen und durch Bernhard Nani ersetzt wurde.

Die Stadt Kandia, die sich von einer Seite ans Meer lehnt, hatte starke Festungswerke, flankirt von sieben Bastionen, deren Zugänge einige weiter vorliegende Punkte vertheidigten; die Graben waren breit und tief, unterirdische Arbeiten machten es den Belagerten möglich in einem Augenblicke die äußern Werke zu zerstören, wenn sie dieselben dem Feinde nicht länger streitig machen konnten. Auf den Wällen standen mehr als 400 Kanonen, in der Stadt selbst war ein Ueberfluß von Kriegs- und Mundvorräthen.

Am 22. November schlug der Großvezier sein Hauptquartier vor dem Platze auf, einen Kanonenschuß weit von den Belagerten. Die Artillerie der Besatzung warf Kugeln von mehr als 100 Pfund. Seit dem 10. Junius bedeckten fünf Batterien und drei Mörser die Stadt mit Feuer. Der Widerstand entsprach den außerordentlichen und sehr kunstgerechten Anstrengungen der Türken. Von jetzt an verging kein Tag, den nicht irgend ein Unternehmen der Belagerer oder irgend eine Erfindung der Vertheidiger auszeichnete. Der Generalcapitain hatte seinen Platz auf einer Bastion genommen, so daß er den Gang aller wichtigen Ereignisse mit den Augen verfolgen konnte. Dahin brachten ihm seine Soldaten die Köpfe der Ungläubigen, denen sie in dieser barbarischen Sitte als gelehrige Schüler nachfolgten. Der Marquis von Ville wurde drei bis viermal verwundet. In der Zwischenzeit vom 22. Mai bis 18. November unternahm man 32 Stürme, 17 Ausfälle und ließ von beiden Seiten 618 Minen springen. Die Besatzung verlor in sechs Monaten 400 Officiere, 13200 Soldaten und das Belagerungs-

heer mehr als 20000 Mann. Nach vier und einem halben Monat waren die Türken noch nicht Meister irgend eines Werkes. Am Ende des fünften Monats hatten ihre Minen eine solche Wirkung hervorgebracht, daß die Belagerten eine der vorliegenden Bastionen nicht länger behaupten konnten und die Belagerer damit umgingen in den Graben hinab zu steigen. Am 9. November ordnete der Generalcapitain einen lebhaften Ausfall an und zwar in vier Colonnen; die eine bestand aus Italienern, die andere aus Franzosen, die dritte aus Deutschen und die vierte aus Landmilizen. Ausgesetzt dem Feuer des Feindes sah er von einer Courtine herab, während der Marquis von Ville sich im Graben aufhielt, um den Angriff mehr in die Nähe zu versetzen. Es gelang, die Türken auf einen Augenblick aus ihren Sicherheitsplätzen zu vertreiben, und ihre Arbeiten und Fahnen nieder zu reißen; aber man konnte sich in der Stellung nicht halten, und als man sich zurückzog; stürzten die Türken stolz hintennach, um ihre Fahnen wieder aufzupflanzen; jetzt sprangen drei Minen, eine war mit 70 Fässern Pulver gefüllt, sie schleuderte eine weite Fläche und mehrere Bataillone in die Luft. Die häufigen Regengüsse brachten Stockung in diesen unterirdischen Krieg. Die Türken beschränkten sich darauf, Wachen in den Linien zurückzulassen und kehrten nach ihrem Lager zurück. Nun gingen die Belagerten mit unermüdlichem Eifer an das Ausbessern ihrer Werke; sie warfen die Graben wieder auf, die durch Einstürze fast verschüttet worden, erhöhten ihre Mauern und führten weiter hinten neue Verschanzungen auf.

Die Türken blieben nicht müßig, sie erhoben Redouten, legten neue Batterien und Cavaliere an, welche die Werke der Belagerten beherrschten. Unablässig beschossen sie den Platz, bald setzten sie, näher vordringend, den Venetianern bei ihren Arbeiten zu, bald ermüdeten sie dieselben durch Lärmzeichen; aber auch sie selbst waren erschöpft. Die absegelnde Escadre führte 4000 Verstümmelte mit sich fort. Im Lager herrschte die Pest. Der Generalcapitain traf dagegen die nothwendigen Maßregeln der Vorsicht. Die Jahreszeit hatte die Angriffe gelähmt, aber nicht verhindert. Ehe frische Verstärkuugen ankamen, konnte man nichts Ernstliches unternehmen. So verging der Winter, der eben keine Zeit der Ruhe war. Der Großvezier wollte einen Schlag gegen die Insel Standia ausführen; der Generalcapitain ging dem Feinde mit 20 Galeeren entgegen, lieferte ihm zur Nacht ein Treffen, das um so fürchterlicher war, da fast alle Fahrzeuge an einander geriethen, nahm fünf Schiffe, zerstreute die andern und kehrte nach Kandia mit einigen Hundert Gefangenen und einem Tausend christlicher Sklaven zurück, die ihm ihre Freiheit verdankten. Nach dieser Schlacht brachen auf der Flotte einige Symptome der Pest aus; man mußte jede Gemeinschaft zwischen den Galeeren und der Stadt abbrechen. Die Belagerer erhielten fortwährend Verstärkungen. Der Capudan Pascha selbst erschien im Hafen von Kanea mit 25 Schiffen, die 1500 Janitscharen an Bord hatten. Der Winter des Jahres 1668 verging, ohne daß die Besatzung von Kandia irgend eine bedeutende Hülfe erhielt. Nur die dringenden Vorstellungen des Papstes, der so eben 500 Mann von seinen eige-

nen Truppen zur Vertheidigung Kandia's hergegeben hatte, konnten den Herzog von Savoyen bewegen, seine zwei Regimenter nicht aus dem Platze zurückzuziehen. Er bestand indessen auf der Abrufung seines Generals. Im Monat Mai verließ der Marquis von Ville Kandia, das er so lange und glorreich mit seinem Blute vertheidigt hatte.

Die venetianische Regierung berief an seine Stelle einen französischen General, den Marquis von Saint-André Montbrun, theils seiner Verdienste wegen, theils in der Absicht, Ludwig XIV. für die Vertheidigung Kandia's ein lebhafteres Interesse einzuflößen. Er ließ ihr auch in der That einige Geldsummen zufließen und erlaubte, daß sie in seinem Lande Truppen ausheben konnte. Eine auserlesene Schaar von französischen Freiwilligen bot ihre Dienste an. Der Kaiser sandte der Republik 3000 Mann zu Hülfe, der Papst unterhielt und erhöhte durch seine Ermahnungen die thätige Theilnahme der italienischen Fürsten; und als die Malteserritter erfuhren, daß ein Zug französischer Officiere zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufbreche, schämten sie sich hinter diesem würdigen Beispiele zurückzubleiben; 60 Mitglieder des Ordens waren sogleich bereit, mit dem jungen französischen Adel den rühmlichen Wettstreit des Muthes und der Hingebung einzugehen. Frankreich wollte ungern das Bündniß mit der Pforte brechen; es schlug deshalb für die Mittel der Unterstützung einen Weg ein, mit dem die Form der Neutralität bestehen konnte. Der Herzog la Feuillade stellte sich an die Spitze von 500 Officieren, denen er zum Theil Sold reichte, wiewohl

er selbst nur ein mäßiges Vermögen besaß. Der besondere Ruf, der die Häupter dieses Unternehmens auszeichnete, die romantische Farbe desselben, die gespannte Aufmerksamkeit des gesammten Europa waren Gründe genug, um die Einbildungskraft einer ehrliebenden Jugend zu erhitzen. Den Officieren schlossen sich noch andere Freiwillige an, sie setzten unter der Flagge von Malta gemeinschaftlich über das mittelländische Meer. Der Großmeister sandte ihnen eine Fahne zu mit dem Wappen des Ordens. Der Nachfolger des Marquis von Ville war mit einigen Truppen vier bis fünf Monate früher als der Herzog la Feuillade und die Seinigen auf Kandia angekommen. Ein französisches Regiment, das der Herzog von Lothringen ausgehoben hatte, bildete damals einen Theil der dortigen Besatzung. Die türkische Macht hatte ebenfalls Zuwachs erhalten und zwar einen sehr bedeutenden; der Großherr, erbittert über die Langwierigkeit der Belagerung, kam selbst nach Morea, um von hier aus das Einschiffen der Truppen und Kriegsvorräthe bequemer und nachdrücklicher zu betreiben. Die Batterien und Minen hatten eine Bastion zerstört. Die Türken faßten Fuß auf diesem Punkte und trotz der Regengüsse, die seit dem Herbste ihre Linien überschwemmten, konnte man sie nicht völlig daraus vertreiben, so daß die Kämpfenden sich gewißermaßen in diesen Haufen von Ruinen theilten. Der Großvezier fürchtete die Ungeduld seines Herrn und verstattete sich keinen Augenblick Ruhe. Kaum Meister eines Bollwerks griff er drei andere zugleich an. Der Eingang zum Hafen war noch frei, er unternahm es einen Damm dagegen auf-

zuführen; man hatte die Breschen wieder ausgebessert, er ließ seine ganze Artillerie spielen um neue zu öffnen; die Stadt war reichlich mit Lebensmitteln versehen, er bedeckte sie mit Feuerströmen, um die Magazine in Brand zu stecken; die Besatzung hatte Verstärkung erhalten; er ermüdete sie durch Stürme. Der Damm, mit welchen die Türken den Hafen schließen wollten, um die Stadt niederzuschmettern, die von dieser Seite ziemlich schwach war, hatte unsägliche Mühe und Verluste gekostet. Der Unmuth rief im Lager eine Empörung hervor. Der Großvezier stillte sie durch seine Festigkeit und der Sultan ließ seinem Heere melden, daß es nicht eher ruhen dürfe, bis es in den Platz eingedrungen sey. In einem einzigen Sturme verlor es 2000 Mann; es war ein Krieg zwischen Riesen, wie der Marquis von Montbrun sagte, der an allen berühmten Belagerungen seiner Zeit Theil genommen hatte; er selbst wurde an der Bresche schwer verwundet. Nichts konnte jetzt die Hülfsgaleeren der italienischen Fürsten von der Rückkehr abhalten; auch die spanischen Schiffe, die jenen begegneten, wandten wieder um. Erst im November kam die Mannschaft des Herzogs la Feuillade an. Kaum war sie gelandet, so trug man ihr die Vertheidigung eines der äußern Werke auf. Hätten die jungen Leute blos Gefahren gesucht, so konnten sie dieses Verlangen im reichsten Maaße stillen; sie trachteten aber auch nach kriegerischem Glanz und der war nicht so leicht zu finden; denn das Geschäft der Vertheidigung erforderte mehr Entsagung, Kaltblütigkeit und Ruhe, als Ehrgeiz, Lebhaftigkeit und Schwung des Gefühls. Die Freiwilligen,

denen eine solche beschwerliche und gemessene Art des Kampfes fremd und unerträglich war, bestanden auf einem Ausfall, der nach ihrer Meinung die Feinde zwingen würde, die Belagerung aufzuheben. Die Venetianer, die schon gegen funfzig Ausfälle versucht hatten, nahmen den Antrag nicht mit der Wärme auf, welche die französische Ungeduld erwartete. Der Herzog la Feuillade verlangte einen allgemeinen Ausfall; alle Schiffe sollten nach seiner Meinung gegen die Küste vordringen, um den Feind zwischen zwei Feuer zu nehmen; er wollte ihn aus seinen Linien vertrieben und seine Redouten und Laufgräben zerstört wissen. Morosini, der seit sechs Monaten 7000 Mann, darunter 600 Officiere verloren hatte, hielt es mit Recht nicht für rathsam, die noch übrigen Kräfte wageluſtig aufs Spiel zu setzen. Anstatt die Türken aus ihren Linien zu werfen, was er nach seinen gemachten Erfahrungen für unmöglich hielt, wünschte er lieber die Belagerung in die Länge zu ziehen, durch alle die Mittel, welche sich bis jetzt bewährt hatten, unter denen die Minen oben an standen; auch hatte er im Laufe des Jahres beinahe 300 anzünden lassen. Seine Ansicht war richtig, bestätigt durch den Gang der Kriegsereignisse. Die überlebhaften Franzosen erblickten in der venetianischen Umsicht das Werk der Politik und beklagten sich bitter, daß man ihnen nicht bei einem so würdigen Unternehmen beistehen wolle. Der Generalcapitain ließ sich durch die dringenden Vorstellungen des Grafen von St. Pol keinen Augenblick irren. Jetzt erklärte sich der Herzog la Feuillade bereit, den Ausfall lediglich mit seiner eigenen Mannschaft zu versuchen. Das groß

scheinende Vorhaben ergriff das Gemüth der Malteserritter, sie erboten sich mit einem Bataillon von ihrer Insel den Franzosen Hülfe zu leisten.

Am 16. December 1663 stürzte sich la Feuillade, eine Peitsche in der Hand, mit seiner schon beträchtlich zusammengeschmolzenen Schaar auf die feindlichen Verschanzungen. Die Türken mußten ihren Gegnern nach einem tapfern Widerstande einige Redouten und 300 Fuß Land überlassen, welches diese Handvoll Braver einige Stunden hindurch behaupteten. Vier Kapuziner und zwei Väter des Oratoriums, die als Feldprediger mitgezogen waren, hatten sich den Kämpfenden zugesellt, mit dem Cruzifixe in der Hand; sie sprachen ihnen den Muth der Religion ein und reichten den Verwundeten hülfreiche Hand. Die Batterien des Platzes richteten ein mörderisches Feuer auf die Feinde, die sich in guter Ordnung sammelten, um die verlassene Stellung wieder einzunehmen. Ein fast 3000 Mann starker Haufen wurde zurückgetrieben. Umsonst näherte sich eine Abtheilung Janitscharen, der tapfere Adel stand unerschütterlich fest. Er hatte dem Feinde 800 Mann getödtet und 400 Mann für den ferneren Kampf unbrauchbar gemacht; da er aber nicht weichen wollte, so gerieth er in Gefahr umzingelt zu werden; der Rückzug war unvermeidlich und wurde in guter Ordnung ausgeführt. Die Grafen Villemor, Tavanes und 40 andere waren geblieben oder tödtlich verwundet. Der Marquis von Fénélon sah seinen Sohn neben sich fallen. Man zählte einige 60 Verwundete, unter ihnen befanden sich der Marquis d'Aubusson, Montmorin, der Ritter Créqui; la Feuillade, drei-

mal während des Gefechtes verwundet, entfernte sich zuletzt vom Kampfplatze.

Es schien als ob diese sanguinischen Helden nur gekommen wären, um eine glänzende Thorheit zu begehen, allen Rathschlägen der Besonnenheit zum Trotz. Von diesem Augenblicke an waren sie nicht mehr zu halten; sie schifften sich eiligst nach ihrer Heimath ein, und die Pest, welche während der Ueberfahrt unter ihnen ausbrach, vollendete ihren Untergang.

Die tiefer schöpften Venetianer flehten an allen Höfen um Hülfe; sie erhielten endlich einige von dem deutschen Reiche. Ein Mitglied des Hauses Morosini wußte Ludwig XIV. so günstig zu stimmen, daß derselbe 12 Regimenter Infanterie, 300 Pferde und selbst eine Abtheilung seiner Garde versprach; diese Heeresmasse, die aus 6000 Mann bestand, brach unmittelbar auf, nach der Ankunft des Herzogs la Feuillade. Sie setzte auf 27 Fahrzeugen über, begleitet von 14 Kriegsschiffen, 14 Galeeren führten die Vorhut. Die Fahne der Kirche diente ihnen als Mittel den Schein der Neutralität zu behaupten. Die Einbildungskraft erschrickt, wenn man bedenkt, was diese lange Belagerung der Republik kostete. Man berechnet, daß dieser Abgrund jährlich vier bis fünf Millionen Franken reines Geld verschlang, und dreimal so viel an Kriegs- und Mundvorräthen. Man verbrauchte allein in dem Jahre 1668 drei Millionen Pfund Pulver. Um den Venetianern zu helfen, hob der Papst Clemens IX. im Gebiete der Republik einige Mönchsorden auf, zum Besten der Staatsbedürfnisse: der Gewinn betrug vier bis fünf Millionen.

Die Besatzung war bis aufs Aeußerste gebracht, als 1669 eine Flotte von 14 Segeln erschien; sie führte eine Division der französischen Hülfsmacht, an deren Spitze der Herzog von Beaufort und Navailles standen. Morosini wollte diese frischen Truppen zu einer Division gegen Kanea verwenden; allein die französischen Officiere eben so leichtsinnig und unerfahren wie ihre Vorgänger, bestanden für den folgenden Tag auf einem Ausfall; sie wollten nicht einmal ihre zweite nachkommende Division abwarten, die 1500 bis 2000 Mann zählte. Morosini konnte nur einen Aufschub von vier Tagen erhalten. Nach dem völlig mißlungenen Ausfalle, der den 25. Junius statt fand, pflanzten die Türken rings um die Festung 500 Köpfe auf, unter ihnen war auch der des Herzogs von Beaufort, des Grafen Rosan, der Marquis Uxelles, Castellan. Navailles und seine Mannschaft gab von jetzt an nur dem Gedanken der Rückkehr Raum; weder die dringenden Vorstellungen Morosini's, noch die Bitten des jammernden Volkes konnten diese flüchtigen Helden aufhalten. Der Platz war nur noch ein Haufen von Ruinen, besprengt mit dem Blute von 30000 Christen, entblößt von Hülfe und jeder Hoffnung, denn der Abzug des Herzogs von Navailles hatte auch die Entfernung der päpstlichen Galeeren, der Deutschen und der Malteser zur Folge. Wollte man den Platz noch länger behaupten, so blieb nichts übrig, als die Schiffsmannschaft ans Land zu ziehen, um aus ihr eine frische Besatzung zu bilden; aber dann war die Flotte verloren, man mußte sie unter solchen Umständen verbrennen. Die Menschlichkeit forderte die Rettung der noch

übrigen Einwohner und jener Tapfern, die 69 Stürme, 80 Ausfälle überstanden und 1364 Minen getrotzt hatten. Morosini sah die unabänderliche Nothwendigkeit einer Capitulation ein; es war seine Absicht, sie in einen Friedensvertrag zu verwandeln. Er hatte dazu freilich keine Befugniß und fühlte das Gewicht der Verantwortlichkeit tief; er rechnete jedoch auf die Gewalt der guten Meinung, die er im hohen Grade verdiente und in dieser Hoffnung knüpfte er mit Achmet Kiupergli Unterhandlungen an, die derselbe begierig ergriff. Die Bedingungen des Vertrags waren eben so ehrenvoll für die Besatzung als für die Republik. Es wurde festgesetzt, daß die Venetianer zwar die Insel räumen und abtreten, aber auf ihr drei Häfen und zur Schadloshaltung ferner alles dasjenige behalten sollten, was sie an den Gränzen Dalmatiens und Bosniens erobert hatten, namentlich die Festung Clissa; den Einwohnern stand es frei, mit ihren Habseligkeiten abzuziehen; man wollte ferner die früher bestandenen Verhältnisse des Handels und der Freundschaft erneuern; die Garnison durfte endlich 140 Kanonen mit sich führen und war nicht genöthigt an einem bestimmten Tage die Festung zu verlassen. Morosini wurde nach seiner Rückkehr nach Venedig in den Anklagestand versetzt, er verdankte seine Lossprechung der Beredsamkeit Johann Sagredo's und dem Umstande, daß man seinen Arm gegen die Türken nöthig hatte, die neue Feindseligkeiten fürchten ließen. Es war kein geringer Ruhm für die Venetianer, daß sie 25 Jahre hindurch einen Kampf mit der türkischen Macht bestanden hatten. Der Verlust war groß, aber die Ehre ihrer Waffen gerettet.

Sieger in zehn Seeschlachten, hartnäckige Vertheidiger eines Platzes, der dem Feinde mehr als 100000 Mann gekostet hatte, konnten sie sich rühmen den Koloß, der mit seinem Gewicht auf Europa zu fallen drohte, die ersten Stöße versetzt zu haben. Dieser Krieg hätte den Volksgeist wieder erwecken müssen, wären noch Funken desselben vorhanden gewesen. Der französische Gesandte, Marquis d'Avaux, schrieb ungefähr um diese Zeit folgendes von den Venetianern: „Sie sind nicht im Stande 8000 Mann regelmäßige Truppen auf den Kriegsfuß zu setzen und zu unterhalten; denn ihre Miliz rechne ich für nichts. Keiner ihrer Plätze ist wohl verwahrt und durch den Krieg auf Kandia, der den größten Theil des Adels bereichert hat, ist die Republik dergestalt in Armuth versunken, daß sie lange Zeit braucht um sich wieder zu erholen. Sie hat gewißermaßen ihren Kredit verloren durch die Reductionen, welche sie mit den Interessen des auf Lebenszeit geliehenen Geldes vorgenommen hat. Und alles was sie von ihren Unterthanen zieht, von welcher Beschaffenheit es auch seyn mag, beträgt nicht 24 Mill." Die öffentliche Schuld war um 64 Mill. gestiegen. Die Lage Europa's versprach der Republik einige Jahre Ruhe. Der Kaiser raffte sich zu den letzten Anstrengungen auf, um die Rechte Ungarns zu unterdrücken und seinem Hause den Besitz dieser Krone zu sichern. Die Handelsthätigkeit entwickelte sich vierzehn Jahre hindurch ungehindert und ohne Nebenbuhler, da die herrschende Uneinigkeit den übrigen Völkern keine Zeit zu eifersüchtigen Bestrebungen übrig ließ. Während dieses Zwischenraumes drohten Venedig innere Un-

ruhen. Nicolaus Sagredo war 1674 nach Dominikus Contarini zum Dogen erhoben worden. Zwei Jahre nachher starb er; 28 Wahlstimmen bezeichneten seinen Bruder Johann Sagredo, den Vertheidiger des berühmten Morosini, einen in öffentlichen Geschäften vielgeübten Mann, zu seinem Nachfolger. Diese Ernennung brachte eine gefährliche Gährung hervor; die Ursachen derselben sind nicht hinlänglich bekannt. Man fürchtete den Ausbruch eines Bürgerkrieges und was in Venedig nie geschehen war, man stieß die Wahl um und schritt zu einer neuen, die (1676) Ludwig Contarini traf. Er starb um 1683 und wurde durch Markus Antonius Justiniani ersetzt. Die Republik genoß zwar für jetzt noch des Friedens, allein die gewaltigen Vorkehrungen der türkischen Regierung trübten gar sehr die Aussichten auf den Fortbestand der Ruhe. Der Ruhm, den Achmet Kimperli erlangt hatte, war seinem Nachfolger ein mächtiger Sporn, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten. Kara Mustapha glaubte als Vezier seinem Posten nicht mehr Ehre machen zu können, als wenn er nicht nur Haß, sondern auch Verachtung gegen alle christliche Mächte zur Schau trüge; insbesondere gegen die Venetianer, die mit Oesterreich den Ruhm theilten, die beständigsten Feinde der Pforte zu seyn. Rohe Bedrückungen des venetianischen Handels, ausgedachte Beschimpfungen der diplomatischen Agenten zeigten sonnenklar, daß die Türken unwiderruflich mit der Republik brechen wollten. Sie setzte diesen schimpflichen Herausforderungen im Gefühl ihres Unvermögens Geduld und Langmuth entgegen. Der Uebermuth der Pforte stieg dadurch immer höher.

Die Empörung der Ungarn schien Kara Mustapha eine günstige Gelegenheit zu einem Angriffe Oesterreichs; er ließ dem Kaiser den Krieg erklären und brach mit 200000 Mann gegen Wien auf. Der Gesandte der Republik in Konstantinopel stellte dem Divan die Kriegserklärung heimlich zu, und machte sich dann in der Kleidung eines Seemanns heimlich davon. 24 Linienschiffe, 6 Galeonen und 28 Galeeren bildeten eine Macht, mit der die Venetianer zu Gunsten Oesterreichs eine sehr bedeutende Diversion bewirken konnten. Als es darauf ankam, dieser Flotte einen Befehlshaber zu geben, richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit unwillkürlich auf Franz Morosini; die allgemeine Anerkennung seiner seltenen Verdienste war eine glänzende Genugthuung für die Beleidigungen und Vorwürfe, womit so viele kleine Seelen und besonders die neidischen Patrizier den glorreichen Helden von Kandia überhäuft hatten. Er ging unter Segel, verstärkt von einigen Galeeren des Papstes, des Malteserordens und des Großherzogs von Toskana, setzte seine Mannschaft auf der Insel St. Maura ans Land, und zwang den türkischen Befehlshaber der Festung durch fortgesetzte kräftige Angriffe, nach Verlauf von 16 Tagen, am 6. August 1684, zu kapituliren. Der Fall von Prevesa, ein Werk des Generals Strasoldo, folgte bald nach. Die türkische Flotte hatte zwar die Dardanellen verlassen, wagte es aber nicht sich mit der venetianischen zu messen; die Erinnerung an frühere Unfälle lehrte Vorsicht; sie begnügte sich damit, die Inseln des Archipels zu verwüsten. Die Türken hatten keinen leichten Stand, sie mußten ihren Feinden die Stirne bie-

ten auf der ganzen Westgränze ihres Reichs, von Kaminieck, welches die Pohlen belagerten, bis nach Coron, gegen welches Morosini im Anzuge war.

8000 auf der peloponnesischen Halbinsel gelandete Venetianer umringten diesen Platz; auf die Nachricht, daß der Pascha von Morea zum Entsatze anrücke, bricht Morosini sein Lager ab, sucht den Feind auf, überfällt ihn bei Nachtzeit, schlägt ihn aufs Haupt, nimmt darauf wieder seine Stellung vor Coron ein, läßt eine Mine springen, die angeblich mit 250 Fässern Pulver angefüllt war, öffnet eine weite Bresche, stürmt dann und treibt die Besatzung dergestalt in die Enge, daß sie zum Zeichen der Uebergabe die weiße Fahne aufpflanzen muß. Man unterhandelte noch über die Bedingungen der Unterwerfung, als ein Kanonenschuß aus der Festung fiel, der einige Venetianer tödtete; er war des Signal zur blutigsten Rache; die erbitterten Belagerungstruppen stürzen gegen die Bresche, dringen in die Stadt, plündern sie aufs gräulichste, und einige Glückliche ausgenommen, wie ein Augenzeuge berichtet, müssen alle darin befindliche Türken über die Klinge springen. Der Krieg nahm einen Charakter der Wildheit an, in dem ein Theil den andern zu überbieten suchte; denn auch auf dem St. Markusplatze wurden zuweilen wie an der Pforte des Serails Menschenköpfe als Trophäen aufgestellt. Die Republik konnte auf diese anfänglichen Erfolge nur insofern rechnen, als die Fortschritte der Verbündeten dieselben sicherten. Glücklicherweise hatten die Türken vor Johann Sobiesky und den Oesterreichern bis nach der Moldau zurückweichen müssen. Die Republik hob in Sachsen und dem Braunschweigischen Truppen aus, mit welchen

sie das unter Morosini gelandete Heer verstärkte. Man bestritt die Kriegsbedürfnisse theils durch Verkauf der Adelswürde, die jetzt 100000 Ducaten kostete, und diesmal von 38 Plebejern wie in einer öffentlichen Versteigerung erstanden wurde, theils durch Veräußerung der Gemeingüter und neue Auflagen in den Provinzen des Festlandes.

Morosini erhob sich zu einem Entwurfe, der eben so sehr die Größe seiner Ansichten als die Kraft seines Willens bezeugt; er ging damit um, den Türken Morea zu entreißen. Die christliche Bevölkerung der Halbinsel kam, wie zu erwarten war, den Wünschen Morosini's bereitwillig entgegen; die Mainotten traten offen zur Republik über, und nahmen Theil an dem Siege, den die Venetianer über den Capudan Pascha erfochten, und wodurch sie Herren der Provinz Maina wurden. So endigte der Feldzug von 1685.

Die Uebergabe einiger festen Schlösser, der Städte Modon, Argos und Napoli di Romania krönte den Anfang des Jahres 1686. Zweimal wollte der türkische Anführer den Fortschritten des venetianischen Heeres Schranken setzen, und zweimal wurde er von dem Schweden Königsmark, dem General der Republik, vollständig geschlagen. In Dalmatien gingen mehrere Plätze durch Sturm über. Die Hauptkraft der Türken war gegen die Pohlen und Oesterreicher gerichtet, die so eben Ofen genommen hatten. Im vollen Genuß der Siegesfreude beschloß der Senat daß die Ritterwürde Morosini's auf seinen Neffen übergehen und für immer dem Haupte der Familie verbleiben solle.

Ein abermaliger Verlust des kleinen türkischen Heeres, das sich nach jedem Schlage schnell sam-

melte und erholte, die Einnahme von Patras und Castelnuovo, die Uebergabe der Schlösser in Morea und Rumelien, der Festung Lepanto und endlich die Flucht des Seraskiers, der wieder über den Isthmus zurückging und Corinth verließ, vervollständigten in dem gegenwärtigen Feldzuge (1687) die Eroberung Morea's. In der ganzen Provinz war nur noch Malvasia zu unterwerfen. So lange es aber in der Nähe Morea's wichtige Punkte gab, wo der Feind sich verstärken und für einen schnellen Ueberfall der Halbinsel vorbereiten konnte, waren die Venetianer weder durch den Isthmus, noch durch ihre Seemacht sicher gestellt. Wollten sie sich aus dieser ungewissen Lage herausreißen, so mußten sie sich nicht nur der größern Inseln in der Nachbarschaft Morea's bemächtigen, sondern auch des nördlichen Ufers der beiden Golfe, welche der corinthische Isthmus trennt. Wie die Sachen jetzt standen, war insonderheit der Besitz von Athen höchst wünschenswerth und nothwendig. Die Türken unterhielten daselbst eine starke Besatzung. Morosini griff sie mit einer gewaltigen Artillerie an; sie zertrümmerte schonungslos einen beträchtlichen Theil der antiken Denkmäler. Flammen und Trümmer waren jetzt die Losung des Tages. Eine Bombe der Venetianer fiel auf das Parthenon, welches die Türken in ein Pulvermagazin verwandelt hatten; Athen capitulirte und wurde ein Vorposten, von wo aus die Venetianer ihre neuen Eroberungen beschützen konnten. Die Belagerung von Malvasia schritt indeß nur langsam vorwärts. Die Siege Morosini's hatten einen solchen Glanz über die Waffen der Republik verbreitet, daß sie ihm eine Ehrenbezeigung zuerkannte, die den Sinn jener classischen Zeit aussprach, wo ein Del-

zweig die höchste Belohnung der stolzesten Gemüther war. Man stellte die Büste Morosini's in den Wappensaal des herzoglichen Palastes auf, mit der Umschrift: „Franz Morosini, dem Peloponnesier, da er noch lebte."

Bald darauf (1688) erfolgte der Tod des Dogen. Die Dankbarkeit des Vaterlandes war gegen Morosini immer noch im Rückstande; der Augenblick erinnerte laut daran, die gehäufte Schuld vollends abzutragen. Kaum hatte Justiniani die Augen geschlossen, so erblickte man in allen Straßen Venedigs Anschlagzettel, worauf die Worte standen: „Derjenige, welcher euch ein Königreich gegeben hat, verdient auch eine Krone." Die öffentliche Meinung hatte zu laut und einstimmig gesprochen, als daß die Wähler sie überhören konnten. Morosini wurde zum Dogen erhoben. Sein Thatendrang ließ ihn nicht ruhen; den 8. Julius ging er aus dem Golf von Aegina zur Belagerung Negropont's ab. 6000 Türken vertheidigten den wohlbefestigten Platz; Morosini setzte ungefähr 15000 Mann ans Land. Der Graf Königsmark machte anfänglich in der Belagerung glückliche Fortschritte; bald aber zeigten sich Spuren der Pest, sie raffte den dritten Theil des Heeres hin und auch Königsmark fiel als ihr Opfer. Der Seraskier der Insel ergreift den günstigen Augenblick und dringt kämpfend bis in das venetianische Lager; nur unter Anstrengungen der Verzweiflung und großem Verlust wurde er zurück getrieben. Kaum war Morosini von Venedig aus mit 4000 Mann verstärkt worden, so schritt er den 20. August 1688 zum Sturm, wiederholte die Angriffe noch eine geraume Zeit hindurch, schwächte seine Truppen aber dadurch so

bedeutend und fand in der Festigkeit der feindlichen Werke einen so hartnäckigen Widerstand, daß er die Belagerung aufgeben mußte. Von Negroponte begab er sich nach Malvasia. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß ihn gerade auf dem höchsten Gipfel der Ehre sein bisheriges Glück verließ. Schon beim Anfange der Belagerung wurde er von einer Krankheit überfallen, die ihn zur Rückkehr nach Venedig zwang; er überließ die Fortsetzung der Belagerung dem Generalcapitain Cornaro. Die Venetianer wollten der vorrückenden türkischen Verstärkung zuvorkommen, sie verloren bei einem Sturme gegen 1000 Mann, konnten aber nicht in den Platz eindringen; doch capitulirte die höchstbedrängte Besatzung und so war Venedig Meister aller Plätze in Morea. Cornaro ging der ausgelaufenen türkischen Flotte entgegen, schlug sie bei Mitylene, trieb sie in ihren Hafen zurück und nahm dem Feinde bald darauf die wichtige Festung Vallona. Eben so glücklich kämpften die Verbündeten der Republik. Die in Ungarn und Griechenland geschlagenen Türken nahmen auf andern Punkten ihre Zuflucht zu den Waffen der Verrätherei; dieses schändliche Handwerk trug ihnen jedoch keine besondern Früchte. Die erzählten Begebenheiten fallen in den Zeitraum von 1689 — 90. Der Generalcapitain Cornaro war nach der Belagerung Vallona's gestorben; Dominikus Moncenigo war sein Nachfolger, und setzte sich auf Befehl der Regierung gegen Kanea in Bewegung. Man rechnete auf die Gewalt der Ueberraschung und fand dagegen die wachsamen Türken in gutem Vertheidigungszustande. Jetzt wurden regelmäßige Angriffe nothwendig; sie zogen die Unternehmung in

die Länge. Als der Generalcapitain vernommen hatte, daß die Türken gegen Morea aufständen, befragte er seine versammelten Officiere, ob sie es nicht für rathsam hielten, auf den Kampf gegen Kanea zu verzichten, um zur Vertheidigung der kürzlich eroberten Halbinsel herbei zu eilen. Ihre Gegenvorstellungen waren eben so triftig als einleuchtend, vermochten aber nichts über den kopflosen Anführer, der sogleich mit seinen Truppen nach Morea aufbrach. Hier waren blos 5 bis 6000 Türken vor Lepanto erschienen; die Aufforderung zur Uebergabe hatte der Befehlshaber des Platzes mit Verachtung von sich gewiesen. Die Venetianer zerstreuten jene schwachen Haufen mit leichter Mühe, aber die Gelegenheit, Kanea zu nehmen war dahin; ein Verlust der sich nicht ersetzen ließ. Von allen Seiten brach gegen den Generalcapitain das Geschrei des Unwillens aus; er wurde angeklagt, nach Venedig geführt, verhaftet, und als man sich später weit mehr von seiner gänzlichen Unfähigkeit als von seinem bösen Willen überzeugte, durch eine schimpfliche Degradation bestraft.

Unter diesen Umständen that ein Mann, wie Morosini, Noth. Man übergab ihm zum vierten Male den Oberbefehl. Geboren 1618, zählte er damals 75 Jahre; seiner Altersschwäche zum Trotz brach er den 24. Mai 1693 wohlgemuth auf, und führte die Flotte der Republik in den Archipel, wo ihr indessen die Kampfscheu der Türken keine Gelegenheit zur Auszeichnung gab. Der nach dem Hafen von Napoli di Romania zurückgekehrte Doge erlag daselbst den Anstrengungen des letzten Feldzuges. In der Dogenwürde folgte

ihm Silvester Valiero, im Oberbefehl Anton Zeno. Die über ihr Glück erstaunten Venetianer nannten diesen Krieg den wunderbaren. Die Eroberungen waren ihnen übrigens leicht geworden; sie hatten die türkischen Flotten fast niemals auf dem Meere gefunden und eben so wenig starke Truppenmassen auf dem Festlande, weil die Waffen des Feindes anderswo beschäftigt waren. Die Venetianer verdankten eigentlich die Gunst der Umstände mehr den Waffen der Oesterreicher als ihren eigenen. Der Generalproveditor Johann Delfino nahm mehrere Plätze an der Grenze Dalmatiens weg, namentlich Ciclut, auf welches die Türken einen so hohen Werth legten, daß sie die Wiedereinnahme desselben mit einer nachgesandten Verstärkung von 20000 Mann zu erzwingen suchten; sie wurden zerstreut oder zusammengehauen. Vor Dulcigno scheiterte Johann Delfino trotz der erhaltenen Vortheile über drei kleine türkische Heere, die der Festung zu Hülfe kommen wollten. Die venetianische Seemacht nahm ihre Richtung gegen Scio. Den 8. September 1694 landeten daselbst 9000 Mann. Begünstigt von den christlichen Einwohnern drangen die Venetianer in den Hafen, bemächtigten sich daselbst dreier Galeeren, sprengten einen Theil der Festungswerke und ließen der Besatzung keinen andern Ausweg übrig als Ergebung; sie capitulirte und wurde nach dem benachbarten Festlande hinübergeschafft.

Als die venetianische Flotte einige Tage später der türkischen begegnete, flüchteten die Galeeren der Letztern mit Hülfe der Ruderer. Die Kriegsschiffe hingegen, zurückgehalten von der Windstille, waren außer Stande zu manövriren; die Vene-

tianer konnten ihrerseits den Vortheil des Bugsirens anwenden. Alle Capitaine bestanden auf dem Angriff dieser unbeweglichen Schiffe; Anton Zeno wich ihrem kriegerischen Verlangen unter den nichtigsten Vorwänden aus. Man erblickte die türkischen Schiffe am folgenden Tage noch vor dem Eingange des Hafens von Smyrna. Zeno gab dem Geschrei und Murren der Mannschaft nur mit Widerwillen nach, und als er sich endlich zu einer Bewegung entschloß, war die kostbare Zeit unwiederbringlich verloren. Die Türken hatten bereits den Hafen erreicht, sahen aber darum noch immer von einem Augenblick zum andern dem Angriffe der Venetianer entgegen und trafen deshalb verschiedene Vorsichtsanstalten. Zeno konnte wenigstens den Hafen beschießen; die Bereitwilligkeit, mit welcher er sich in die abmahnenden Vorstellungen des französischen, englischen und holländischen Gesandten fügte, nachdem er das Begehren seiner Officiere so bestimmt abgelehnt hatte, erregte den Unwillen der ganzen Flotte.

Der Capudan Pascha verließ die Dardanellen unter dem Auftrage Scio wieder zu nehmen. Die Venetianer stellten sich ihm entgegen; sie verloren in dem furchtbaren Kampfe 1600 Mann und drei Schiffe, welche in die Luft flogen. Der nachfolgende Verlust von Scio bewies klar, daß die Türken gesiegt hatten. Eine nichts entscheidende Schlacht, die Versäumung einer schönen Gelegenheit und die Verzichtleistung auf eine Eroberung bezeichneten den verkehrten Gang dieses Feldzugs. Er kostete Anton Zeno seine Freiheit und Befehlshaberwürde; man führte ihn nebst den Provveditoren Querini und Pisani in Ketten nach Venedig, er starb noch

unter den Vorbereitungen des Prozesses. Die Mitgenossen seiner Schmach verloren ihren militairischen und bürgerlichen Rang. Alexander Molino ersetzte Anton Zeno; er siegte über die Türken auf dem griechischen Festlande und lieferte ihnen von 1696 bis 1698 drei Seetreffen, welche zwar mehr oder weniger die Ueberlegenheit der venetianischen Seemacht bewiesen, sonst aber keinen Ausschlag gaben. Der Friede hing von ganz andern Verhältnissen ab, das heißt, von der Stellung der großen kriegführenden Mächte, gegen welche Venedig kaum noch auf der zweiten Ranglinie stand. Der Senat fürchtete nichts so sehr, als gegen die Pforte allein auf dem Schauplatze des Krieges zurück zu bleiben; er unterwarf sich deshalb den Bedingungen, die ihm das herrschende unwiderstehliche Interesse Europa's vorschrieb und opferte einen Theil seiner Eroberungen auf. Was ihm blieb, war viel für seinen Ruhm und mehr als genug für seine Kraft, wie die Folge zeigen wird. In dem gegenwärtigen Frieden (1699), welcher nach dem Orte der Unterhandlung der Karlowitzer heißt, trat die Pforte an Oesterreich Siebenbürgen, an Polen Kaminieck, Podolien und die Ukraine, endlich an Rußland den Hafen von Asow ab.

Die folgenden Artikel gingen Venedig näher an; es behielt von seinen Eroberungen ganz Morea bis zum corinthischen Isthmus, die Inseln Aegina und St. Maura; Castelnuovo am Eingange des Kanals von Cattaro und Risono; in Dalmatien endlich die Plätze Sing, Knin und Ciclut; es gab ferner die nördlich vom atheniſchen und lepantischen Meerbusen gelegenen Eroberungen zurück unter der Bedingung, vorher die Plätze von Lepanto, Rumelien und Preveſa zu schleifen; es überließ endlich den Tür-

ken das wichtige Grabusa, wiewohl der Feind sich desselben blos durch Verrätherei bemächtigt hatte. Der Doge Silvester Valiero überlebte den Frieden nur um zwei Jahre; sein Nachfolger war Ludwig Moncenigo, der bis 1709 regierte und durch Johann Cornaro ersetzt wurde, dessen Herrschaft bis 1722 dauerte.

Die Basis des Augsburger Bündnisses, das dem Ehrgeize und den Fortschritten Ludwigs XIV. Einhalt thun sollte, war heimlich in Venedig abgeschlossen worden; die Republik erblickte sich seit langer Zeit, wegen ihrer Vereinigung mit Oesterreich gegen die Türken, in einer natürlichen Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Interesse. Sie berief sich indessen auf den Grundsatz der Neutralität bei dem Kriege, den die Häuser Habsburg und Bourbon während der ersten dreizehn Jahre des achtzehnten Jahrhunderts um den Besitz der spanischen Krone mit einander führten, und an welchem fast ganz Europa Theil nahm. Dieser Grundsatz verrieth die Schwäche des Staats; auch wurde die Neutralität der Republik zu Wasser und zu Lande häufig verletzt. Bei dem zu Utrecht eröffneten und im folgenden Jahre nach Rastadt verlegten Congresse trat der Verfall des venetianischen Ansehns mit jedem Tage klarer ans Licht. Umsonst verlangte die Republik Entschädigungen für zahlreiche, durch den Krieg herbei geführte Verluste; man ließ ihre Bevollmächtigten blos als Zeugen der Verhandlungen zu, welche den politischen Zustand aller europäischen Staaten veränderten.

Kaum war der allgemeine Friede hergestellt, so erklärte die Pforte, stark an sich und noch stärker durch die Schwäche Venedigs, der Republik von

neuem den Krieg. Der Großvezier erschien an der Spitze eines beträchtlichen Heeres, unterstützt von einer mehr als hundert Segel starken Flotte, vor Corinth, das sich schon am fünften Tage nach Eröffnung der Laufgräben ergab. Ganz Morea ward in einigen Monaten erobert, und zwar wie im Spiele. Man erkennt in dieser Kette von Unfällen weder die tapfern Vertheidiger Kandia's wieder, noch jene kühne Marine, die so oft die türkischen Flotten zerstört hatte. Officiere und Soldaten waren von gleichen Schrecken gelähmt, und die Regierung zeigte jetzt eben so wenig Thätigkeit und Kraftaufwand, als sie früher Vorsicht bewiesen hatte. Kandia war 25 Jahre hindurch vertheidigt worden, und Morea fiel in einigen Monaten; so schnell und so tief konnte ein Staat sinken, der sonst die Bewunderung der Welt war.

Die Türken belagerten Corfu; es wurde von dem berühmten Grafen Schulenburg auf eine bewunderungswürdige Weise vertheidigt und erhalten. Diese Belagerung macht Epoche in der Kriegsgeschichte, wohin denn auch die nähere Darstellung derselben gehört. Die dankbare Republik ließ dem Grafen in dem Platze ein Denkmal errichten, mit der Inschrift: Matthiae Johanni Comiti a Schullemburgio, summo terrestrium copiarum praefecto, christianae reipublicae in Corcyrae obsidione fortissimo assertori adhuc viventi Senatus Anno MDCCXVII. Nur die Republiken, sagt Voltaire, erweisen solche Ehren; die Könige geben blos Belohnungen. Schulenburg setzte den Kampf für die Republik mit gleichen Vortheilen fort, bis zum Passarowitzer Frieden (1718), in den Venedig fortgerissen von der Gewalt der größern Mächte,

namentlich Oesterreichs, trotz aller Gegenbemühungen einwilligen mußte. Es verlor Morea an die Pforte, und erhielt dafür als schwachen Ersatz die Insel Cerigo und einige befestigte Punkte an den Küsten Dalmatiens und Albaniens.

Hier endigt die Geschichte Venedigs, oder hier schließen sich wenigstens seine thätigen Berührungen mit der übrigen Welt; es hat von nun an weder Kriege zu bestehen, noch Friedensschlüsse zu unterzeichnen, noch überhaupt einen Willen auszudrücken. Abgesondert, mitten unter den übrigen Völkern, unerregbar in seiner Gleichgültigkeit, blind über seine Interessen, unempfindlich gegen Beleidigungen, opferte es alles dem einzigen Wunsche auf, den andern Staaten nicht zu mißfallen und einen ewigen Frieden zu bewahren.

Der Friede von Passarowitz war für Venedig ein entscheidender Wendepunkt. Die Besitzungen der Republik, die seitdem weder eine Eroberung machte, noch einen Verlust erlitt oder einen Tausch traf, waren um jene Zeit das ursprüngliche Dogat oder die Inseln und Ufer der Lagunen; auf dem italienischen Festlande die Provinzen Bergamo, Brescia, Crema, Verona, Vicenza, das Polesin von Rovigo und die trevisanische Mark, welche Feltre, Bellano und Cadore in sich begriff; im Norden des Golfes Friaul und Istrien; im Osten desselben das venetianische Dalmatien mit den dazu gehörigen Inseln; ein Theil Albaniens, das heißt, das Gebiet von Cattaro, Botrinto, Pariga, Prevesa, Vonizza; endlich im ionischen Meere die Inseln Corfu, Pexo, St. Maura, Cephalonien, Theake, Zante, Asso, die Strophaden, und Cerigo. Nach den 1722 gesammelten Berichten stieg die Be-

völkerung in dem gesammten Staatsgebiete auf 2,500,000 Seelen, die öffentliche Einnahme auf 6,000,000 Ducaten; den Ducaten ungefähr zu vier Franken 19 Centimen gerechnet, die Schuldenlast dagegen auf 28,000,000 Ducaten.

Eine Volksmasse, die sich auf einigen kleinen unbekannten Inseln angesiedelt hatte, konnte nur auf dem Wege des Handels zur Bedeutsamkeit gelangen. Venedig wollte aber daneben auch die Rolle des Eroberers spielen; und wenn diese doppelte Richtung höchst gefährlich war, und später verderblich wurde, so muß man doch auch eingestehen, daß die neuen Verhältnisse des Welthandels der Republik die Ausbreitung ihrer Herrschaft nothwendig machten, wollte sie anders nicht hinter der fortschreitenden Entwickelung der übrigen Staaten zurückbleiben. Zum nachhaltigen Erobern gehört eine ausreichende und sichere Bevölkerung: daran gebrach es Venedig. Noch größer war der Nachtheil, daß der ausschließende aristokratische Geist der Regierung einer natürlichen Verschmelzung der Gesinnungen und Interessen zwischen der Hauptstadt und ihren fernen auswärtigen Besitzungen schroff entgegen stand. Wo einzelne vorherrschende Familien die allgemeinen Angelegenheiten lenken, da finden die neuen Unterthanen weder die Vortheile, die sich ihnen unter dem Scepter eines Monarchen anbieten, noch jene Begünstigung der Adoptionen, welche die alten Republiken den einverleibten Fremden durch die Ertheilung des Bürgerrechtes zukommen ließen. Die Griechen, die Italiener, die Dalmatier waren nur insofern miteinander verbunden, als sie genöthigt waren 4 — 500 patrizische Familien als ihre gemeinschaftlichen Herren über sich

zu erkennen. Die innere Polizei unterhielt geflissentlich die Spannungen und Reibungen zwischen diesen gemischten Volkshaufen. Die Venetianer waren Gewerbleute, die Bewohner der benachbarten Provinzen Landbauer, die Dalmatier Soldaten, die Griechen Matrosen. Gewohnheit, Sprache, Bestimmung, Interesse entfremdete sie gegenseitig. Venedig verdankte sein Glück hauptsächlich dem Umstande, daß es sich früher als die übrigen Staaten einer regelmäßigen und festen Regierungsform erfreute, wiewohl eben dieselbe für die veränderten Bedürfnisse der Zeit zu sehr in Spröde, Härte und übelverstandene Zähigkeit ausartete. Dieser Wurm nagte bereits an der Blüthe, und griff später immer weiter um sich. Die mannichfaltigen und großen Vortheile der Hauptstadt waren ganz dazu geeignet, die Bewohner derselben mit ihrem Schicksale zufrieden zu stellen, und sie über den geheimen, selbst offenen Schaden des Staats zu blenden. Eine in ihrer Art einzige Lage, eine durchaus eigenthümliche Lebensweise, eine unwandelbare Ruhe, geschützt von einer wachsamen Polizei, die in allem, was sie nicht näher berührte, die Gleichgültigkeit bis zum Uebermaße trieb, eine Freiheit der Sitten, die dem Traumbilde der politischen Freiheit einen täuschenden Anstrich von Wahrheit gab; der Zufluß von Fremden, deren Gegenwart durch die Handelsverbindungen mit allen bekannten Ländern die reichsten Zinsen abwarf; die Menge von Werkstätten, die dem Gewerbfleiß und der Dürftigkeit offen standen, um die Bedürfnisse des Armen zu befriedigen, und die Genießlust des Reichen zu stacheln; das Gepränge des Ueberflusses, der Luxus der Künste, die Trophäen des Sieges, eine eben

so reich begründete als sparsame Verwaltung, die gebietenden Ernst durch scheinbar freisinnige Maximen mit kluger Berechnung milderte, die pomphaften Triumphzüge, Feste, wie sie allein Venedig zu geben verstand, dieses ganze Schauspiel von Größe, Reichthum und Freude belebte die thätigen geistigbegabten Einwohner und stimmte sie, im Vergleich mit andern Völkern zur neidlosen Zufriedenheit.

Zu den Ursachen, die Venedigs Fall herbeiführten, und die schon früher gelegentlich bezeichnet worden sind, kam abgesehen von dem drückenden Gewicht der türkischen Macht, auch noch das gewaltige Anwachsen des österreichischen Hauses. Man hat den Venetianern einen Vorwurf daraus machen wollen, daß sie sich nicht mit muthiger Entschiedenheit an die Spitze eines italienischen Staatenbundes stellten, sie ordneten sich offenbar dem Gange der politischen Ereignisse zu furchtsam und lauernd unter; ob aber ihre gesunkenen Kräfte zur glücklichen Ausführung jenes würdigen Unternehmens auf die Länge hingereicht haben würden, ist eine Frage die wohl verneint werden muß, wenn man die Lage der Dinge, und besonders die Stellung der großen dabei betheiligten Staaten schärfer ins Auge faßt. Italien bietet einer politischen Concentration bis auf den heutigen Tag, vielleicht noch größere Schwierigkeiten dar als unser zerstückeltes Deutschland. Daß aber Venedig aus dem Kampfe der Häuser Bourbon und Habsburg nicht einmal den Vortheil zog, seiner Neutralität durch nachdrückliche Maßregeln Ansehen zu verschaffen oder durch thätige Mitwirkung auf dieser oder jener Seite den Ausschlag zu geben, läßt sich auf keine Weise

entschuldigen; und wollte es schlechterdings ruhiger Zuschauer bleiben, so hätte es wenigstens den Frieden zur Widerherstellung seiner Macht benutzen sollen, indem es seine Truppen nach den Erfordernissen des neuen militairischen Zeitgeistes organisirte und dem Schatze des Staats aufzuhelfen suchte; nur unter dieser Bedingung konnte es bei den öffentlichen Verhandlungen, zu denen seine Bevollmächtigten kaum noch zugelassen wurden, mit angemessenem Nachdruck auftreten. Die gegenwärtige Friedensliebe der Venetianer würde einen ganz anderen und höheren Werth haben, hätte nicht aus ihr die Begierde nach Reichthum so deutlich hervorgeblickt und wäre der Abscheu vor dem Kriege etwas mehr gewesen als Furcht vor der Unterbrechung einer blinden Gemächlichkeit und reichlicher Genüsse. Anstatt durch Aufopferung, Kraftaufwand, Nationalgeist der Größe ihrer Bestimmung nachzukommen, stieg die Republik mit demüthiger Entsagung von ihrem kühnen Range herab und baute ihre Sicherheit auf die Eifersucht der großen Mächte und einige durchlöcherte Grundsätze des Völkerrechts. Nach außen leistete die diplomatische Thätigkeit, wie im Innern die Wachsamkeit der Polizei, ersprießliche Dienste genug, so daß die Regierung den Ruf ihrer Weisheit und den Glanz eines unerschütterlichen Ansehens scheinbar fortbehauptete. Diesen Wahn, welchen sie bei den Fremden zu unterhalten strebte, theilte sie unglücklicherweise selbst. Schon die finanziellen Verlegenheiten konnten ihr die Augen öffnen, da sie sich mit der Zahlung der Interessen der Staatsschuld, die ohnehin bis auf zwei Procent gesunken waren, in einem Rückstande von fünf, sechs, sieben Jahren befand.

Der neuerlich mit den Türken abgeschlossene Friedensvertrag hatte langwierige Erörterungen zur Folge, in welche die Pforte ausstudirte Schwierigkeiten und hochfahrende Drohungen mischte und die Geduld der Venetianer auf eine harte Probe stellte. Sebastian Moncenigo, der sich schon im vorhergehenden Kriege dem Vaterlande rühmlich empfohlen hatte, war so glücklich, die streitige Gränzbestimmung aufs Reine zu bringen. Die dankbare Republik belohnte ihn nach dem Tode Cornaro's (1722) mit der herzoglichen Würde. Die Besorgnisse welche die Rüstungen der Türken erregten, waren so lebhaft, daß die venetianische Regierung die Inseln des ionischen Meeres, namentlich Cerigo, Zante, Cephalonia, St. Maura und Corfu befestigen ließ und den Grafen Schulenburg, dessen Namen den Türken Achtung gebot, fortwährend in ihrem Dienste behielt; er entwarf den Plan zu verschiedenen neuen Festungswerken. Die Kosten derselben wurden durch ein Anlehen von 300,000 Ducaten und durch eine Taxe gedeckt, welche die fremden Juden erlegen mußten, die sich in Venedig niederlassen wollten.

Im Jahre 1724 näherte sich der König von Spanien Philipp V., zürnend über die Zurückschikkung der mit Ludwig XV. verlobten Infantin, dem österreichischen Hofe. Toskana und Parma wurden bei dem nahe bevorstehenden Tode des Großherzogs Johann Gaston Medicis und Anton Farnese's, die beide keine männlichen Erben zurückließen, Don Karlos dem Sohne Philipps V. aus seiner zweiten Ehe zugesichert. Oesterreich besaß in Italien Neapel und Mailand, Spanien sollte, wie gesagt, Toskana und Parma erhalten. Das

Einverständniß dieser Mächte, welches in dem Bündniß mit Rußland eine neue Stütze fand, schien so gefährlich, daß Frankreich, England, Preußen und Holland sich dagegen durch einen Freundschaftsvertrag zu sichern suchten. Venedig, dessen Beitritt die entgegengesetzten Parteien lebhaft nachsuchten, vermied streng jede nähere Erklärung. Der Nachtheil dieser zaghaften und verkehrten Politik blieb nicht aus, denn bald darauf erhob der Kaiser Karl VI. nach seinem Siege über die Türken Triest zu einem Seeplatz, unbekümmert um die Gegenvorstellungen der Venetianer, die jetzt schon nicht mehr wagten, ihr angebliches Herrenrecht auf den Golf laut und entschieden in Anspruch zu nehmen. Oesterreich hatte Triest nicht nur zu einem Verbindungspunkt mit seinen entfernten italienischen Besitzungen ausersehen, sondern es wollte auch zugleich den ausschweifenden Handelsplackereien der Republik ein Ziel setzen.

Der Tod des Herzogs von Parma, Anton Farnese (den 20. Januar 1731) bestimmte den Infanten Don Karlos, mit seinen Ansprüchen auf dieses erledigte Land unverzüglich hervorzutreten. Der Kaiser wünschte sein Versprechen zu umgehen, und da die verwittwete Herzogin von Parma sich für schwanger ausgab, und der Infant das ihm verheißene Herzogthum nur in Ermangelung eines gültigen Erben erhalten konnte, so verweigerte ihm Karl VI. die Belehnung und besetzte Parma durch seine Truppen. Spanien hatte sich unterdessen durch einen zu Sevilla geschlossenen Vergleich mit Frankreich ausgesöhnt. Die letztere Macht wollte den Kaiser zwingen, Stanislaus Leszinsky, den Schwiegervater Lud-

wigs XV. wieder den polnischen Thron besteigen zu lassen. Die Schwangerschaft der verwittweten Herzogin von Parma war eine bloße Erfindung; der Kaiser mußte, bedroht von Frankreich, England und Holland seine Truppen aus dem Herzogthume zurückziehen, und Don Karlos nahm an der Spitze von 6000 Spaniern Besitz von demselben. Der Krieg schien unvermeidlich, denn der Infant nannte sich nicht nur Herzog von Parma, sondern auch Generalissimus des spanischen Heeres in Italien. Der Kaiser sammelte Streitkräfte in Tyrol und ließ sie gegen das Mailändische vordringen; andere Heeresmassen brachen aus Unteritalien durch den Kirchenstaat ebenfalls gegen jene Provinz auf. Frankreich sagte Spanien seine Hülfe für die Vertreibung der Deutschen aus der Halbinsel zu; und der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, schloß in einer und derselben Zeit mit den streitenden Parteien zwei gleich treulose Verträge ab. Die Gesandten des französischen und österreichischen Hofes drangen bei der Republik vergeblich auf eine Erklärung; sie verwahrte sich sorgfältig gegen die freundschaftlichsten Versicherungen und verführerischen Anerbietungen der einen und der andern Macht, bekannte sich wiederum zu dem Grundsatze einer strengen Neutralität, und forderte aus diesem Grunde die Unverletzlichkeit ihres Gebiets. Sie schmeichelte sich, ihren friedlichen Gesinnungen einen höhern Nachdruck zu geben durch die von Dalmatien und den ionischen Inseln herbeigezogenen Truppenmassen; sie hob zu dem Ende auch Milizen in den Provinzen des Festlandes aus, und errichtete einen militairischen Cordon an den Gränzen der Herzogthümer Mantua und Mailand.

Unter diesen Bewegungen war der Doge Sebastian Moncenigo gestorben; er wurde von Karl Ruzzini ersetzt, der den Frieden von Carlowitz und Passarowitz unterzeichnet hatte.

Die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich von der einen und zwischen Frankreich, Spanien und Turin von der andern Seite fingen 1733 an. Die Venetianer beharrten in ihrer Neutralität, die schwer zu behaupten und noch schwerer in Achtung zu setzen war. Der Herzog von Savoyen, bald darauf König von Sardinien, warf sich in den Strom der Ereignisse, wie es sein Vortheil wollte. Das erste Unternehmen der Verbündeten war die Besitznahme des Mailändischen. Die Franzosen rückten unter dem Herzog d'Harcourt nach Lodi und Cremona, während der König von Sardinien theils durch freiwillige Unterwerfungen, theils durch gegeheime Einverständnisse, theils durch offene Gewalt der Waffen binnen zwei Monaten das Mailändische eroberte. Mantua wurde, wie nachher fast immer, der Sitz und Widerstandspunkt für die österreichischen Streitkräfte. Von der Sesia bis zum Oglio war alles in den Händen der Verbündeten. Um diese Verluste zu ersetzen, lieferten die Kaiserlichen hintereinander drei erfolglose Schlachten, bei Parma, Quistello, Guastella; umsonst schrieben sie sich in der letzten den Sieg zu. 30,000 Spanier entrissen ihnen unterdessen das Königreich Neapel. Der sicilianische Adel rief Don Karlos herbei, der, anerkannt von Neapel, in Palermo einen Triumpheinzug hielt. Oesterreich hatte in Tyrol frische Truppen gesammelt; der Marschall von Noailles kündigte dem Senat, in der Absicht, das Vordringen der Kaiserlichen zu

hemmen, die nahe Ankunft seiner Truppen auf venetianischem Boden an. Maillebois faßte wirklich bei Castelnuovo Fuß, Lautrec bei Gassolongo, Noailles besetzte das Veronesische, die Spanier standen an der Unteretsch, die Piemonteser bei Salo und in der Provinz Brescia. Um diesen verschiedenen Heerhaufen auszuweichen, marschirten die Oesterreicher durch das dem Meere nähergelegene Gebiet von Bassano, Vicenza und Padua. Dergestalt sah die Republik sämmtliche Feinde in ihren Provinzen, und mußte nicht nur für ihren Unterhalt sorgen, sondern auch die von einem solchen Stande der Dinge unzertrennlichen Beschimpfungen und Verwüstungen ertragen. Sie stand eben auf dem Punkte, die bisherige Neutralität zu brechen, und die Partei der Sieger zu ergreifen, als die Entscheidung der Dinge ihr auch diesen Schritt nicht mehr erlaubte. Das Haus Bourbon war im Besitze des Mailändischen, des Parmesanischen, von Neapel, ingleichen von Sicilien und konnte auch auf die Behauptung von Toskana rechnen. Diese fortschreitende Machtentwickelung erregte zum Glück für Venedig die Eifersucht Englands und Hollands; beide Staaten waren bereit, dagegen ihre Vermittelung aufzubieten. Der Cardinal Fleury, erster französischer Minister, kam im rechten Augenblick dieser Einmischung durch einen Separatfrieden zuvor, der den allgemeinen Frieden zur Folge hatte. Die Verbündeten Frankreichs erhielten nicht alle die Vortheile, welche sie sich versprochen hatten, aber Europa gelangte zur Ruhe und das Schicksal Italiens wurde festgestellt. Zwischen Frankreich und Oesterreich hörten die Feindseligkeiten mit dem Ende des Jahres 1735 auf.

Man hatte sich dahin vereinigt, daß der Kaiser die Herzogthümer Parma und Piacenza bekommen und in den Wiederbesitz Mailands treten sollte, mit Ausnahme der Provinzen Tortona und Novarra, und einiger Lehen, die dem Könige von Sardinien bestimmt waren; und daß Spanien für Parma und Toskana die Königreiche Neapel und Sicilien behalten sollte. Es war noch über Toscana zu verfügen; Frankreich wollte es dem König Stanislaus Lescinsky zuwenden, um ihn einigermaßen für den Verlust des polnischen Thrones zu entschädigen. Man kam endlich dahin überein, diesem Fürsten die Herzogthümer Lothringen und Bar zu überlassen, die bisher Franz von Lothringen, der Schwiegersohn des Kaisers, besessen hatte und wofür derselbe das Großherzogthum Toskana eintauschen sollte. Der abgeschlossene Vertrag besagte endlich den Rückfall Lothringens an Frankreich nach dem Tode des Königs Stanislaus. Diese Anordnung unterhielt in Italien eine Art von Gleichgewicht und war so günstig als es die Umstände erlaubten.

Im Januar 1735 starb der Doge Karl Ruzzini; sein Nachfolger war Ludwig Pisani.

Der Kaiser suchte die Verluste vom vorigen Kriege her durch ein mit Rußland gegen die Türken eingegangenes Bündniß auszugleichen. Dreimal forderte er die Venetianer angelegentlich zur Theilnahme auf; sie hatten den furchtbaren Feind genugsam kennen gelernt, und, getäuscht von Oesterreich, wußten sie, was von dieser Macht selbst im Falle des Sieges zu erwarten stand. Sie blieben ihrer Neutralität getreu und durften sich bei dem schlechten Fortgange des Krieges zu der gewählten Rolle Glück wünschen. Sie beschäftigten sich wäh-

rend dieser Zeit hauptsächlich mit der Vertheidigung gegen die Barbaresken und mit der Aufrechthaltung friedlicher Verhältnisse zwischen den Unterthanen der Pforte und ihren eigenen, da jedem Ausbruch der Uneinigkeit von Seiten der Türken übermüthige Demonstrationen zu folgen pflegten, die sich nicht anders als durch schwere Entschädigungen niederschlagen ließen.

Seitdem der Kaiser Triest und der Papst Ankona für einen Freihafen erklärt hatte, mußte auch Venedig die Bande des Handels lüften, oder es setzte sich der Gefahr aus, seinen Verkehr mit dem Auslande höchst empfindlich zu schwächen. Schon früher waren zu diesem Behufe verschiedene Vorkehrungen getroffen, sie hatten sich aber sämmtlich unwirksam erwiesen. Gezwungen von dem Gebote der Nothwendigkeit, erklärte die Regierung 1736 Venedig für einen Freihafen, jedoch nicht in der vollen Bedeutung des Worts, sondern mit Einschränkungen, wie sie das öffentliche Wohl zu fordern schien. Mehrere Jahre nacheinander (1739—40) wandten die Venetianer ihre Thätigkeit vorzüglich auf die Wiederbelebung und Erhaltung ihres Handels, und auf fruchtlose Schritte bei den Höfen von Wien und Versailles, um Ersatz für die erlittenen Kriegsschäden oder wenigstens Vergütung der geleisteten Lieferungen zu erhalten. Im Jahre 1741 war abermals ein Bruch mit der Pforte zu befürchten; Venedig konnte ihn nur durch eine Summe von 160,000 Zechinen abwenden, die es als angebliche Schuldloshaltung zahlen mußte. In diesem Jahre machte der Tod des Dogen Ludwig Pisani Platz für Peter Grimani.

In dem Kriege, den die Verlassenschaft des

Kaisers Karl VI. herbeiführte, griff Venedig wiederum zum Systeme der Neutralität; sein Gebiet wurde darum nicht weniger von den kämpfenden Parteien heimgesucht und verwüstet; österreichische und englische Kriegsschiffe bedeckten den Golf und trotzten offen den wirklichen und angemaßten Rechten der Republik, die sich aber durch alle diese Kränkungen nicht aus ihrer leidenden Fassung bringen ließ. Der Aachner Frieden (1748) setzte den Zustand Italiens für ein halbes Jahrhundert fest. Zwischen Oesterreich und Venedig hatten schon seit längerer Zeit Zwistigkeiten über das Patriarchat von Aquileja obgewaltet. Es erstreckte nämlich seine Gerichtsbarkeit nicht nur über das venetianische, sondern auch über das österreichische Friaul. Der zum Schiedsrichter aufgerufene Papst Benedikt XIV. erklärte sich nach Grundsätzen der Vernunft und Billigkeit; Venedig, das sich erst nicht fügen wollte, mußte es später dennoch geschehen lassen, daß das Patriarchat von Aquileja in zwei Erzbisthümer getheilt wurde; der Sitz des einen war Udine, des andern Görz; jenes befaßte den venetianischen, dieses den österreichischen Antheil unter sich.

Der Krieg, den Frankreich und England von 1756 bis 1759 wegen der Gränzen Kanada's führten, und in den sich auch Spanien und Portugal mischte, kostete den Spaniern Florida und den Franzosen fast alle ihre Niederlassungen in Westindien und Kanada, außerdem noch 50 Linienschiffe. Es schien, als wollte Venedig fortwährend die Kraft der politischen Trägheit beweisen, denn auch bei diesem Kampfe blieb es neutral. Dasselbe Verhalten beobachtete es während des sie-

benjährigen Krieges (1756—1763) und bei dem Kampfe zwischen Genua und Corsika; auch der Krieg der vereinigten nordamerikanischen Staaten die in ihrem Widerstande gegen den Handelsdespotismus der Engländer von Frankreich und Spanien unterstützt wurden, konnte Venedig nicht aus seiner politischen Apathie reißen. Vergeblich boten die verbündeten Russen und Oesterreicher jede ersinnliche Lockung auf, um die Venetianer zur Theilnahme an dem Kampfe mit der Pforte zu bewegen; sie schlugen alle Anerbietungen hartnäckig aus, und behaupteten unerschütterlich ihre Neutralität, diesmal nicht ohne triftige Gründe. Diese Unthätigkeit warf in der öffentlichen Meinung einen so tiefen Schatten auf ihre Macht, daß der Graf Orlov, als er (1775) in Venedig Waffen und Munition aufkaufte und Matrosen aushob, dem Senate der ihn entfernen wollte, zur Antwort gab, er empfange nur Befehle von seiner Kaiserinn und werde abreisen, wann es ihm beliebe.

Werfen wir jetzt noch einen flüchtigen Blick auf die innern Verhältnisse der Republik. Während der zehnjährigen Regierung des Dogen Franz Loredan, der 1752 Peter Grimani gefolgt war, überließ sich Venedig ungestört seiner Handelsthätigkeit. Im Jahre 1763 nahm nach Loredans Tode Markus Foskarini den herzoglichen Stuhl ein; da es ihm an Gelegenheit fehlte, seinen Namen zu verewigen, so weihte er dem literarischen Ruhme seines Vaterlandes ein öffentliches Denkmal; er selbst galt für einen der gelehrtesten Schriftsteller seiner Zeit. Er überlebte den Antritt seiner Regierung nur zehn Monate und hatte (1763) Aloys Moncenigo zum Nachfolger. Man sieht wie un-

fruchtbar die Geschichte Venedigs in diesem Zeitraume ist. Der Kampf, den die Republik einige Jahre gegen die Raubstaaten Algier, Tunis, Tripoli fortsetzte, und von Zeit zu Zeit durch fruchtlose Verträge (1764—65) und schimpfliche Tribute unterbrach, ist das letzte politische Ereigniß von einiger Bedeutung.

Dem Dogen Aloys Moncenigo folgte 1779 Paul Reniero, einer der eifrigsten Sprecher gegen die willkürliche Gewalt des Decemvirats, außerdem ein Mann von großer Gelehrsamkeit und erprobter Erfahrung in den Weltgeschäften. Er gehörte zu der Partei, die den übermäßigen Einfluß der großen Familien einschränken wollte; seine Erhebung zur herzoglichen Würde beweist, daß zwischen denen, die für das Interesse des Volkes und jenen, die für die Vorrechte der Patrizier kämpften, bereits ein gewisses Gleichgewicht eingetreten war.

Auf Paul Reniero folgte 1788 Ludwig Manini als Doge; der Verfall der Republik wurde immer sichtbarer, aber noch kündigte nichts die nah bevorstehende Auflösung des Staates an. Im ersten Jahre seiner Regierung brach in einem der volkreichsten Stadtquartiere eine so furchtbare Feuersbrunst aus, wie seit Menschengedenken noch nicht stattgefunden hatte; sie war in einem Magazin entstanden, wo unermeßliche Vorräthe von Oel aufgehäuft lagen. Die Bevölkerung war in einem Zeitraume von 70 Jahren auf 3,000,000 Seelen angewachsen; um 1769 betrug die Zahl der Einwohner in Venedig 149,426. Die Bedingungen, unter denen die Plebejer zur Adelswürde gelangen konnten, wurden immer mehr ermäßigt. Die Seemacht der Republik bestand in 8—10 Linienschiffen, einigen Fregatten

und vier Galeeren, und etwa in 20 Fahrzeugen, an denen noch gebaut wurde, die aber wie es schien, nie fertig werden sollten. Das wenig geachtete und schlecht besoldete Landheer zählte gegen 7000 Italiener und 5 — 6000 Sklavonen. Unter den Namen von Italienern waren mit Ausnahme der Spanier, die nicht zum Dienst zugelassen wurden, Soldaten aus den verschiedensten Gegenden begriffen. 25 Capitaine, Einwohner des festen Landes, stellten Reiter, jeder Einzelne beim ersten Aufgebot 100 Mann. Das Heer war noch weit schlimmer als die Marine hinter den Fortschritten der Zeit zurückgeblieben. Man glaubte im Falle der Noth 100,000 Milizen aufbringen zu können. Die Abgaben brachten durch den glücklichen Fortgang des Ackerbaues und die Kunstgriffe der Staatswirthschaft seit dem Passarowitzer Frieden fast das Doppelte ein, denn sie betrugen am Ende des Jahrhunderts 11,600,000 Ducaten. In demselben Verhältniß hatte sich aber auch die Staatsschuld vermehrt und zwar bis auf 44 Millionen Ducaten. Unter den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Gewalt wuchs die Spannung zusehends; der Rath der Zehn war mehrere Jahre hindurch den heftigsten Kämpfen ausgesetzt; lauter Symptome die auf eine nahe Revolution hindeuteten. Der Senat selbst stand gegen die Geistlichkeit auf, die nicht weniger als 4,274,460 Ducaten Einkünfte bezog. Das Sittenverderbniß vollendete das traurige Gemälde des Ganzen; es war der Vorbote der Dinge, die da kommen sollten.

Zehnte Periode.

Von dem Verfall der Republik bis zu ihrer Auflösung. 1789 — 1798.

Venedig, welches siebenzig Jahre der Ruhe durch lethargische Schwäche erkauft hatte, suchte beim Ausbruche der französischen Revolution die Folgen dieser großen welthistorischen Begebenheit vorauszusehen, um unter dem Schutze der Partei, die zuletzt Sieger bleiben würde, sein siechtes politisches Leben noch weiter fortzuschleppen. So sehr es auch äußerlich die Rolle der vollkommensten Neutralität spielte, so verrieth es dennoch seine wahre Gesinnung durch die mannichfaltigen Beweise von Vorliebe für die alte Ordnung der Dinge. Eine Regierung, wie die französische, die den Grundsatz einer absoluten Freiheit und Volkssouverainetät aufstellte, mußte natürlich der adelichen Aristokratie verhaßt und gefährlich scheinen, welche den empörendsten Despotismus ausübte, und seit Jahrhunderten nur durch Späher, Angeber und die Winkelzüge der Politik kümmerlich fortbestand. Der Congreß von Pillnitz, vermöge dessen die vereinigten Mächte schon im Voraus das Loos über Frankreich geworfen hatten, und der die Eroberung

Frankreichs gleichsam auf dem Wege der Subscription ausbot, riß Europa in einen blutigen Krieg. Die Venetianer leugneten zwar jedwede Theilnahme an diesem Kampfe ab, und erklärten von neuem ihre unveränderliche Neutralität, ließen aber doch ihre Neigung für die Feinde Frankreichs und für denjenigen Theil der französischen Nation durchblicken, der im Gefolge des österreichischen und preußischen Heeres ins Vaterland zurückzukehren brannte.

Die französische Regierung hatte so eben eine Veränderung erlitten. Der König war entthront und sein Gesandter in Venedig abgewiesen worden. Die Republik ersetzte denselben durch einen neuen Geschäftsträger. Der venetianische Senat, der seine wahren Gesinnungen unausweichlich erklären mußte, weigerte sich, denselben anzuerkennen. Beschimpfungen der dreifarbigen Flagge verstärkten das Rachegefühl der Franzosen. Diese sahen damals die verbündeten Heere gegen ihre Hauptstadt heranrücken und den Bürgerkrieg ihre Provinzen zerrütten; sie mußten die Genugthuung für so offene Feindseligkeiten von glücklichern Tagen erwarten. Als die Schlacht von Jemappes und die Besiegung Savoyens über die Befreiung des französischen Bodens entschieden hatten (1792), bequemte sich die venetianische Regierung, erschrocken über die gebietende Stellung des kriegerischen Frankreichs, den Gesandten der neuen Republik anzuerkennen. Ludwig XVI. starb unter den Händen der revolutionairen Blutmenschen; einige Monate früher hätte Venedig durch ein geraderes Betragen die Schmach vermieden, einen solchen Augenblick für ein solches Zugeständniß zu wählen. Die Unfälle Frankreichs im Jahre 1793

wandelten noch einmal die venetianische Politik um, und die verweigerte Annahme des französischen Geschäftsführers folgte schnell dem frühern Versprechen, ihn zuzulassen. Diese Streitigkeiten und Erörterungen zogen sich in die Länge; während dieser Zeit ließen es die Staatsinquisitoren nicht an Verfolgung der Franzosen und derjenigen Italiener fehlen, die im Verdacht standen, die politischen Meinungen der Freiheitsmänner zu theilen. Die Wohnung des französischen Consuls in Zante wurde von den Volksaufwieglern verbrannt, und in Venedig selbst der junge, jetzt so berühmte, Girodet, von den Sbirren beim Zeichnen einer Ansicht aufgegriffen, geknebelt, und mit Beschimpfungen überhäuft *).

Die Schlacht von Fleurus gab den französischen Waffen ihre Ueberlegenheit zurück. Man bereute es jetzt in Venedig, den Gesandten der neuen Republik nicht angenommen zu haben, und verstand sich, fortgerissen vom Drange der Umstände, zu Schritten der Annäherung. Frankreich antwortete mit Würde; der Gesandte desselben wurde in Venedig zugelassen, umgeben von den Feinden seines Volkes, die hier Zuflucht oder einen Heerd für ihre Umtriebe fanden. Die mannichfaltigen Erfolge der jungen Republik, welche laut ankündigte, nächstens ihre Truppen in Italien einfallen zu lassen, gaben derselben beim venetianischen Senate ein größeres Gewicht; der letztere lernte Klugheit von dem Gange der Ereignisse, und schickte

*) Als ihn einer dieser Schergen fragte, ob man in Frankreich noch Feste feiere, antwortete der Künstler mit patriotischer Geistesgegenwart: „Mehr als je; das Fest des Sieges kehrt alle Monate zurück.“

schleunig Aloys Querini in der Eigenschaft eines Gesandten nach Paris. Er erschien den 30. Julius 1795 vor dem Nationalconvent, und sprach eine Rede, die folgendermaßen anfing: Bürger-Repräsentanten, der Bürger einer Republik, deren Freiheit vor mehr als elf Jahrhunderten gleich bei ihrem Ursprunge auf den Abscheu vor dem Joche der Barbaren und auf den bescheidenen Wunsch eines ruhigen Lebens gegründet wurde, hat viele Beweggründe, tief durchdrungen zu seyn von dem Zutrauen, womit ihn sein Vaterland beehrt, indem es von ihm bei einer Republik vertreten seyn will, deren Heldenthaten und Siege seit ihrem ersten Jahre die Blicke der Welt auf sich gezogen und gefesselt haben." Die Schlacht bei Loano und die Vorbereitungen der Franzosen über den Po zu gehen, trugen wesentlich bei, den venetianischen Senat gegen die französische Republik noch geschmeidiger zu machen. Der Graf von Provence, der nach dem Tode seines Bruders den Titel eines Königs von Frankreich angenommen und der einen englischen Minister um sich hatte, empfing vom venetianischen Senat die Einladung, Venedig zu verlassen, und zwar auf Begehren desselben Frankreichs, welches von jeher die Zuflucht unglücklicher Könige gewesen war. „Ich werde abreisen, sagte der Verbannte, aber ich verlange daß man mir das goldne Buch überreicht, um in demselben den Namen meiner Familie auszustreichen." Die Abreise des Prinzen traf mit den erneuerten Feindseligkeiten an den Alpen gleichzeitig zusammen. Der Oberbefehl war dem General Bonaparte anvertraut worden, der bei seinem Abgange zum Heere erklärt hatte: „In drei Monaten werde ich in Mailand oder in Paris seyn." Einen

Monat später, nachdem die Franzosen, Sieger in den Schlachten von Montenotte, Millesimo, Mondovi und Lodi, die Oesterreicher gezwungen hatten, das Mailändische zu räumen, drangen sie bis in das venetianische Gebiet vor. Der Obergeneral zog mit seinen Truppen den ersten Junius in Verona ein, und erwiederte die Klagen des venetianischen Provedditore blos mit der zornigen Beschwerde über die Vorliebe des Senats für die Oesterreicher und über dessen feindselige Stimmung. Man betrieb wirklich in Venedig seit einigen Tagen die Bewaffnung insgeheim, und verordnete das Ausheben von Mannschaft in Istrien, Dalmatien und Albanien. Man verdoppelte die Thätigkeit auch innerhalb des Zeughauses und eine offene Kasse, bestimmt zur Aufnahme patriotischer Geschenke, enthielt bereits 1,300,000 Ducaten. Die Staatsinquisition ließ kein Mittel unversucht, um die Bewohner von Bergamo aufzuwiegeln; sie bewaffnete zugleich den Pöbel und die Sklavonen. Während Venedig diese geheimnißvollen Maßregeln nahm, waren die Franzosen bis Trient vorgedrungen; sie besetzten die Festung Fuentes in den Alpen, so wie die Feste Urbino auf der Gränze des Kirchenstaates, Ferrara am Po, Bologna in der Romagna, Ancona an der adriatischen Küste, Livorno am toscanischen Meere. Sie zwangen den König von Neapel zu unterhandeln, nöthigten den Papst einen Waffenstillstand nachzusuchen, und am Ende des Junius blieb den Oesterreichern im ganzen Italien nichts weiter übrig als Mantua. Unter diesen Umständen trug die französische Regierung den Venetianern ein Bündniß an, diese schlugen es aus, in der Meinung, daß Frankreichs Waffenglück nur ein vorübergehender Schimmer sey. Der österreichische Feld-

marschall Wurmser erschien bald darauf mit einem Heere in Italien. Er kam die Tyroler Alpen herab, drang am linken Ufer des Mincio in die Lombardei ein, und warf zwei französische Divisionen in der Nähe des Gardasees und im Etschthale über den Haufen. Bei dieser Nachricht brach in Venedig die lebhafteste Freude aus. Die Franzosen wurden an öffentlichen Orten beschimpft, und die Patrizier forderten in allem Ernst die Köpfe derselben von den zahlreich bewaffneten Sklavonen. Die Schlacht von Castiglione, die Wurmser zum Rückzuge zwang, stillte keineswegs die Gährung der Gemüther, welche die Regierung geflissentlich beförderte. Täglich kamen frische Rekruten über die mit Kriegsschiffen bedeckten Lagunen herbei. Man setzte den Dringlichkeiten des französischen Gesandten blos die Betheurungen von Neutralität und Rechtlichkeit entgegen. Die Republik Venedig konnte es sich aber nicht versagen, unter dem Vorwande der Neutralität Partei zu nehmen. Frankreich trieb die Mäßigung so weit, daß es den Venetianern nochmals ein Bündniß vorschlug. Der Senat, welcher eine gewaltige Furcht vor den österreichischen Heeren heuchelte, die so eben neuerdings vor den Franzosen zerstoben waren, schloß durch die förmlichste Weigerung jeden Weg zu einer Verbindung zwischen den beiden Republiken. Das Glück blieb übrigens den französischen Fahnen treu, und nach dem Siege von Arcole ließ der Oberbefehlshaber bei seiner Rückkehr nach Mailand, um die Venetianer einzuschüchtern, die Worte fallen: Wenn ihr mich nicht hättet Mangel an Geld leiden lassen — so sagte er den Mailändern — und wenn meine Soldaten nicht von Schuhen entblößt gewesen wären, so würde ich das österreichische Heer vernichtet

haben. Ich hätte auch den Löwen aus seinem Lager aufgejagt, nachdem ich dem Adler die Flügel abgeschlagen hatte."

Die Schlacht von Rivoli entschied über den Feldzug von 1797. Mantua capitulirte den 2. Februar, und das ganze Festland wurde von den Franzosen besetzt. Die französische Regierung glaubte jetzt laut ihre Beweggründe zur Feindschaft mit Venedig erklären zu müssen. Man las in den öffentlichen Blättern drohende Manifeste, in denen man besonders Stellen bemerkte wie diese: „Die Venetianer setzen ihre geheimen Bewaffnungen fort, sie veranstalten Truppenaushebungen, die sich im günstigen Augenblicke vereinigen werden. Die venetianische Regierung schmeichelt sich mit dem Gedanken, den Franzosen diese Vorbereitungen verbergen zu können, weil die Verbindung zwischen Venedig und dem festen Lande schwach, und alles der strengsten Untersuchung unterworfen ist; aber alle diese Vorsichtsmaßregeln sind unnütz, die Franzosen haben überall Einverständnisse und Freunde. Zu allen Zeiten haben die adeligen und reichen Eigenthümer auf dem Festlande die venetianische Tyrannei mit Ungeduld ertragen, die Schwäche der venetianischen Regierung ist jetzt selbst ihren eigenen Unterthanen bekannt. Ihre einzige Kraft bestand in der Meinung, und die Meinung hat sich geändert. Was auch geschehen mag, diese Schreckensregierung ist ihrem Sturze nahe." Der glorreiche Uebergang des Tagliamento und die Niederlage des Heeres unter der Anführung des Erzherzogs Karl gaben diesen Worten ein neues Gewicht. Das Ungewitter zog sich murrend über dem Haupte Venedigs zusammen. Bergamo und Brescia waren

zu Gunsten der neuen Ideen aufgestanden. Beunruhigt von allen diesen Umständen, suchte der Senat Unterhandlungen mit dem Directorium anzuknüpfen, und sandte zwei seiner Mitglieder an den Obergeneral. Der Letztere, von den Ereignissen nicht hinlänglich unterrichtet, ging auf den Versuch einer Versöhnung ein, und verlangte, daß sich Venedig offen für Frankreich erklären und unter der Form eines Darlehens monatlich, so lange der Krieg dauern würde, eine Million Subsidien zahlen solle. Als die Abgeordneten sich hitzig gegen diese Forderung auflehnten, nahm Bonaparte den Procurator Pesaro beim Arme, indem er hinzusetzte: „von jetzt an giebt es keinen Mittelweg mehr; greift ihr zu den Waffen, so ist entweder die Republik Venedig oder das italienische Heer verloren. Denkt also nicht über den Entschluß nach, den ihr zu wählen habt, stellt den kranken Löwen von St. Markus nicht dem Glücke eines Heeres blos, das in seinen Depots, und unter seinen Verwundeten Leute, findet, um mit ihnen die Lagunen zu überschreiten." Einige Tage nachher empörten sich Salo und Crema gegen die venetianische Regierung. Von der andern Seite brach die Ueberspannung, welche die Staatsinquisition in ihren Provinzen genährt hatte, auf mehreren Punkten mit Heftigkeit aus, und führte zu Feindseligkeiten gegen die französischen Soldaten. Jetzt urtheilte der Obergeneral, daß die Zeit gekommen sey, wo man die durchgreifenden Formen einer militairischen Gewalt an die Stelle der diplomatischen Langsamkeit setzen müsse. Er sandte einen seiner Adjutanten nach Venedig, der im versammelten Rathe laut den folgenden Brief vorlas: „Das ganze Festland der erlauchten Re-

publik ist in den Waffen; von allen Seiten rufen die Bauern, die ihr bewaffnet und aufgewiegelt habt: Tod den Franzosen! Mehrere hundert Soldaten des italienischen Heeres sind schon als Opfer gefallen. Umsonst entwaffnet ihr Haufen, die ihr selbst gebildet habt. Glaubt ihr, daß ich in dem Augenblicke, wo ich im Herzen Deutschlands bin, nicht vermag, dem ersten Volke der Welt Achtung zu verschaffen? Glaubt ihr, daß die italienischen Legionen die Metzeleien dulden werden, die ihr hervorruft? Das Blut ihrer Waffenbrüder wird gerächt werden. Es giebt kein französisches Bataillon, das im Auftrage dieser edlen Sendung, seinen Muth nicht verdoppelt, und seine Kraft nicht verdreifacht fühlt. Der venetianische Senat hat durch die schwärzeste Treulosigkeit unser großmüthiges Verfahren erwidert. Wenn ihr nicht eilt, die zusammengerafften Haufen aufzulösen, und mir die Urheber des Meuchelmordes zu bezeichnen, so ist der Krieg erklärt. Der Türke steht nicht an euren Gränzen, kein Feind bedroht euch, und dennoch habt ihr mit durchdachter Absichtlichkeit Vorwände hervorgesucht, um unserm Heere eure Zusammenrottungen entgegen zu setzen. Sie werden binnen 24 Stunden zerstreut seyn. Wir leben nicht mehr in der Zeit Karls VIII. Wenn ihr mich zum Kriege nöthigt, so glaubt nicht, daß die Franzosen nach dem Beispiele der von euch bewaffneten Meuchelmörder, die Felder der unschuldigen und unglücklichen Bewohner des Festlandes verwüsten. Ich werde sie beschützen, und sie werden einst den Tag segnen, ohne Rücksicht auf die Verbrechen, welche das französische Heer gezwungen haben, sie dem Joche ihrer tyrannischen Regierung zu entzie-

hen." Der Senat sandte schnell neue Abgeordnete an den Obergeneral, und wartete ängstlich auf die Folgen dieses Schrittes. Sie fanden ihn in der Stimmung, Venedig Gesetze vorzuschreiben und alle die drückenden Beleidigungen zu rächen, die über Frankreich ergangen waren. Er bestand insonderheit auf der verlangten allgemeinen Entwaffnung. Der Senat war bereit, allen Forderungen nachzukommen, und um jeden Preis die Fordauer seines politischen Daseyns zu erkaufen, als die unseligen Ergebnisse seiner Treulosigkeit plötzlich jede Hoffnung eines ruhigen Vergleiches zerstörten. Man erfuhr im Hauptquartier, daß der Pöbel, von den venetianischen Obrigkeiten zur Rache aufgefordert, in Verona unter den Franzosen ein Blutbad angerichtet hatte; daß die von diesen angelegten Proviantmagazine geplündert worden waren, und daß die ganze Bevölkerung mit den Waffen in der Hand denjenigen den Tod drohte, die im Verdacht standen, die Meinungen der Fremden zu theilen. Man erzählte zugleich, daß ein französisches Fahrzeug von den Festungswerken Venedigs bei seinem Eintritt in die Lagunen beschossen, und der Capitain nebst einem Theile seiner Mannschaft getödtet worden sey. Von diesem Augeblicke kannte der Zorn des Obergenerals keine Gränzen mehr, er erklärte, nicht eher wieder einen Vorschlag anhören zu wollen, bis man ihm nicht die Staatsinquisitoren ausgeliefert habe, und diejenigen Patrizier, die als Mitglieder der Regierung das Volk aufgewiegelt hätten. Vergeblich suchten die venetianischen Abgeordneten seinen Sinn zu ändern, vergeblich boten sie ihm eine andere Genugthuung an: Nein, nein, sagte Bonaparte mit Würde, wenn ihr diese Gegend mit

Gold bedecken wolltet, so würden alle eure Schätze, alle Reichthümer Peru's nicht hinreichen, das französische Blut zu bezahlen. Ein Manifest, welches die Kriegserklärung enthielt, folgte unmittelbar auf diese Unterredung.

Die Friedenspräliminarien mit Oesterreich waren indessen in Leoben unterzeichnet worden, und kaiserliche Bevollmächtigte unterhandelten zwischen französischen Bivouaks über einen definitiven Frieden. Die solchergestalt sich selbst überlassene venetianische Regierung hatte das Geheimniß nicht durchdringen können, welches diese Unterhandlung zur Zeit noch bedeckte, und schon stand ein entschlossener und drohender Feind an dem Eingange der Lagunen. Die Streitkräfte Venedigs in den Lagunen betrugen 37 Galeeren und 168 Kanonierschaluppen, gegen 1000 Kanonen, theils auf den Schiffen, theils bei den Batterien, 8000 Matrosen und 14000 Soldaten. Um bis in die Stadt zu dringen, mußte man unter dem Feuer sämmtlicher Festungswerke vorgehen, mit der Sonde in der Hand einen Weg durch diese Menge von Kanälen suchen, die eine weitreichende Ueberschwemmung vereinigte, und wo die Signale keine Bahn mehr bezeichneten; man mußte endlich nacheinander alle die kleinen auf dem Wege liegenden Inseln erobern, und das französische Heer hatte nicht eine einzige Barke. Die Bestürzung der Senatoren hatte indessen den Gipfel erreicht. Anstatt auf Maßregeln der Vertheidigung zu sinnen, trat der Senat in einer öffentlichen Sitzung zusammen, in der Absicht, die alte und gebrechliche Verfassung nach demokratischer Manier umzumodeln. Man schickte zwei neue Abgeordnete an den Obergeneral

Bonaparte, die mit Vollmachten versehen waren, wie sie die Republik noch nie im ganzen Laufe ihres Daseyns ausgestellt hatte. Durch vieles Bitten erhielten die venetianischen Abgeordneten einen Waffenstillstand von sechs Tagen; während dieser Zeit gesellte sich die Furcht vor einer Revolution zu den Schrecken, welchem die Patrizier außerdem schon erlagen. Diese Schrecken behielten endlich die Oberhand. Man entsagte der Vertheidigung gänzlich, und die Abgeordneten, die Bonaparte bis Mailand gefolgt waren, traten einem Vertrage bei, vermöge dessen der große Rath die erblichen Rechte der Aristokratie aufgab, die Souverainetät niederlegte, und dieselben dem Vereine der Bürger zuerkannte. Diese einzige Erklärung hob eine Regierung auf, die vierzehn Jahrhunderte gedauert hatte. Man überlieferte in diesem Vertrage außerdem die Stadt Venedig den französischen Truppen, welche daselbst bis zur Herstellung der öffentlichen Ruhe verbleiben sollten. Durch einige geheime Artikel verpflichtete man sich, Frankreich eine Contribution von sechs Millionen zu zahlen, und 20 Gemälde und 500 Manuscripte zu übergeben.

Die Venetianer mußten sich dieser tiefen Demüthigung unterziehen, ohne daß sie die davon erwarteten Früchte erndeten.

Während der Abwesenheit der Abgeordneten war es in Venedig zu wichtigen Ereignissen gekommen. Gedrängt von den Volksaufwieglern, hatte der Senat der Souveränetät entsagt, ehe er die Ergebnisse der Mailänder Conferenzen kannte. Die abgeschaffte Regierung war jedoch nicht ersetzt worden, und die vollste Gesetzlosigkeit hatte das finstere Schrecken abgelöst, welches die Annäherung des Feindes

einflößte. Das Volk, aufgeregt von verschiedenen Empfindungen, durchlief die Straßen mit den Waffen in der Hand und plünderte mehrere Gebäude. Das entgegengesetzte Geschrei: es lebe die Freiheit! es lebe St. Markus! erscholl zugleich und die Unordnung wuchs mit reißender Schnelligkeit. Nur mit großer Anstrengung brachte die provisorische Municipalität einige Truppen zusammen, die Feuer auf das Volk gaben, und die Haufen auseinander sprengten. Unterdessen ging eine Flotille über die Lagunen hinaus, und nahm eine französische Division von 3000 Mann auf, die an dem St. Markusplatze ausstieg, wo niemals ein feindlicher Soldat den Fuß hingesetzt hatte. Dieses Ereigniß, welches Venedig der Willkür Preis gab, fand an demselben Tage statt, wo der schimpfliche Vertrag von Mailand abgeschlossen wurde (16. Mai). Bei ihrer Rückkehr fanden die Abgeordneten, voller Schaam über die Ergebnisse ihrer Sendung, daß der Senat sie noch an Feigheit übertroffen habe. Einige Tage später wurden die Gefängnisse der Staatsinquisition niedergerissen, die Abzeichen der alten Regierung vertilgt, und das goldne Buch feierlich am Fuße des Freiheitsbaumes verbrannt, unter dem Zujauchzen einer Menge, die in allen Ländern für die Ausschweifungen jeder Art ihren tollen Beifall bereit hält.

Die Unterhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich schritten rasch vorwärts, und Venedig, das von nun an dem selbstgegebenen Herrn folgen mußte, sah mit Aengstlichkeit der Entscheidung seines Looses von Seiten der französischen Regierung entgegen. Es hatten sich im Innern der Stadt Volksgesellschaften gebildet, und viele Patrizier und

Bürgerliche erklärten sich nach dem Vorbilde der Franzosen mit Leidenschaft für die neuen Ideen. Wie groß war daher das öffentliche Schrecken, als man erfuhr, daß Frankreich, vermöge des Vertrages von Campo Formio, dem Kaiser Istrien, Dalmatien, die ehemaligen venetianischen Inseln im Archipel, die Mündungen von Cattaro, und die Stadt Venedig mit ihren Lagunen abgetreten habe wogegen sich Frankreich andere Besitzungen vorbehielt, die seinem Interesse besser zusagten. Nichts gleicht der Verzweiflung, welche diese Neuigkeit in Venedig verbreitete. Die Franzosen zerstörten das Prachtschiff des Dogen, den Bucentauro, plünderten die Vorräthe des Zeughauses, und sandten die Trümmer der venetianischen Marine nach Toulon, nebst den berühmten Pferden aus Bronze, die Dandolo bei der Einnahme Konstantinopels erobert hatte; was die Oesterreicher betraf, so versah man sich aller der Uebel, welche politische Reactionen zu begleiten pflegen. Den 18. Januar 1798 nahmen die österreichischen Truppen von Venedig Besitz, welches die Franzosen an demselben Tage räumten. Die Staatsinquisition wurde sogleich unter der Form eines hohen Polizeitribunals wiederhergestellt; schon der Name der Mitglieder, die demselben angehörten, verkündigten der Menge die Härte, welche man auszuüben im Begriff stand. Die österreichische Regierung ernannte Pezaro, einen venetianischen Flüchtling, zu dem Geschäft, den ehemaligen Oberherren den Eid der Treue abzunehmen. Der Doge Manini fiel besinnungslos nieder, als er diesen Eid aussprach. Derselbe Pöbel, welcher die Franzosen jubelnd empfangen hatte, bezeugte dieselbe Freude über die Ankunft der

Oesterreicher. Die Edlen feierten die sclavische Herabwürdigung ihres Vaterlandes durch Feste. Von diesem Augenblicke an verschwand Venedig aus der Reihe der Völker; sein Name lebt fort in den Blättern der Geschichte, um den Völkern das Loos zu zeigen, welches diejenigen Staaten erwartet, die auf Grundlagen ruhen, welche von der öffentlichen Moral, der Vaterlandsliebe, und einer vernünftigen Freiheit abweichen.

Ende.

Druckfehler.

In der Ueberschrift der siebenten Periode ist bei der Angabe „von 1493 bis 1510" die Jahrszahl 1510 in 1518 abzuändern.